



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

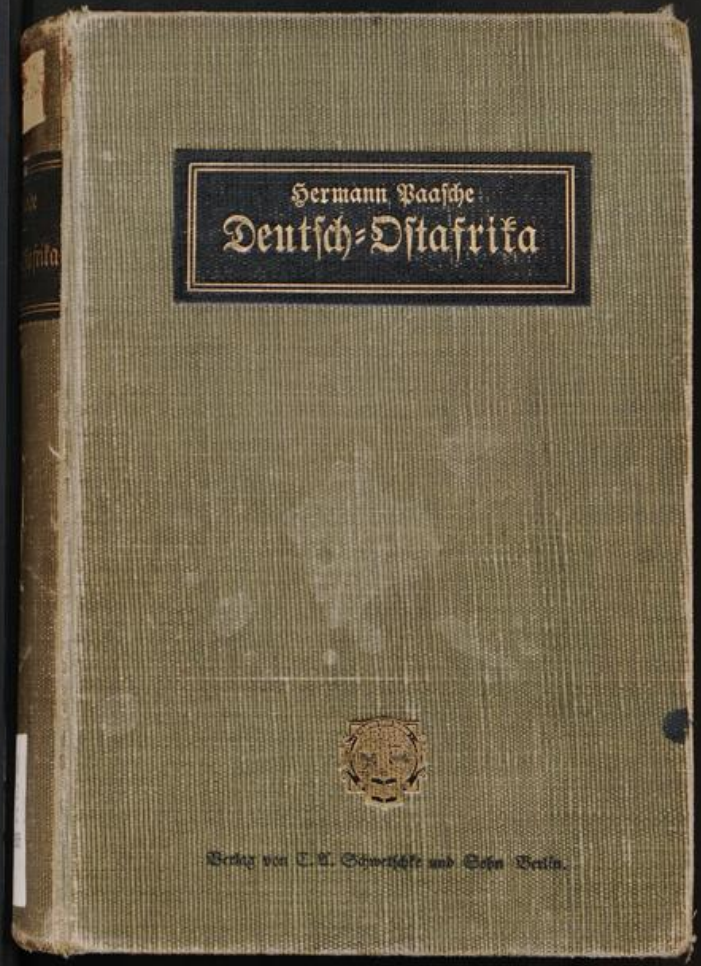
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Ostafrika

Paasche, Hermann

Berlin, 1906

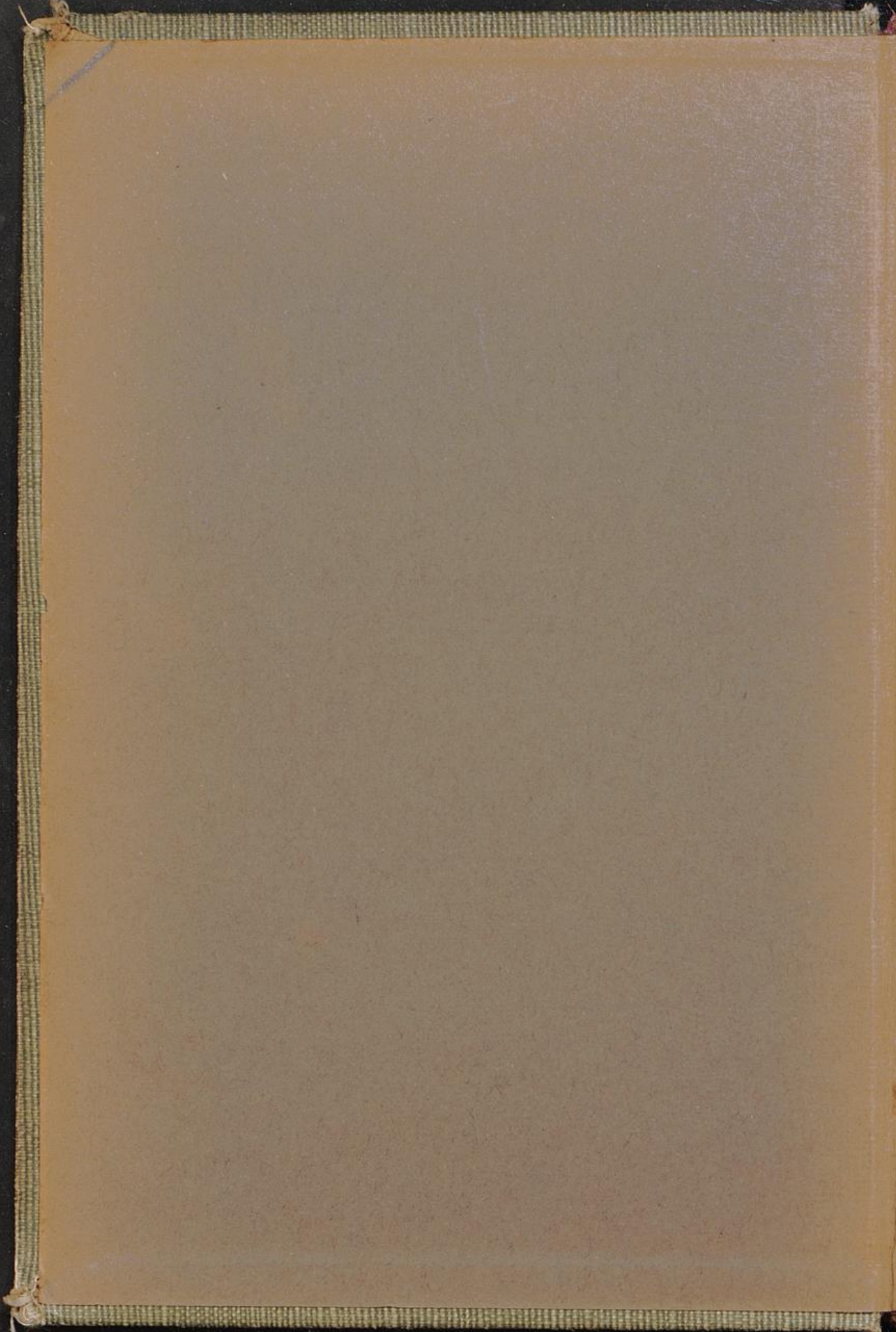
urn:nbn:de:gbv:46:1-10849



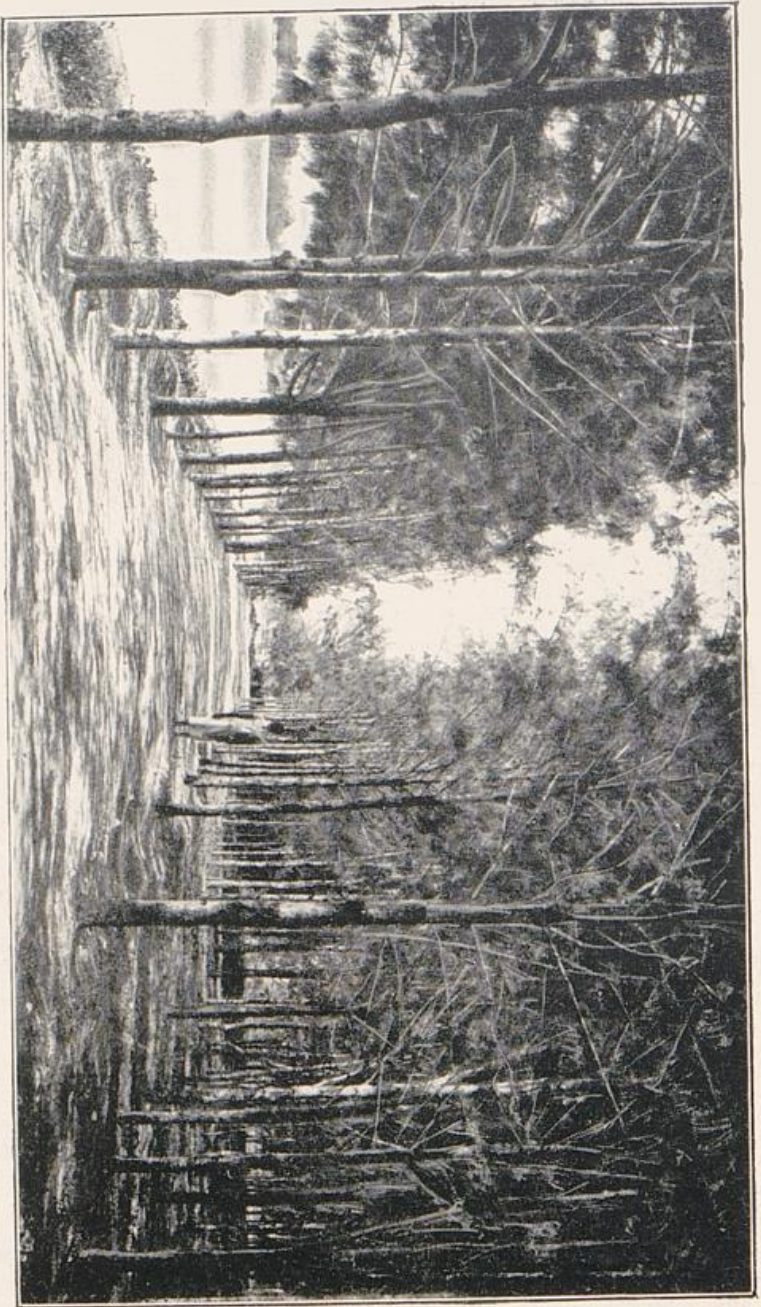
Hermann Baasche
Deutsch-Ostafrika



Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn Berlin.



V. 2. c. 3605



Rafuarinhain bei Dar es Salam (6jährig).



Kasuarinenhain bei Dar es Salam (6jährig).

Deutsch-Ostafrika.

Wirtschaftliche Studien

von

Dr. Hermann Paasche,

Geh. Regierungsrat und Professor, Vizepräsident
des Deutschen Reichstages.

Mit 18 Vollbildern in Duplex-Autotypie.

1.—4. Tausend.



Berlin.

V. 2. c. 3605

Berlag von C. A. Schwetschke und Sohn.
1906.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Die Welthandelsstraße des Suezkanals	8
Uden. Eine Etappe englischer Weltpolitik	25
Mombasa. Der Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas	36
Tanga. Der Haupthafen der Kolonie	57
Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie	72
In Mohoro	103
Am Rufiji	123
Bagamojo und Pangani	168
Im Bundeilande	192
In den Kaffeepflanzungen West-Ufambaras	210
Im Schumewald	235
Kulturstation Kwai	246
Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Umani	256
Das Höhenanatorium Wugiri	268
Im Bewässerungsgebiet des Pangani	274
Agavenkultur und Hansbereitung	284
Die Kautschukkultur	301
Der Kaffeebau und seine Aussichten	322
Baumwollkulturen	340
Kokospalmen und Ölfrüchte	358
Zuckerrohr und Zuckerrfabrikation	372
Waldkulturen	382
Gerbstoffproduktion	403
Deutsche Kleinsiedelungen und die Bodenfrage	413
Schluß	429

Die zur Erläuterung beigegebenen Photographien sind nicht eigene Aufnahmen, ich verdanke sie zum größten Teil dem Photographischen Institut von Vincenti in Dar es Salam, zum Teil Herrn Dr. P. Neubauer, Salarre—Berlin, Herrn Prof. Uhlig, Dar es Salam und Herrn Direktor Korsch-Buschirihof.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
1. Kasuarinenhain bei Dar es Salam	vor dem Titel
2. Fischerdorf mit großen Affenbrotbäumen	32
3. Zwei Illustrationen auf einem Blatt, darstellend Straßen in Tanga	64
4. Die Karawanserei bei Dar es Salam	96
5. Hanfbearbeitungsanstalt am Pangani	160
6. Zweijährige Pflanzung von Maniot Glaciovii	192
7. Aufbereitungsanstalt der Kaffeeplantage Satarre	208
8. Durch die reiche Ernte geschwächte Kaffeeebäume	224
9. Cedern im Schumewald	240
10. Cedern, 80 cm Stammdurchmesser	256
11. Das landwirtschaftlich-biologische Institut Umani in den Usambarabergen	272
12. Schnittreife Agaven	288
13. Abgeerntete, in Blüten geschossene Agaven	304
14. Ueberreich tragender Kaffeebaum	336
15. Kokospalmen Schamba bei Dar es Salam	368
16. Zwei Illustrationen, darstellend Abladen und Verladen von Agavenblättern	400

Einleitung.

Seit Jahren sind unsere deutschen Kolonien die Schmerzenskinder des Reichstages oder vielmehr derjenigen seiner Mitglieder, die mit voller Freude seinerzeit die Schaffung eines größeren Deutschlands jenseits der Weltmeere begrüßten, aber zusehen mußten, wie Jahr für Jahr, abgesehen von dem kleinen Togo, die Opfer, die das deutsche Volk zu bringen hatte, um diesen neuen Kolonialbesitz auszubauen, immer größer wurden, ohne daß eine feste Zuversicht vorhanden war, daß diese Opfer aufhören resp. reichen Segen bringen würden.

Wie oft habe ich es an mir selbst erfahren, daß ich in der Budgetkommission und im Plenum des Reichstages eintreten und stimmen mußte für Ausgaben, die im Etat gefordert wurden, ohne daß ich mir volle Rechenschaft geben konnte, ob sie in allen Einzelheiten berechtigt seien, und ob das Geld am rechten Platze ausgegeben würde. Kam dann von gegnerischer Seite lebhafter Widerspruch, und wurde von den oppositionellen Parteien die Entwicklungsgeschichte unserer Kolonien geschildert als eine Leidensgeschichte voller Opfer an Gut und Blut, wurde dann mit scheinbar sachverständiger Miene unseren überseeischen Gebieten jede Entwicklungsfähigkeit abge-

sprochen, so hat mich und wahrscheinlich auch manchen meiner Kollegen ein unbehagliches Gefühl beschlichen, daß man nicht imstande war, mit voller Überzeugungstreue den Angriffen entgegenzutreten, die unser ganzes Gebahren für töricht und nutzlos erklärten.

Zwar gibt es nachgerade Literatur in Hülle und Fülle über unsere einzelnen Kolonien, und die kolonialen Zeitschriften bringen einen solchen Überschwang von tatsächlichen Mitteilungen, daß man meinen sollte, es wäre leicht, sich ein Urteil aus dieser Fülle von Nachrichten zu bilden. Wenn man aber auf der anderen Seite die stets gleichbleibenden oder gar wachsenden Zuschüsse sah, die das Reich zu dem Kolonialetat zu leisten hat und wenn umgekehrt in den Berichten der verschiedenen Kolonialgesellschaften leider so wenig erfreuliches zutage trat, sondern immer nur Entschuldigungen vorgebracht wurden, daß auch in dem abgelaufenen Jahre wieder einmal keine Dividende gezahlt werden könne, weil eine nie dagewesene Dürre die Hoffnungen der Pflanzler vereitelt hätte, oder weil Krankheiten unter Tieren und Pflanzen aufgeräumt hätten, oder weil sich die Leiter des Unternehmens als unfähig erwiesen hätten, ihre Aufgabe zu erfüllen, so waren die Zweifel nicht zu bekämpfen, ob wirklich die begeisterten Schilderungen einzelner Reisenden den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen.

Es mag unrecht sein, solche Zweifel zu hegen, wenn Männer, wie der General v. Liebert, Dr. Peters, Wismann, Graf v. Pfeil, Wohltmann u. a. auf Grund eigener Erfahrungen ihr Urteil dahin abgegeben haben, daß unsere größte Kolonie Ostafrika keineswegs mit jenen hoffnungslosen Wüsten verglichen werden könnte, die für viele Laien das eigentliche Bild Afrikas repräsentieren.

Aber ich glaube, es ist nicht nur mir so ergangen, daß man diese Zweifel doch nicht immer unterdrücken kann, wenn die Tatsachen den Schilderungen zuwidersprechen scheinen. Deshalb habe ich längst den stillen Wunsch gehegt, gelegentlich hinüber zu gehen, und ebenso, wie ich vor Jahren die tropischen Kolonien Mittelamerikas durchwandert und ihre wirtschaftliche Kultur studiert habe, so auch auf unserem eigenen deutschafrikanischen Boden mir ein Urteil zu bilden, darüber, was aus dem dortigen Besitz gewonnen werden könne, und ob die Arbeit, die die deutsche Kolonialverwaltung geleistet, die Anerkennung verdiene, die man ihr als guter Patriot und Freund einer gesunden Kolonialentwicklung gerne zuteil werden lassen möchte.

Nicht auf Forschungsreisen wollte ich gehen, keine Landstriche auffuchen, die noch nie eines Weißen Fuß betreten, wollte auch keine Abenteuer erleben, sondern nur diejenigen Gebiete Ostafrikas durchstreifen, in denen die deutsche Kulturarbeit eingesezt hat — wollte Land und Leute sehen, soweit dies in der kurzen Spanne Zeit möglich war, die mir durch meinen Beruf und die parlamentarische Arbeit freigelassen wurde.

Kolonien haben für ein Land nur dann Wert, wenn sie imstande sind, dem Mutterlande als eine brauchbare Ergänzung seiner eigenen Wirtschaft zu dienen, d. h. wenn sie den Überschuß an Erzeugnissen des eigenen Gewerbesleißes in steigendem Maße aufzunehmen vermögen und ihrerseits Produkte dem Heimatlande liefern können, die als Rohstoffe oder Genußmittel immer unentbehrlicher werden. Sie haben ferner nur dauernd anerkannten höheren Wert für ein volkreiches Industrieland, wenn sie imstande sind, außer dem Überschuß an Waren auch einen Teil unserer eigenen Volkskraft aufzunehmen und Lau-

fenden und Abertausenden von Landeskindern eine neue Heimstätte zu bieten. Erst wenn in den Plantagegebieten unter tropischer Sonne reiche Gewinne gemacht und Vermögen erworben werden, die schließlich dem Mutterlande wieder zugute kommen, oder wenn viele Tausende von Landeskindern in den gesunden Höhenlagen auch unter dem Äquator sich eine sichere Existenz begründen können und dadurch die Brücke zur Heimat immer fester wird, weil die Zahl derer, die ein Interesse an dem Wohlergehen ihrer Angehörigen und dem Gedeihen des tropischen Gebietes haben, immer größer wird, kann die Kolonialpolitik darauf Anspruch erheben, in den breiten Schichten unseres Volkes wirkliche und dauernde Sympathie zu erwecken. Erst dann ist auch auf richtiges Verständnis zu rechnen für die Maßregeln, welche die Regierung ergreift, das Land zu heben und für die Opfer, die man dem steuerzahlenden Einwohner daheim zumutet.

Alte Kolonialvölker, wie die Engländer, Holländer und Franzosen, haben sich dieses Empfinden längst zu eigen gemacht. Zweifel an der Notwendigkeit wachsenden Kolonialbesitzes sind bei den politisch gebildeten Bewohnern jener Länder kaum noch zu finden. Selbst wenn man hier und da in England vor der eigenen Größe Furcht zu empfinden beginnt, denkt kaum jemand ernsthaft daran, den Kolonialbesitz einschränken oder eine Erweiterung desselben mit besorgten Blicken verfolgen zu sollen. Dahin müssen und werden auch wir kommen, es sei denn, daß sich die Länder, die uns schließlich bei der Verteilung der Welt zugefallen sind, als wertlose Wüsten herausstellen, aus denen selbst deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz nichts herauszuarbeiten vermögen.

Mein Reiseplan war dadurch bestimmt. Ich wollte sehen, wie die Plantagen sich entwickeln, welche Kulturen sich als lohnend und aussichtsreich für die Zukunft erweisen, wollte prüfen, ob man wirtschaftlich immer den rechten Weg gegangen ist und ob er, wenn das nicht der Fall ist, noch zu finden und zu zeigen wäre. Ich wollte vor allem auch hören und sehen, ob für deutsche, fleißige Hände dort unter tropischer Sonne in den kühlen Gebirgslagen Arbeitsgelegenheit zu finden und ob die Zeit endlich gekommen ist, wo man es wagen darf, deutsche Bauern und Kleinsiedler hinauszuführen und ihnen die Wege zu ebnen zur Gründung einer neuen Heimat im fernen Land aber unter deutschem Schutz.

Wenig mehr als drei Monate standen mir für meine Studienfahrt zur Verfügung. Der Weg ist weit und das Land ist groß, unendlich groß für den, der es kennen lernen will, weil es an Wegen und Stegen, an Transportmitteln und Fahrgelegenheiten fehlt, die es in unseren Kulturgegenden so leicht machen, im Fluge durch die Lande zu ziehen und aus den Fenstern des bequemen Eisenbahnwagens das Land zu sehen und Eindrücke zu gewinnen, die, wenn auch manchmal trügerisch, doch immer ein besseres Urtheil ermöglichen, als es das Lesen der besten Reisebeschreibungen uns bieten kann. Es galt also für mich, die Zeit zu nützen, und wenn ich in der kurzen Frist, wie ich glaube, viel gesehen, viel gehört und gelernt habe, so verdanke ich das nicht zum geringsten Theil der überaus freundlichen Aufnahme, die ich überall in der Kolonie gefunden habe. Von dem lebenswürdigen Gouverneur der Kolonie, dem Grafen Goetzen, bis zu dem einfachsten Ansiedler hat jeder, wie ich dankend anerkennen muß, darin gewetteifert, mir die Wege zu ebnen.

Mit einem Vertrauen und einer Opferfreudigkeit sind mir eigentlich alle Beamten und Pflanzler entgegengekommen, wie ich sie wahrlich nicht verdient hatte. Ich war eben der erste aktiv am politischen Leben mitarbeitende Deutsche, der hinauskam, um zu sehen, was gutes geschaffen ist, was geleistet werden könne und wo Mängel und Schwächen vorhanden sind, an deren Beseitigung die bessernde Hand anzulegen sich für den Parlamentarier lohnen würde.

Eine gesunde, kräftige Konstitution kam mir dabei zugute. Trotz schwerer Anstrengungen und harter Strapazen, die sich mancher in meinem Alter nicht mehr zumuten würde, habe ich das tropische Klima und die tropische Sonne ertragen, ohne auch nur ein einziges Mal die geringsten Unbequemlichkeiten zu empfinden. Rastlos konnte ich deshalb von früh bis spät mein Ziel verfolgen und habe in den wenigen Wochen vielleicht mehr gesehen, als es manch anderem vergönnt sein wird.

Wenn ich jetzt den Versuch mache, das, was ich gesehen und gelernt habe, vertieft und erweitert durch Studien, die ich nachträglich daheim zu machen imstande war, der Öffentlichkeit zu übergeben, so können meine wirtschaftlichen Studien natürlich keinen Anspruch darauf erheben, ein abschließendes Urteil über die Entwicklungsmöglichkeiten des weiten Ländergebietes zu geben. Aber ich hoffe doch, daß meine eigenen Erfahrungen und die dort gewonnenen Anschauungen, so wie sie mich selbst in meiner Liebe zu unseren Kolonien bestärkt haben, auch dazu beitragen werden, manchen unberechtigten Zweifel bei unseren Kolonialfreunden zu beheben und manches absprechende Urteil bei den Gegnern unserer Kolonialpolitik zum Schweigen zu bringen.

Ich will keine Reisebeschreibung geben, aber doch das persönliche Element in den folgenden Schilderungen nicht ganz in den Hintergrund drängen und meine Betrachtungen anreihen an den Verlauf meiner eigenen Reise. Ich hoffe, daß es mir dadurch gelingt, das Interesse auch derjenigen Leser zu fesseln, die an den einzelnen Kulturen, ihren Lebensbedingungen und Aus-sichten weniger Interesse haben.

Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

Wer heute unserer ostafrikanischen Kolonie zustrebt, wird kaum eine bessere Reisegelegenheit wählen können, als die auf den vortrefflichen Schiffen der Deutschen Ostafrikalinie, deren große, ungewöhnlich ruhig gehende Dampfer der Hauptlinie auch den vermöhntesten Ansprüchen an bequeme Fahrt und luxuriöse Verpflegung genügen, und deren Zwischenlinie Schiffe aufweist, die, wenn auch weniger den übertriebenen Ansprüchen der modernen Weltreisenden angepasst, doch alle Bequemlichkeiten bieten, die für eine solche Reise erwünscht sind.

Die Fahrt durch das Mittelländische Meer von Marseille über Neapel oder von Genua an dem rauchenden Vulkan der Insel Stromboli vorbei, durch die Straße von Messina hindurch, an der langgestreckten Küste der wild zerklüfteten, auf den Bergspitzen selbst im heißen Sommer schneebedeckten Insel Kreta entlang, bietet demjenigen, der zum ersten Male dem fernen Orient zusteuert, bereits des Interessanten gar vieles. Aber er wird die wenigen Tage, welche das Schiff die blauen Fluten des Mittelmeeres durchschneidet, doch nur als einen Aufschub betrachten und froh sein, wenn er der neuen Welt, die das Ziel seiner Reise ist, an

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 9

der Eingangspforte des Suezkanals endlich näher gekommen ist.

In frühester Morgenstunde steuerte unser Dampfer auf die Leuchtfeuer von Port Said zu. Aus dem Dunkel der Nacht schimmerten schon in weiter Ferne in langer Linie die Gaslaternen der Strandstraßen über das fahle Wasser herüber. Plötzlich rauschte der Lotsendampfer mit seinen drei roten Lichtern übereinander, wie ein Gespenst aus der Dunkelheit auftauchend, auf uns zu, und in langsamer Fahrt ging es dann an den schier, endlos in das Meer hinausgestreckten Molen vorbei in die berühmte Welthandelsstraße hinein, deren Schöpfer, Ferdinand von Lesseps, in einer gewaltigen Bronzestatue auf der Quaimauer steht und mit eleganter Handbewegung die Schiffe zum Eintritt einzuladen scheint. Wir mußten weit hineinfahren in den Kanal, ehe wir, dem schönen, im maurischen Stil erbauten Verwaltungsgebäude der Suezkanalkompagnie gegenüber, an der Boje festmachen konnten.

Einige Stunden muß jeder Dampfer in Port Said die Fahrt unterbrechen, um Wasser, Proviant und Kohlen, ab und zu auch etwas Ladung und Passagiere an Bord zu nehmen und sich mit Kanallotsen und elektrischen Scheinwerfern für die Fahrt durch den Kanal auszurüsten. Die Reisenden benutzen zumeist gern die willkommene Gelegenheit an Land zu gehen.

Wahrlich es lohnt sich auch dieser erste Spaziergang auf afrikanischem Boden, in den Straßen dieser durch den Kanalbau geschaffenen und schnell zu einer Volkszahl von über 40000 Seelen angewachsenen modernen Stadt. Von Egypten und dem, was unsere Phantasie mit ägyptischer Kultur verbindet, ist freilich nichts zu

10 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

finden, aber es wird auch kein vernünftiger Mensch nach Spuren jener alten Kultur suchen, auf einem Boden, der noch vor kurzem trostloser Wüstensand war und ausschließlich der modernsten Verkehrsentwicklung seine jetzige Gestalt verdankt.

Selten wird man ein solches Völkergemisch auf einer Stelle vereint finden, wie hier, wo Orient und Okzident sich die Hand zu reichen scheinen, wo der Europäer, der hinüberzieht, um im fernen Osten sein Glück zu machen oder im Dienst des Vaterlandes seine Pflicht zu erfüllen, zum letzten Male Abschied nimmt von der alten Heimat — und der Heimkehrende bereits den Odem des Mutterlandes zu spüren vermeint, von dem ihn nur noch wenige Tage trennen.

Alle Sprachen Europas tönen an das Ohr des Besuchers. In englisch, deutsch, französisch, holländisch, selbst auf griechisch wurden wir angeredet von zahllosen Bootslenten, Fremdenführern, Händlern und Bettlern, die sich an uns herandrängten und mit arabischen oder Suahelilauten sich drückten, wenn der Kapitän, der mich begleitete, sie mit derben arabischen Kraftworten zurückwies.

Auf unwirklichem Sandboden ist die Stadt vor etwa 40 Jahren entstanden, als man daran ging, die schmale Brücke zu durchstechen, die Asien mit Afrika verbindet, aber die Meere des fernen Orients trennte von dem alten Kulturzentrum des Mittelmeeres. Manche zweifelhafte Existenz drängte sich naturgemäß hier an die beginnende Kultur heran; viel vergängliches, nicht für die Dauer bestimmtes wurde in der ersten Zeit geschaffen und ist zum Teil noch heute in düsteren und schmutzigen Häusern erhalten. Aber auch viele schöne, große, massive Gebäude sind allmählich emporgewachsen und machen in ihrem eigen-

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 11

artigen Gemisch von europäischer Bauart und orientalischer Anpassung an das heiße Klima, mit ihren weit ausladenden Säulengängen und ägyptischen Holzgittern einen eigenartigen, aber wohltuenden Eindruck.

Hier und da hat man auch versucht, die Natur zu meistern und in dem heißen, regenlosen Wüstenklima aus dem Meeresande üppiges Grün hervorzuzaubern. Selbst eine Plaza, im spanischen Sinne, mit dürftigen Anpflanzungen und einem Musiktempel in der Mitte, hat man geschaffen. Einige Alleen von kümmerlich wachsenden Akazienarten sind in den Hauptstraßen gepflanzt und werden durch künstliche Bewässerung am Leben erhalten. Über die Mauern einiger Privatgärten ragen die stolzen Wedel der Dattelpalmen und die aufstrebenden Stämme der Eukalyptusbäume in die heiße Luft empor. Straßenbahnen, von Maultieren gezogen, führen in die Araberstadt und hinaus zur Station der am Kanal entlanglaufenden Eisenbahn nach Kairo. Ziegenherden werden in frühester Morgenstunde durch die Straßen getrieben, und direkt aus dem Euter der anspruchslosen Tiere wird den Hausfrauen die Milch in die Gläser und Krüge gemolken. Auf dem Marktplatz, der, von Millionen von Fliegen umschwärmt, Gemüse und Fleisch, lebendes Geflügel, Backwaren und Früchte aller Art dem kauf lustigen Publikum bietet, drängen sich Araber, Inder, Felachen, Griechen und sonstige Europäer in buntestem Gemisch und in den verschiedensten Trachten. Die Araberstadt, die sich weit in das Land hinein erstreckt, ist in schnellem Aufschwung begriffen, zahllose neue Häuser wurden in unsolidester Weise mit dünnen Wänden 2—3 Stockwerk hoch erbaut und stets neue Straßen entstehen, um die wachsende Volkszahl zu beherbergen. Denn der gewaltige

12 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

Weltverkehr, der hier, den fernen Orient mit dem alten Europa verbindend, durchzieht und Station machen muß, um dem Kanalamt seinen Tribut zu entrichten, Lebensmittel, Kohlen und Wasser einzunehmen, schafft natürlich Verdienst für viele Tausende von fleißigen Händen und bildet den lockenden Anziehungspunkt für zahlloses, wanderndes Volk und zweifelhafte Existenzen, die an solchen Stätten des Verkehrs ihr Wesen zu treiben pflegen. Die Magazine, die Kaffeehäuser und Hotels sind dementsprechend auch auf den Verkehr der zahlreichen Passagiere eingerichtet, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die heißen Schiffsräume zu verlassen, um in den staubigen Straßen der Stadt herumzuwandeln, eventuell die Ausrüstung für die Orientfahrt zu vervollständigen oder Anekdoten und Kuriositäten aus der Fremde für die Lieben daheim einzukaufen.

All die interessantesten Szenen, die aus dem Orient bekannt sind, spielen sich hier ab. In Scharen drängen sich die braunen und schwarzen Gestalten, jung und alt, heran an die Fremden, bieten aufdringlich ihre Dienste als Führer an oder halten die Hand bettelnd dem „Kapitän“ entgegen. Hat der Reisende nach langer Wanderung ermüdet vor einem Kaffeehaus Platz genommen, um echt arabischen Kaffee für billiges Geld zu schlürfen, so umdrängen ihn die Händler und Verkäufer in einer Weise, daß er sich ihrer kaum erwehren kann. Merkwürdig, viele von diesen braunen Jungen, die Briefmarken, Postkarten, Spazierstöcke usw. anboten, sprachen und verstanden deutsch und nahmen auch deutsches Geld zum richtigen Werte an. Wird die Gesellschaft zu aufdringlich, so kommt einmal ein schwarzer Polizist mit hochgeschwungenem Stock angerannt und verscheucht die

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 13

Jungen wie einen Schwarm Mücken, die sofort wieder da sind.

Die Hüter des Gesetzes machen übrigens in ihren weißen, sauberen Anzügen mit Stiefeln und Gamaschen einen ebensoguten Eindruck, wie die ziemlich zahlreich vorhandenen ägyptischen Soldaten, die zugleich die Dienste der Hafenz Polizei zu verrichten schienen. Englisches Militär war nicht zu sehen, wohl aber ein gewaltiges englisches Gouvernementsgebäude, welches zeigte, daß Albion seinen Fuß fest auf diese Welthandelsstraße gesetzt hat und das Land der Pharaonen unter seinem Szepter steht.

Doch das interessanteste in Port Said ist immer der Kanal, der ihm das Leben gegeben hat. Deshalb kehrten wir auch nach kurzer Rundfahrt durch die Araberstadt, nach einem Besuch einer neuen großen Moschee und eines deutschen Warenhauses, bald nach dem Schiff zurück.

Das Einnehmen von Kohlen war fast beendet, auf großen eisernen Leichterkähnen kommt das Material heran, etwa 50—60 halbnackte Araber hocken auf der schwarzen Ladung und warten, bis sie der Schleppdampfer längsseits gebracht hat. Dann wird unter ständigem, ein förmigem Singen zuerst die Verbindung mit dem hochliegenden Schiffsdeck durch einige lange Balken hergestellt, und nun krabbelt es auf dem großen Kohlenprahm wie auf einem Ameisenhaufen. In kleine Mattenkörbe wird die Kohle geschaufelt, und in eifrigster Eile laufen die schwarzen, von Kohlenstaub bedeckten Kerle die Planken hinauf, um ihre Körbe auszuschütten und im Kreislauf schnell wieder zurückzukehren, so daß in unglaublich kurzer Zeit auf diese, scheinbar primitive Weise große Massen von Kohlen verstaут werden können. Etwa 4000 Zentner

14 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

nahm unser Dampfer in wenigen Stunden ein, daneben wurde noch etwas Ladung übernommen und für zirka 1700 Mk. Proviant, frisches Wasser und lebendes Vieh. Einige Zwischendeckspassagiere, u. a. eine Arbeiterfamilie, die aus Chile kam, um in direkter Fahrt über Port Said nach den Goldfeldern von Südafrika zu gehen, brachten, wie mir der Kapitän sagte, annähernd soviel Passagegeld ein, daß die Unkosten der Neuverpflegung dadurch gedeckt werden. Aber die vielen Tausende von Mark, die jeder Ozeandampfer der Kanalgesellschaft als Tribut zu entrichten hat, können natürlich nur durch eine Verteuerung der Frachten- und Passagepreise eingebracht werden. Da noch immer für jede Nettotonne 9 Fr., für jeden Passagier 10 Fr. an das Kanalamt gezahlt werden müssen, so kann man sich leicht denken, wie groß die Abgaben sind, die auf die heutigen Riesendampfer entfallen, die in wachsender Zahl diese gewaltige Welthandelsstraße passieren. Etwa zehn große Dampfer, darunter zwei deutsche, lagen, als ich zum ersten Mal auf der Hinreise den Kanal passierte, in dem weiten Hafenbecken und fast stündlich kam und ging ein solcher Vermittler des großen Weltverkehrs.

Wie schnell sich seit Schaffung dieser Handelsstraße der Verkehr nach dem Orient dieser kürzeren und bequemeren Verbindung zugewandt hat, dafür, sowie über die finanzielle Bedeutung des Kanals, mögen einige statistische Daten Auskunft geben, die wir dem offiziellen Organ der Suezkanalgesellschaft „Le Canal de Suez“ Nr. 1205 entnehmen. Im Jahre 1870, kurz nach der Eröffnung des Verkehrs, passierten nur 486 Schiffe mit im ganzen 493 000 t Ladung den seichten Kanal. Seitdem ist die Entwicklung folgende gewesen:

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 15

Jahr	Zahl der Schiffe	Nettotonnengehalt t	Kanalabgaben Fr.
1875	1 494	2 009 984	26 430 791
1876	1 457	2 096 772	27 631 458
1877	1 663	2 355 448	30 180 929
1878	1 593	2 269 678	28 345 673
1879	1 477	2 263 332	27 131 117
1880	2 026	3 057 422	36 492 620
1881	2 727	4 136 780	47 193 883
1882	3 198	5 074 809	55 421 040
1883	3 307	5 775 862	60 558 489
1884	3 284	5 871 501	58 628 760
1885	3 624	6 335 753	60 057 260
1886	3 100	5 767 656	54 771 077
1887	3 137	5 903 024	55 995 298
1888	3 440	6 640 834	63 037 618
1889	3 425	6 783 187	64 412 512
1890	3 389	6 890 094	65 427 230
1891	4 207	8 698 777	81 540 836
1892	3 559	7 712 029	72 613 311
1893	3 341	7 659 060	68 862 961
1894	3 352	8 039 175	72 116 965
1895	3 434	8 448 383	75 934 358
1896	3 409	8 560 284	76 487 717
1897	2 986	7 899 374	70 918 410
1898	3 503	9 238 603	82 657 421
1899	3 607	9 895 630	88 698 555
1900	3 441	9 738 152	87 278 481
1901	3 699	10 823 840	97 034 944
1902	3 708	11 248 413	101 025 158
1903	3 761	11 907 288	100 942 420
1904	4 237	13 401 835	113 176 947

Die Zahl der Passagiere und die daraus sich ergebenden Einnahmen veranschaulicht die folgende kurze Zusammenstellung:

16 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

Jahr	Anzahl der Passagiere	Einnahme Fr.
1875	84 446	844 465
1880	101 551	1 015 517
1885	205 951	2 059 513
1890	161 353	1 613 538
1895	216 938	2 169 385
1900	282 511	2 825 107
1901	270 221	2 702 205
1902	223 513	2 235 125
1903	196 024	1 960 243
1904	210 980	2 109 805

Diese Ziffern sprechen eine beredte Sprache. Sie zeigen, welch kolossalen Aufschwung der Waren- und Personenaustausch zwischen Orient und Okzident genommen hat. Die Zahl der Schiffe hat sich in 30 Jahren fast vervierfacht. Die versandte Warenmenge ist im letzten Jahre etwa fünfmal so groß, als beim Ausgangspunkte unserer Betrachtung. Namentlich zeigt ein Vergleich der Schiffszahlen und des Tonnengehalts, daß immer größere Schiffsgefäße verwendet werden, um die Transportkosten zu vermindern. England ist mit 2769 Schiffen freilich allen anderen Nationen weit voran, aber an zweiter Stelle nach ihm kommt Deutschland, das im letzten Jahre bereits 576 Schiffe durch den Kanal sandte. Frankreich mit 257 Schiffen folgt erst in weitem Abstand.

Im schnellen Aufschwung ist eigentlich nur die deutsche Schifffahrt begriffen, denn wenn man von den durch den ostasiatischen Krieg bedingten Ausnahmeständen der Jahre 1904/05 absieht, so hat sich die englische Schifffahrt in den letzten 10 Jahren nur von 2318 auf 2336 Schiffe gehoben. Die französische ist gleich-

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 17

zeitig von 278 Schiffen auf 270 herabgesunken, während die Zahl der an der Orientfahrt beteiligten deutschen Dampfer von 318 auf 520 angewachsen ist. Weitaus die größten und stattlichsten Schiffe, die zurzeit den Kanal passieren, segeln nach den monatlichen Schiffslisten unter deutscher Flagge, und das Bestreben unserer großen Dampfergesellschaften, des Norddeutschen Lloyd, der Hamburg-Amerikalinie, der Deutsch-Ostafrikanischen sowie der Deutsch-Australischen Linie ist darauf gerichtet, durch Güte und Leistungsfähigkeit ihrer in den Dienst der Orientfahrt gestellten Schiffe den übrigen Nationen allmählich den Rang abzulaufen. Die größte Zahl von Schiffen sandte im Jahre 1904 noch die alte englische „Peninsular and Oriental S. N. Co.“ mit 242 Dampfern und 1 064 500 t. Die nächstgrößte Leistung weist aber die *Bremen* Hamburger Hansa-Dampfschiffahrtsgesellschaft auf mit 186 Schiffen und 653 300 t. Die Fahrt an der ostafrikanischen Küste liegt nach allem, was ich erfahren konnte, im wachsenden Maße in den Händen der Deutsch-Ostafrikanlinie, die es trotz aller Anfeindungen verstanden hat, in kurzer Zeit die konkurrierenden englischen und französischen Dampferlinien weit zurückzudrängen.

Da aber die Frage der Kanalgebühren für die Entwicklung unseres asiatischen wie ostafrikanischen Handels von tiefgreifender Bedeutung ist, so dürfen wir wohl an dieser Stelle kurz bei den finanziellen Ergebnissen der Suez-Kanalgesellschaft verweilen.

Die Gesamteinnahmen betragen im Jahre 1904 119 176 000 Fr., davon sind rund 115,4 Millionen auf die eigentlichen Schiffsabgaben zu rechnen, der Rest entfällt auf Zinsen und die Einnahmen aus der Wasser-

18 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

versorgung der am Kanal gelegenen Städte Port Said, Ismailia und Suez. Diesen gewaltigen Einnahmen stehen allerdings nominell große Ausgaben gegenüber. Aber wenn man sich die Gewinn- und Verlustrechnung der Gesellschaft etwas genauer ansieht, so stellt sich heraus, daß die eigentlichen Unterhaltungskosten des Kanals nur 3930 000 Fr. betragen haben, wozu noch als notwendige Aufkosten etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen für die Verwaltung des großen Unternehmens zu rechnen sein würden. Die gesamten, in der Bilanz aufgeführten 29 157 000 Fr. Betriebskosten werden zum größten Teil gebildet aus den 15 300 000 Fr. für Verzinsung und Amortisation der Obligationsschulden und aus 4 Millionen, die noch extra dem Amortisationsfonds hinzugefügt werden. Der große Überschuß, der sich nach Abzug dieser Beträge ergibt, ist Reingewinn des Unternehmens, und den glücklichen Aktionären fließen ganz ungeheure Dividenden zu. Das Gesamtkapital besteht aus 400 000 Aktien zu 500 Fr., also nominell 200 Millionen Fr. Davon sind aber bereits 7 270 000 Fr. amortisiert. Von der Obligationsschuld im nominellen Betrage von 273 Millionen Fr. sind gleichfalls bereits rund 52 Millionen Fr. getilgt. Den Aktionären kommen außer 21 550 000 Fr. Verzinsung noch 50 357 000 Fr. Extradividende zu. Die ägyptische Regierung erhält 10 600 000 Fr. Die Gründer stecken 7 100 000 Fr. in ihre Taschen, und 2 800 000 Fr. werden als SANTIEMEN an Beamte und Verwaltungsrat bezahlt.

Man wird nicht leugnen können, daß eine derartige, ganz ungewöhnlich günstige Situation die Frage geradezu aufzwingt, ob sich denn die ganze weite Welt das Monopol dieser Gesellschaft dauernd gefallen lassen und

Schiffahrtsabgaben in der heutigen Höhe weiter tragen soll, nur um den Aktionären einer privaten Erwerbsgesellschaft so außergewöhnliche Gewinne zuzusichern.

Vor allem aber ist die Frage wohl berechtigt, ob die Kanalgesellschaft dann nicht die Verpflichtung hat, in ganz anderer Weise die Benutzung des Kanals zu erleichtern, als es gegenwärtig geschieht. Denn wenn sie auch im Geschäftsbericht des letzten Jahres sich dessen rühmen kann, daß sie beinahe 3 Millionen cbm Erde bewegt hat, um den Kanal zu verbreitern und zu vertiefen, daß sie den Kanal allmählich auf 48 m in seiner durchschnittlichen Weite und die jetzige Tiefe von 9 m auf 10,50 m steigern will, so wird man doch ohne weiteres zugeben müssen, daß die lächerlich geringen Beträge von annähernd 4 Millionen Fr., die für die Verbesserung des Kanals und die Unterhaltung des Fahrwassers ausgegeben sind, ohne Schädigung der Aktionäre verdoppelt und verdreifacht werden können, um den Kanal schneller zu der erwünschten Leistungsfähigkeit zu bringen. Denn mit Recht klagen heute die Kapitäne darüber, daß sie nicht nur aus Rücksicht auf die ungenügende Befestigung der Ufer gezwungen sind mit langsamster Fahrt (nicht über sechs Seemeilen) den Kanal zu passieren, sondern daß sie, weil die genügende Breite fehlt, und die Zahl der Ausweichstellen gering ist, oft mehr als einmal stundenlang warten müssen, bis die entgegenkommenden Dampfer vorübergefahren sind.

Man versteht es eigentlich nicht, daß die englische Regierung, die durch ihre politischen und kommerziellen Beziehungen zu Indien, Australien und Ostasien am meisten an der Frage interessiert ist, nicht längst ihren Einfluß auf die Kanalverwaltung dahin geltend gemacht

20 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

hat, daß Erleichterungen des Schiffsverkehrs in größerem Umfange eingeführt werden. Die Tatsache, daß sie etwa die Hälfte der Aktien in ihrem Besitz hat, kann ihr Vorgehen kaum entschuldigen, denn was sie an Zinsen und Dividenden gewinnt, verliert die englische Schifffahrt und damit die englische Volkswirtschaft doppelt und dreifach durch die Verteuerung der Transporte.

Doch genug dieser finanziellen Betrachtungen!

Unser Dampfer hat sich in Bewegung gesetzt und fährt nun in den eigentlichen Kanal hinein. Anfangs enttäuscht derselbe wohl jeden Beschauer, der sich die welthandelspolitische Bedeutung dieser Wasserstraße klar macht. Man erwartet unwillkürlich für den Riesenverkehr eine breite Wasserader zu finden und ist erstaunt, in einer schmalen Wasserrinne zu schwimmen, die kaum so breit ist, wie der Neckar bei Heidelberg. Ein Vorbeifahren der großen Ozeandampfer aneinander ist deshalb nur an bestimmten Ausweichstellen gestattet, an denen die kommenden und gehenden Schiffe abwechselnd festmachen müssen.

Man überzeugt sich aber auch bald, daß die immer wieder in der Presse auftretenden Unregungen, den Kanal überall auf die volle Breite auszudehnen oder gar einen zweiten neben dem jetzt bestehenden zu bauen, eine gewisse Berechtigung haben, weil jede, auch nur wenige Tage dauernde Sperrung des Kanals durch irgend einen Schiffsunfall zu ungewöhnlichen Schädigungen des Handels und der Schifffahrt führen muß. Jeder Kundige wird aber auch bald bei der Betrachtung des durchfahrenen Terrains sich darüber klar werden, welche enormen Schwierigkeiten zu überwinden wären, wenn auch jetzt der Bau nicht mehr wie der erste zahllose Opfer an

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 21

Menschenleben erfordern würde, weil viele Tausende der von der ägyptischen Regierung zum Kanalbau gezwungenen Fellachen dem Fieber und dem Durst zur Beute wurden.

Nur mit sechs Seemeilen Geschwindigkeit dürfen, wie schon gesagt, die Dampfer fahren und doch saugt jedes vorbeifahrende Schiff soviel Schlamm vom Ufer ab und wühlt nachher durch die aufrollenden Wogen soviel Erde auf, daß ein beständiges Baggern und Befestigen der Ufer zur unumgänglichen Notwendigkeit wird. Mehr als ein halbes Duzend gewaltiger Dampfbagger passierten wir während des Tages, die durch lange, etwa 40—50 m weit ausladende Röhren die heraufgeholtten Schlamm-massen über die Uferböschungen hinweg leiteten. Auf weite Entfernungen sind die Ufer bereits mit Quadersteinen befestigt, um der zerstörenden Kraft der Wellen Widerstand zu leisten, aber im Vorbeifahren sah ich ganze Reihen von Steinen des Mauerwerks in das Wasser hinabstürzen, und ein ewiges Erneuern ist unvermeidlich, solange der Kanal seine jetzige Breite behält.

Übrigens waren die Kanalarbeiten interessant genug. Ein halbes Duzend großer arabischer Ohaus lag an einer Stelle, schwer mit gewaltigen, roh behauenen Steinen beladen. Fast nackte Araber schleppten diese schweren Felsblöcke im Sonnenbrand auf dem Rücken ans Ufer, wo sie von anderen kunstgerecht aufgeschichtet wurden. Neben den technisch vollendeten Saugbaggern waren Feldbahnen vorhanden, auf denen Maultiere die beladenen Wagen hunderte von Metern weit vom Ufer fortführten, um dort die Sandmassen dem Spiel der Winde zu überlassen. Dicht daneben war eine arabische Arbeiterkolonne beschäftigt, den Sand auf Kamele zu laden und diesen

22 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

ruhig niederknieenden, geduldigen Lasttieren in zwei großen, am Höcker hängenden Kästen etwa $\frac{1}{2}$ cbm Sand aufzupacken, den sie dann eine Strecke weit geduldig ins Innere schleppten. Hier öffnete der Araber die Böden der Kästen, der Sand fiel zur Erde und in langer Linie trotteten die Kamele zur Arbeitsstätte zurück. Veneidenswert sind diese armen Tiere so wenig wie ihre anspruchslosen Herren, denn nichts als trostlose Wüste umgibt sie und sengend brennt die Sonne auf die schattenlosen, heißen Sandflächen hernieder, in denen Zelte und Hütten hier und da sichtbar werden.

Im Anfang bietet das Landschaftsbild interessante Abwechslung. Auf der Westseite der Schiffahrtsrinne ist der große Süßwasserkanal unser treuer Begleiter. Man erbaute ihn vor einem Menschenalter, um vom fernen Nil her das Trinkwasser für die zehntausende von Arbeitern beim Kanalbau zu gewinnen, und er dient jetzt zum Unterhalt der Stationen und der Städte Port Said, Ismaïlia und Suez, denen im letzten Jahre zirka 3650 cbm Süßwasser täglich zugeführt wurden.

Üppiges Grün umgibt in schmalen Streifen diese zwischen erhöhten Erdwällen laufende Wasserstraße, aber dahinter dehnt sich die Wüste in weiten, weiten Flächen, zum Teil mit schneeweiß schimmernden Salzmassen bedeckt, die, im Osten der Kanaleinfahrt zu hohen Salzpyramiden aufgehäuft, Gegenstand lebhaften Handels sind, sonst aber den Eindruck weiter, weißer Schneefelder machen, die um so fremdartiger wirken, je heißer die Sonne vom Himmel herniederbrennt. An tiefer gelegenen Stellen flutet das Salzwasser. Zahllose Flamingos und andere Sumpfvögel stehen in dem flachen Wasser oder erheben sich in gewaltigen Schwärmen in die Luft. Große

Die Welthandelsstraße des Suezkanals. 23

Mengen von egyptischen Dhaus beleben diese unendlich sich ausdehnende Wasserfläche mit ihren weißen mächtigen Segeln, die in der zitternden, glänzenden Atmosphäre in der Luft zu schweben scheinen.

Auf der Ostseite des Kanals ist nichts als trostloseste Sandwüste, zum Teil mit dem flimmernden Schnee der Salzmassen bedeckt und überragt von wild zerklüfteten, scharfzackigen Felspartien, die namentlich im Abendlicht in wunderbaren Farben erglänzen. Von Vegetation ist, mit Ausnahme der Umgebung der kleinen Stadt Ismailia, fast keine Spur zu erblicken. Nur hier und da sieht man einige krüppelhafte Mimosengebüsch, die den brennenden Sonnenstrahlen zu widerstehen vermögen. Mehrfach schienen Versuche gemacht zu sein, Gräser anzupflanzen, um dadurch den wehenden Wüstensand festzuhalten; bisher war aber von Erfolgen kaum etwas zu spüren. Am südlichen Ende des Kanals waren auch am Ufer Gebüsch gepflanzt, die im Salzwasser zu gedeihen schienen, aber nicht überall dem Anprall der Wellen standhielten. Sollten nicht gewisse Mangrovearten, die im Süden so üppig im Meereswasser wuchern, auch hier zum Schutze der Ufer zu verwenden sein?

Neben dem Süßwasserkanal läuft die Eisenbahn nach Kairo einher, deren häufig verkehrende Züge mit ihren blitzblanken Lokomotiven und langen Speisewagen einen vortrefflichen Eindruck machten, ebenso wie die Signalstationen, die, künstlich bewässert, kleine Oasen in der Wüste darstellten, deren saubere, mit roten Ziegeln gedeckte, helle Häuser, deren üppig grünende Dattelpalmen und sonstigen Gebüsch dem geblendeten Auge ein wahres Labsal waren. Erst spät am Abend kamen wir durch die allmählich felsig werdenden Ufer des Kanals hindurch in

24 Die Welthandelsstraße des Suezkanals.

die Bitterseen, durch die wir mit Bolldampf hindurch und an einem großen Engländer vorbeifuhren, der uns im Kanal durch seine langsame Fahrt geärgert und aufgehalten hatte. Am Mitternacht legten wir in Suez an, doch begnügten wir uns diesmal, wie auf der Rückfahrt, damit, den regen Hafenverkehr, sowie die kleine Stadt mit ihren hübschen Gärten und netten Häuschen im Vorbeifahren vom Dampfer aus zu genießen.

Die Fahrt durch das berühmte rote Meer, die Freuden und Qualen solchen Dampfbades, sind so oft geschildert, daß ich sie mit Stillschweigen übergeben kann.

Aden.

Eine Etappe englischer Weltpolitik.

Wie froh waren wir alle, als wir endlich der Straße von Bab el Mandeb und damit dem Ende des Höllenspfuhls uns nahten, den man rotes Meer nennt, obwohl wenige Meere so schönes blaues Wasser aufweisen, als dieser Asien und Afrika trennende gewaltige Meeresarm. Zwischen der kahlen Insel Perim und dem Kap von Bab el Mandeb dampften wir hindurch, nahe genug dem Ufer, um die ganze Frostlosigkeit dieser sonnendurchglühten, vegetationslosen Felsmassen bewundern zu können, auf deren Gipfeln die Signalstationen und Feuerzeichen die einzigen Spuren menschlicher Kultur darstellen. Ungeheure Fischzüge belebten das ruhige, warme Wasser. Zu Hunderten schwebten die großen Möven über diesen Fischmassen, die schon von weitem dadurch kenntlich waren, daß fortgesetzt etwa $\frac{1}{2}$ m lange Fische, den Schweinsfischen ähnlich, in kurzem Bogen aus dem Wasser emporschnellten und die Oberfläche des Wasserspiegels kräuselten.

Sobald wir das Kap passiert hatten und unseren Kurs nach Osten richteten, in die Straße von Aden hinein, atmeten wir auf; eine frische Brise empfing uns, das Wasser ward merklich kühler, und während in den letzten Tagen das Bad in dem fast 33° warmen Wasser des

26 Uden. Eine Etappe englischer Weltpolitik.

Roten Meeres kaum noch eine Erfrischung bot, sondern bereits beim Ankleiden die Schweißtropfen um so reichlicher hervortrieb, war nunmehr das Baden in dem 24—25° warmen Salzwasser ein wahres Labfal. Uden wild zerklüfteten Felsmassen des arabischen Festlandes fuhren wir in flotter Fahrt entlang. Aber trotz aller Bemühungen unseres Kapitäns, uns Uden noch bei Tageslicht zu zeigen, gelang es doch nicht, vor Eintritt der Dunkelheit in den wichtigen Zwischenhafen einzulaufen. Wohl aber konnten wir die geradezu großartige Gebirgsnatur der vorgelagerten Halbinsel, die zerrissenen, zum Teil wie gothische Kirchtürme spitz und schlank in den Abendhimmel hineinragenden Felsmassen noch in der wunderbaren Beleuchtung der blutrot im Wasser versinkenden Sonne genießen. Endlich gegen 8 Uhr abends, als von Uden nichts mehr zu sehen war, als die verwirrende Masse der Lichter am Strande und auf den im Hafen ankernden Schiffen, stieg ich in ein mächtiges, von $\frac{1}{2}$ Duzend Somalijungen gerudertes Boot, um zum ersten Male den Fuß auf asiatischen Boden zu setzen.

Aber der deutsche Konsul, der zugleich Agent der Dampferlinie ist, hatte für so reichliche Ladung gesorgt, die wir nach Mombasa und Sansibar mitnehmen sollten, daß er uns gleich tröstete, vor 12 Uhr mittags könne trotz angestrengtester Nacharbeit Kohle und Ladung nicht übernommen sein, wir würden also am nächsten Morgen noch Zeit genug haben, uns Uden in all seiner Eigenart anzusehen.

So blieb ich denn beruhigt mit ihm, dem Kapitän und einigen jungen deutschen Bekannten auf der breiten Veranda seines im indischen Stile eingerichteten Hauses sitzen, um bei einigen Gläsern guten Sektes mancherlei

Aden. Eine Etappe englischer Weltpolitik. 27

Wissenswertes über diese Etappe englischer Weltpolitik zu hören.

Als wir spät abends zum Landungsplatz der Boote zurückkehrten, schiefen wohl hunderte von braunen Gestalten, kaum halb mit leichten Baumwolllappen bedeckt, auf offener Straße auf primitiven, mit geflochtenem Bast bespannten Bettgestellen. Der Himmel ist ihr Dach, gegen Regen und Kälte brauchen sie in diesem heißen, trockenen Erdenwinkel keinen Schutz, und die wenigen Pfennige, derer sie benötigen, um Hunger und Durst zu stillen, verdienen oder erbetteln sie am Tage von den zahlreichen Fremden, die gleich uns sich dieses merkwürdige Emporium des Welthandels zu betrachten kommen.

Merkwürdig genug ist es sicherlich und großartig auf der anderen Seite, was der weit ausschauende Wagemut der Engländer aus diesem „Kochtopf des Teufels“ gemacht hat, um für das seebeherrschende Albion und seine Weltpolitik einen uneinnehmbaren Stützpunkt zu schaffen, der den Zugang zum Roten Meere und zum indischen Ozean beherrscht.

Hize und Staub und die bekannten Wohlgerüche Arabiens haben mich deshalb nicht gehindert, jetzt und nach drei Monaten bei der Rückkehr die Zeit am Lande bis zur letzten Viertelstunde zu benutzen, um die eigenartigen Eindrücke eines Lebens auf vegetationsloser, sonnendurchglühter Felsenwüste möglichst intensiv auf mich wirken zu lassen.

Den wichtigsten und ältesten Teil der kleinen englischen Kolonie bildet die felsige Halbinsel Aden, die nur durch einen schmalen, sandigen Landstreifen mit dem Festlande verbunden ist. Ihre höchsten Gipfel steigen schroff bis zu 1750 Fuß in dem Scham-Schân Berge empor,

28 Alden. Eine Etappe englischer Weltpolitik.

dessen Signalmasten den ansegelnden Schiffen schon in weiter Ferne sichtbar sind.

Getrennt von der alten Araberstadt „Alden Town“, die in dem ausgebrannten Krater zwischen hohen, nackten Felsen auf der Ostseite der Halbinsel liegt, ist am eigentlichen Hafen die Europäerstadt „Steamer Point“ entstanden. Die großen europäischen Handelshäuser, einige indische und griechische Kaufhäuser, sowie verschiedene Hotels haben hier ihren Platz an der Wasserseite gefunden, während sich die Hütten der Araber und der Somaliner in die Bergschluchten hineinziehen. Hier sind auch die großen Verwaltungsgebäude und Zollschuppen errichtet, großartige Kohlenlager, die Reparaturwerkstätten für Boote und Schiffe, Eis- und Wasserwerke schließen sich an. Nach rechts führt der von Fremden wenig betretene Pfad zu den Kasernen der dort stationierten englischen Truppen. Die vorspringenden, felsigen Halbinseln Morbot und Tarshyne sind, soweit es der Laie auf der Durchfahrt beobachten kann, zu außergewöhnlich starken Festungswerken umgearbeitet. In die Felsen hinein sind die Kasematten gesprengt und unscheinbar sind an der Rückseite die Eingänge zu dieser Felsenherberge, in die die schweren Kanonen versenkt werden können, so daß von der See-
seite aus, abgesehen von einigen Salutbatterien, kaum etwas von den mächtigen Verteidigungswerken sichtbar erscheint, welche die Engländer selbst mit Stolz als Musterleistungen militärischer Ingenieurkunst, als zweites Gibraltar bezeichnen.

Die Kasernen der europäischen und indischen Regimenter, die hier vereinigt sind, nicht mehr um den schmalen, nur wenige Kilometer breiten Küstenstreifen,

der die englische Kolonie bildet, gegen die feindlichen Araber zu schützen, sondern um jederzeit bereit zu sein, auf den im Hafen liegenden Kriegsschiffen dahin versandt zu werden, wohin es eventl. die englische Weltmachtpolitik verlangt, ziehen sich malerisch die Berge hinauf. Mit ihren breiten Veranden und den sie abschließenden, schattenspendenden Holzgittern, mit ihren roten Ziegeldächern und buntfarbigen Giebeln machen sie einen durchaus angenehmen Eindruck. Aber wenn man die kahlen, die Sonnenglut zurückstrahlenden Felsmassen sieht, auf denen all jene Bauwerke errichtet sind, so glaubt man es gern, daß all diejenigen, die hierher kommandiert werden, ihre Versetzung nach Aden nicht gerade als eine Bevorzugung auffassen und die Zeit herbeisehnen, wo sie diesem heißesten und unfreundlichsten aller Erdenwinkel wieder entfliehen können, in dem das Leben zur Hölle wird, solange nicht der Monsun einige Kühlung bringt.

Das kleine Handbuch*), das der wißbegierige Reisende kauft, um sich über die Verhältnisse dieser englischen Kolonie einigermaßen zu orientieren, führt zwar seitenslang all die Vergnügungen an, die den unglücklichen Offizieren und Mannschaften der Regimenter, den Beamten und Kaufleuten dort beim Fußball, Tennis oder Golfspiel und dergleichen mehr geboten werden; aber es muß schon die ganze Begeisterung des Engländer für diese nationalen Spiele mit in die Wagschale geworfen werden, um darin für ernste Männer einen Ersatz für den Mangel an jeder vernünftigen Beschäftigung zu finden. Denn daß die Truppen auf diesem engen Felsenrevier und bei den ungewöhnlich hohen Temperaturen

*) Three Hours in Aden. Bombay 1902.

30 Uden. Eine Etappe englischer Weltpolitik.

ihre Zeit nicht mit militärischen Übungen verbringen können, liegt wohl auf der Hand. Alle Übungsmärsche in das Innere des Landes sind aber unmöglich, weil die Araberstämme, die jenseits der steilen vulkanischen Berge wohnen und noch 25 Jahre nach der Besitzergreifung im Jahre 1839 den Engländern in ewigen Kriegen das Leben schwer machten, noch immer in strengster Abgeschlossenheit und heimlicher Feindseligkeit sich von den europäischen Eindringlingen fernhalten.

Wenn man den Weg nach Westen einschlägt, so sieht man vielfach am Meeresstrande wie auf dem Gipfel der Berglehnen die hohen Mauern und Schießscharten, die Bastionen und Befestigungen, die in die Felsen eingebettet, in früheren Zeiten eine letzte Zuflucht den britischen Soldaten gegen die feindlichen Somalistämmen bieten sollten. Heute mögen diese, gegen arabische Angriffe vielleicht noch immer wertvollen Befestigungswerke, einem europäischen Feinde gegenüber keine Bedeutung mehr haben, sie sind aber noch immer die beredten Zeugen der schweren Kämpfe, die England bei Beginn der Besitzergreifung zu führen hatte, um sich an diesem einzigen guten Hafen der südarabischen Küste festsetzen zu können.

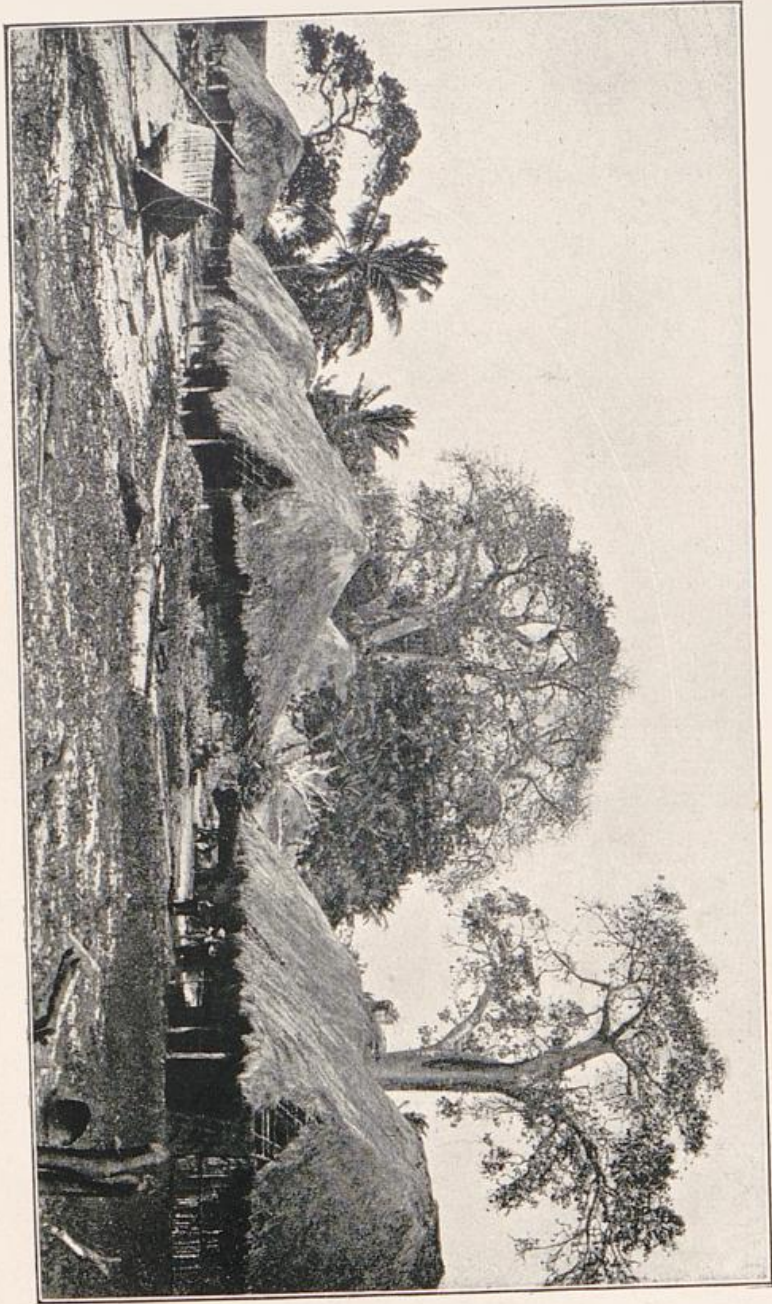
Der Weg hinauf zu dem Felsenpaß, der zu der eigentlichen Araberstadt führt, ist von ganz besonderem Interesse für den, den die Eigenart dieses Lebens an der Wüstenküste interessiert. Niedrige einstöckige Araberhäuser mit dicht vergitterten Fenstern, aus Steinen erbaut, mit flachen Dächern, ziehen sich die Straße entlang, sie bilden die alte Handelsstadt Sawahi, die noch heute den wesentlichsten Teil des Ein- und Ausfuhrhandels mit Arabien und den Küsten des Roten Meeres vermittelt. Zahllos sind die Ochsendgespanne, die Maultierwagen,

sowie die Kamele, die mit schweren Lasten bepackt, oder, in hohe zweirädrige Karren gespannt, oder als Reittiere benutzt, den Verkehr mit dem europäischen Hafen vermitteln und die Waren, die mit den Karawanen aus dem Innern herankommen, oder auf zahlreichen schlanken Ohaus von Indien und Afrika herangebracht und auf dem flachen Strande gelöscht werden, nach dem Stapelplatz des europäischen Hafens bringen. Somalineger, Araber, Snder und Mischlinge der verschiedensten Völkerschaften beleben den Weg. Arabische Frauen mit dunkelfarbigen Gewändern malerisch bekleidet, aber selten dicht verschleiert, ziehen neben den kräftigen schlanken Gestalten der Somaliweiber, die meist weiß gekleidet sind, die staubige Straße entlang, von oder nach dem eigentlichen Uden, der alten Stadt, in der zirka 17500 Menschen Unterkunft finden.

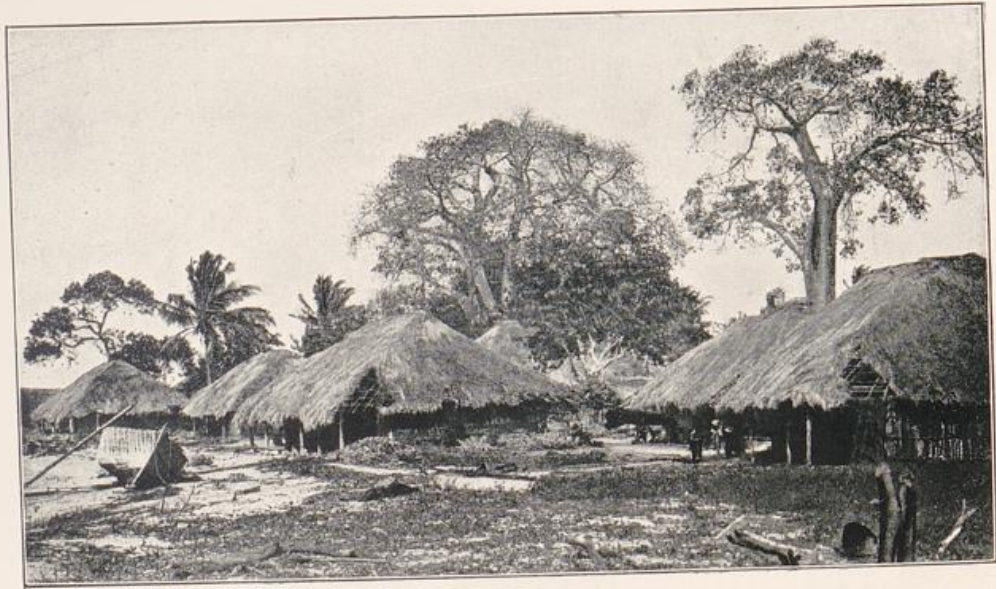
Der ausgedörrte Kraterboden, auf dem die langen Reihen der niedrigen Häuser entstanden sind, vermag kaum einen Grashalm hervorzubringen, und man versteht es eigentlich nicht, wie hier auf dieser heißen, unproduktiven Felsenwüste Zehntausende von Menschen und beinahe ebensoviele Lasttiere, Pferde, Esel, Ochsen und Kamele neben massenhaften Schafen und Ziegen, die in den Straßen sichtbar sind, ihren Unterhalt finden können. Für die letzteren, für die Haustiere, muß alles aus weiter Ferne herangebracht werden, und ganze Karawanen von schwerbeladenen Kamelen sah ich Grünfutter, Mais und Hirse zur Küste bringen. Zum größten Teil liefert aber nicht Arabien sondern das ferne Indien die Nahrungsmittel für Menschen und Vieh. Vor allem muß jeder Trunk Wasser künstlich den Bewohnern zugeführt werden, und Hunderte von

Wagen, die von Kamelen gezogen, in großen Fässern das Wasser von den Wasserstationen am Hafen in die Altstadt schaffen, wo es im Kleinverkauf Gegenstand lebhaften Handels ist, beleben die Landstraße. Zwar sind oben in den Bergen die berühmten „Water Tanks“, die, aus vorgeschichtlicher Zeit stammend, von den Engländern neu ausgebaut, den Fremden als besondere Sehenswürdigkeit gezeigt werden. Aber, obwohl das Zuleitungsgebiet für diese in den Felsen gehauenen Reservoirs künstlich dadurch vergrößert ist, daß man alles Tagewasser, das in weitem Umkreise bei gelegentlichen Regenschauern von dem nackten Gestein abläuft, diesem einzigen Sammelpunkte zuführt, so muß man doch damit rechnen, daß oft Monate, selbst jahrelang kein Tropfen Regen fällt. Darum glückt es nur selten einem Reisenden, in diesen berühmten Vorratskammern größere Mengen von Wasser anzutreffen, obwohl sie ein Quantum von $7\frac{1}{2}$ Millionen Gallonen Wasser fassen können. Auch sonst sind die künstlich angelegten Reservoirs und Zisternen eine unsichere Quelle der Versorgung, so daß zurzeit bei weitem der größte Teil der notwendigen Wassermengen durch gewaltige Kondensatoren am Hafen aus dem Meereswasser erzeugt werden muß. Auch die Dampfer füllen ihre Wasserbehälter mit diesem künstlich hergestellten Trinkwasser auf, und bei dem überaus lebhaften Schiffsverkehr, der sich hier zusammendrängt, ist die Wasserbeschaffung für die passierenden Dampfer ein überaus nutzbringendes Geschäft.

Wenn man die enormen Befestigungswerke, die zahllosen Bauten der Regierung und vor allem die wohlgepflegten schönen Straßen und Viadukte sieht, die auf diesem kleinen Fleckchen Erde mit gewaltigen Kosten von den Engländern geschaffen worden sind, so muß man



Stidderdorf mit großen Affenbrotbäumen.



Fischerdorf mit großen Affenbrotbäumen.

Uden. Eine Etappe englischer Weltpolitik. 33

allerdings staunen über die Opferfreudigkeit, mit der hier Großes geleistet worden ist, nur um eine Etappe der großen Weltpolitik des britischen Inselreiches zu schaffen. Denn von einer nutzbringenden Kolonie kann nie und nimmer die Rede sein. Das arabische Hinterland schließt sich feindlich ab; die Produkte, die der Karawanenverkehr heranzubringen vermag, sind der Zahl nach verhältnismäßig gering, eine Entwicklung der fruchtbaren Oasen, die dem Hafenplatz als Zubringer von Waren und Nahrungsmitteln dienen könnten, ist bisher nicht gelungen, weil die türkische Regierung und die Bevölkerung die längst geplanten Eisenbahnbauten nicht zulassen.

Der Handel aus dem Innern ist auch nicht im Steigen begriffen, wie die Statistik lehrt, sondern wendet sich in neuester Zeit immer mehr dem türkischen Hafen Hodeidah am Roten Meere zu, und das französische Djibouti und das britische Berbera machen in wachsendem Maße dem alten Stapelplatz Konkurrenz. Die gegenüberliegende afrikanische Somaliküste vermag zwar in Elfenbein, Fellen und Straußensfedern noch immer ansehnliche Quantitäten wertvoller Handels Güter zu liefern, aber um diesen, immerhin nicht sonderlich bedeutenden Verkehr zu beleben und zu fördern, hätte das britische Weltreich nicht nötig gehabt, derartige Opfer zu bringen, wie es in den letzten beiden Menschenaltern geschehen ist.

Vor 5—6 Jahrhunderten war Uden ein wichtiger Stützpunkt des Handels nach dem fernen Osten. Nach Entdeckung des Seeweges nach Ostindien verlor es seine Bedeutung, erst durch die Eröffnung des Suezkanals ist es wieder zu einer der wichtigsten Kohlenstationen und zu einer bedeutsamen Etappe des Welthandels geworden, fast

34 Aden. Eine Etappe englischer Weltpolitik.

in der Mitte zwischen Suez und Indien gelegen und deshalb kaum von den Dampfern zu umgehen.

England, das seinerzeit nur mit Mißbehagen zusah, wie französische Intelligenz und französisches Kapital die Durchstechung der Landenge von Suez durchführten und die Mittelmeerländer dem indischen Kaiserreich so viel näher brachten, hat es in weitschauender Politik immer verstanden, rechtzeitig den Fuß dahin zu setzen, wo es imstande ist, seine Handelsinteressen sicher und leicht zu schützen. So hat es seine Hand auf Ägypten und damit auf den Suezkanal gelegt. Auf der Insel Perim, die den Ausgang des Roten Meeres beherrscht, weht die englische Flagge, und das Felsenest von Aden bietet mit seinem vortrefflichen Hafen und seinen gewaltigen Festungswerken der englischen Flotte einen Stützpunkt, der ihm die Herrschaft über die nördlichen Teile des indischen Ozeans sichert.

Daß es diesen Stützpunkt seiner Weltmacht nur mit schweren Opfern halten kann, ist sicher. Daß es aber im Besitze desselben eigentlich jede fremde Nation im Falle kriegerischer Verwickelungen von diesem Kohlen- und Wasserplazze fernhalten kann, bedingt für lange Zeiten die unerschütterliche Überlegenheit des Weltreiches in der Beherrschung des Zuganges zum fernen Osten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung in das weite Gebiet der Weltpolitik zurück zu unserem Dampfer.

Auch hier fehlt es nicht an interessanten Bildern, die ihres Eindruckes auf die Reisenden wohl kaum verfehlen werden. Duzende von Booten umdrängen das Schiff, in denen von braunen und schwarzen Händlern alle möglichen Waren und Landesprodukte laut schreiend den Passagieren an Bord angeboten werden. Straußen-

federn und Federboas, Fächer aus Straußenfedern, ägyptische Zigaretten, Zigarren, Leopardenfelle, Antilopen- und sonstige Gehörne, Perlenschnüre, Muscheln usw. werden immer und immer wieder den neugierig über die Brüstung schauenden Reisenden von unten herauf angepriesen. Zeigt jemand Neigung, ein oder das andere Stück zu erwerben, so wird mit großer Geschicklichkeit eine Leine hinaufgeworfen, an der dann in kleinen Bastkörbchen die Ware hinauf gezogen wird, um von dem Kauflustigen besichtigt zu werden. Dann geht das Handeln los, bis endlich nach langem Hin und Her der Verkäufer sich mit der Hälfte des anfangs geforderten Preises begnügt und nun mit ängstlichen Blicken den Korb wieder an sich ziehen, in den der Käufer das Geld gelegt hat. Sie mögen manchmal üble Erfahrungen machen, denn die Blicke, mit denen sie besorgt in den Träger des Geldlohnes hineinschauten, verrieten, wie beunruhigt sie waren, daß man ihnen nicht etwa statt des lohnenden Preises einen geringeren gäbe. Die Hoffnung, dann ihre Ware wieder zu bekommen, schien nicht sonderlich groß, weil die Matrosen die aufdringlichen Gesellen möglichst mit Stöcken und Nilpferdpeitschen vom Schiff fernzuhalten suchten.

Endlich hat unser Schiff die reichliche Ladung an Waren aller Art, vor allem an galizischem Holz aufgenommen, das hierher durch einen österreichischen Dampfer gebracht war und nun mit dem deutschen Schiffe nach Mombasa überführt werden sollte, dessen Holzbedarf leider noch immer, statt aus den reichen Urwäldern Deutsch-Ostafrikas, aus den Kiefernwaldungen Galiziens befriedigt wird.

Mombasa.

Der Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

Fast sieben Tage kämpfte unser Dampfer gegen die gewaltigen Wogen des indischen Ozeans an, die der stürmische Südwestmonsum uns mit furchtbarer Gewalt entgegentrieb. Mit geschlossenen Luken und abgenommenen Sonnensegeln, von spritzendem Wasser ständig überschüttet, bahnte sich das Schiff in langsamer Fahrt gegen Strömung und Wellen den Weg nach Süden, und die unvermeidlichen Folgen solch unruhiger See brachten es zuwege, daß wir ohne Sang und Klang den Äquator passierten und froh waren, dem englischen Hafen Mombasa zusteuern zu können.

Nach den trostlosen Bildern der ägyptischen Wüste und arabischen Felsmassen, wirkte es wie erlösend auf alle Neulinge ein, die Küste der englischen Kolonie in saftigem Grün über der weißen Brandung schimmern zu sehen. Unwillkürlich fürchtete man, die Küsten Ostafrikas stets in gleicher Einförmigkeit, ohne Baum und Strauch, aus ödem Sand und kahlen Felsen bestehend, auch hier wieder finden zu müssen. Um so angenehmer war die Überraschung, als wir, in früher Morgenstunde in den engen Hafen hineinfahrend, zur Rechten die geschlossenen Kokospalmenhaine, zur Linken die Stadt mit vereinzelt vornehmen europäischen Häusern aus üppigem Grün hervorleuchten sahen.

Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas. 37

Über dem alten gewaltigen Fort, das oben auf den Korallenbänken der Insel Mombasa von den Portugiesen während ihrer hundertjährigen Herrschaft im 17. Jahrhundert erbaut, mit seinen weißen Mauern und Zinnen noch immer einen stattlichen Eindruck macht, weht die rote Sultansflagge von Zansibar. Der deutsche Vizekonsul, der seit kurzem hier stationiert ist, erhält sein Exequatur noch immer von Sr. Hoheit dem Sultan. So hält das britische Weltreich noch immer die Fision aufrecht, daß der zehn Meilen breite Küstenstreifen, der ursprünglich zum Sultanat Zansibar gehörte, noch heute nur im Pachtbesitz der Engländer sich befindet. Für den deutschen Konsul bietet das zwar die „Annehmlichkeit“, daß er die Gerichtsbarkeit über die deutschen Reichsangehörigen zu üben hat, hindert ihn aber, über den schmalen Küstenstreifen hinaus in das Innere der Kolonie vorzudringen, wo er zum Besten der deutschen Wirtschaftspolitik am ehesten Studien machen könnte, über das, was das alte Kolonialreich England aus seinem Besitz gemacht hat, der unserer deutschen Kolonie benachbart und scheinbar der unsrigen nicht unähnlich gestaltet ist.

Reges Leben herrscht im Hafen. Mehrere große Dampfer, darunter noch ein zweiter der Deutschen Ostafrikalinie gehöriger, waren mit Löschern und Laden beschäftigt, und die großen Einfuhrhäuser hatten alle Hände voll zu tun, um mit den wenigen vorhandenen Leichter Schiffen die Ware an Land und in den sicheren Schutz des Zollschuppens zu bringen.

Da dieser alte Hafen von Mombasa verhältnismäßig eng und klein, der Zugang nicht ungefährlich ist und den großen Schiffen nicht genügende Bewegungsfreiheit gibt, so

38 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

versucht man neuerdings, den auf der anderen Seite zwischen der Insel und dem Festlande gelegenen, ebenso wohl geschützten, aber geräumigeren Hafen von Kilindini dem Weltverkehr nutzbar zu machen. Man schien aber noch nicht einig darüber zu sein, wie die Projekte zu gestalten seien; denn man scheut sich mit Recht, den Verkehr von der alten Hafenstadt Mombasa abzulenken, in der Hunderte von indischen Kaufleuten und viele Tausende von Negern und Arabern ihre Heimstätte aufgeschlagen haben. Man bessert deshalb zurzeit nichts an den Hafenanlagen Mombasas, obgleich durch die große Ugandabahn ein ganz ungewöhnlich lebhafter Handelsverkehr sich seit wenigen Jahren hier entwickelt hat. Zwei kurze Landungsbrücken mit Dampfkränen sind vorhanden, aber sie vermögen die Massen von Waren nicht zu bewältigen, die hier ankommen oder verladen werden.

Die für mich in gewisser Beziehung günstige Folge davon war, daß unser Dampfer fast zwei volle Tage im Hafen liegen mußte und ich Zeit genug hatte, unter der lebenswürdigen Führung des deutschen Konsuls mir die englische Handelsstadt und ihre nächste Umgebung genauer anzusehen.

Man ist hier in eine völlig neue Welt versetzt, die, auch abgesehen von der landschaftlichen Schönheit dieses Hafens, mit Uden und Suez gar nicht verglichen werden kann. Nicht bloß die gewaltige Festung, sondern die an den verschiedensten Stellen der Insel vorhandenen Spuren und Reste alter Befestigungsarbeiten deuten daraufhin, daß hier schon vor Jahrhunderten alte Kulturenationen ihre Heimstätte aufgeschlagen hatten und blutige Kämpfe um den Besitz dieses wichtigen Hafenplatzes ausgefochten wurden.

Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas. 39

Dicht gedrängt, in engen, schattenlosen Straßen, stehen die massiven Häuser der indischen und arabischen Kaufleute und Händler mit flachen Dächern und wenig Fenstern nach der Straße zu, aber mit auffallend schön geschnitzten, mächtigen Türen verziert. Ruhig und ernst hocken die indischen Händler in ihren Magazinen hinter den aufgehäuften Warenvorräten und warten, ob ein Käufer sich naht, ohne auch nur mit einem Blick der dunklen ernstesten Augen zum Betreten des Warenlagers aufzufordern. Die Handwerker, Silber- und Blechschmiede, Holzarbeiter etc. verrichten still und emsig ihre Arbeit vor den Augen der vorübergehenden Fremden.

In lange, weiße oder lakifarbene Hemden gekleidet, die ausnahmslos überaus sauber gewaschen sind, drängen sich die schwarzen Bewohner in den Straßen, ohne dem Fremden im mindesten lästig zu fallen. Die Negerinnen sind ebenso wie in Deutsch-Ostafrika mit langen, baumwollenen Tüchern bekleidet, die, einfach über den Brüsten zusammengeschlagen, mit ihren grotesken, aufgedruckten Mustern einen malerischen Anblick gewähren und die runden Schultern und Arme der braunen Schönen freilassen, wenn nicht ein zweites, ähnliches Tuch (Kanga) malerisch über Kopf und Schultern geworfen ist. Die Indierinnen, weit weniger sauber als all die Negerweiber und -Mädchen gekleidet, hüllen ihren Körper zum Teil in weite, baumwollene oder seidene Gewänder, die bis zum Knie reichen, während Männerhosen bis zum Knöchel herabgehend nur den mächtigen Silberschmuck, der vielfach um die Fußgelenke gelegt ist, sehen lassen. In Ohren und Nase tragen sie kunstvoll geschmiedete silberne oder goldene Schmuckgeräte, während

40 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

die Negermädchen zumeist in ganz eigenartiger Weise ihre Ohrmuscheln dekorieren. Große Löcher sind in die Ohrlappen geschnitten, durch die zum Teil zwei bis drei Zentimeter starke, runde Papierrollen gezogen sind. Vielfach ist nicht bloß eine solche Öffnung vorhanden, sondern 3—4 etwa markstückgroße, buntfarbige Papierscheiben sind durch die Ohrmuscheln gezogen, während der äußere Rand nicht selten mit silbernen oder goldenen Nägeln eingefast ist.

Das krause Wollhaar wird mit großer Kunst und vieler Sorgfalt frisiert, indem über den ganzen Kopf hinweg, von der Stirne zum Nacken laufend, fast ein Duzend Scheitel gezogen sind, zwischen denen daumenbreite Streifen der kurzen Haare in ganz feine dünne Flechten, wie Strohmatte, geflochten, zum Nacken herabgehen, wo sie in einem kurzen Schwänzchen zu enden pflegen. Die Frisur ist schwer herzustellen und erfordert stundenlange Hilfe irgend einer Freundin oder professionellen Friseurin, hat aber den Vorzug großer Reinlichkeit, wie überhaupt alle Neger und Negerinnen an den Küsten Ostafrikas, soweit ich sie zu sehen bekam, ganz außerordentlich auf saubere Wäsche und Körperpflege halten.

Das an die Indierstadt anstoßende Negerviertel stellt dagegen ein wüstes Durcheinander von ziemlich großen Lehmhütten dar, die, aus Stangen und Buschwerk hergestellt, mit rotbrauner Tonerde beworfen, hie und da mit Kalk weiß angestrichen sind und mit Blättern der Kokospalmen auf ziemlich steilem Dach bedeckt werden. Zumeist haben sie vor dem Eingang in den fensterlosen Innenraum eine Art von Veranda, die durch das auf einigen Pfählen ruhende weit überhängende Dach beschattet

wird. Ein erhöhtes Podium von festgestampftem Lehm dient hier den faul herumliegenden Bewohnern des Hauses zur harten Lagerstatt oder wird als Arbeitsplatz für Bastflechtereien und dergl. benutzt. Ein wahres Labyrinth stellt dieser Stadtteil dar, und schwer ist es, wenn man einmal hineingeraten ist, aus diesem regellosen Wirrwarr herauszukommen, weil nur wenige eigentliche Straßen vorhanden sind. Daß die oft nur einige Meter breiten Gänge zwischen den alleinstehenden Hütten gleichzeitig allen Unrat und allen Abfall der Haushaltung aufnehmen müssen, trägt natürlich nicht dazu bei, Augen und Nasen des wißbegierigen Fremden besonders angenehm zu berühren.

Neben diesem ältesten Teil der Stadt Mombasa entwickelt sich allmählich unter englischem Einfluß eine moderne europäische Villenkolonie. Für den Gouverneur oder vielmehr für den Kommissioner, als Vertreter der englischen Regierung, hat man hoch oben auf den Korallenriffen einen stolzen Palast mit weitem Blick über das Meer geschaffen und einen herrlichen Garten in der Umgebung angelegt, in dem eine große Anzahl buntblättriger Gebüsch und andere tropische Gewächse für die Zukunft ein malerisches Bild erwarten lassen. Eine prächtige, im maurischen Stil erbaute englische Kirche, große Regierungsgebäude, praktisch und einfach von indischen Baumeistern aus Korallengesteinen erbaut, geben Zeugnis von der fortschreitenden Besitzergreifung durch die Engländer.

Ein weiter Park, den man angelegt hat, ist vorläufig nichts als ein großer schattenloser Platz, in dem die mannigfaltigsten tropischen Gewächse einer schnellen Entwicklung entgegensehen. Das bronzene Standbild des eigentlichen Begründers der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft Sir

42 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

William MacInnon steht am Eingang des Parkes und eine Inschrift am Sockel verkündet in goldenen Lettern der Nachwelt die Verdienste dieses Patrioten um die Ausdehnung des britischen Weltreiches. Ein, wie man mir sagte, überaus praktisch eingerichtetes schönes Krankenhaus bildet das Gegenstück zum Gouvernementspalast, und eine größere Zahl von Beamtenwohnungen, in weiten Gärten versteckt, war im Bau begriffen. Sehr viel mehr als die deutschen Beamten scheinen es die Engländer zu lieben, ihr Heim mit schönen Gartenanlagen zu umgeben, um sich das Dasein in der Kolonie angenehm zu machen und sich heimisch und wohl zu fühlen.

Ein ganz eigenartiges Transportmittel hatte ich Gelegenheit, hier in Mombasa zum ersten Male zu bewundern. Die neuen Straßen durchziehen in doppelter Reihe schmalspurige Eisenbahnen, auf denen kleine vier-rädrige Wagen, mit einem schützenden Sonnendach versehen, vier, mit dem Rücken je zu zwei gegeneinander sitzenden Personen Gelegenheit zu schneller Beförderung bieten. Zwei Neger schieben diese leicht rollenden Wagen, die, wenn im Besitze von Privatpersonen, häufig mit einem gewissen Luxus ausgestattet sind, im Trabe über die Schienen. Bei dem welligen Terrain haben sie freilich, wenn es bergan geht, ihre Kraft anzustrengen, sie benutzen dann aber die schnelle Fahrt bergab, um, behende auf den Wagen springend, sich wieder zu neuer Arbeit auszuruhen. Diese Schienenstränge ziehen sich bis in die Gärten der Privatbesitzer hinein und enden oft erst vor der Eingangstür des Hauses. Sie haben vor eigentlichen Straßenbahnen den Vorzug, daß man im eigenen Wagen ohne Belästigung durch Fremde fahren und die öffentlichen Wagen, wie Droschken, zur

Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas. 43

Fahrt benutzen kann, ohne auf das Herankommen der Bahn warten zu müssen. In beschränktem Umfange dienen die Schienen auch zum Transport von Gütern. Wo keine Ausweichstellen vorhanden sind, kann das leichte Gefährt schnell aus den Schienen gehoben werden, um die Bahn für nachfolgende Wagen frei zu machen, wenn der Fahrgast irgendwo einen Besuch machen will. Vor allem führt aber eine lange Linie dieser doppelten Schienengeleise quer durch die Insel hindurch nach Kilindini, und der deutsche Konsul mit seiner liebenswürdigen Gattin machten mir die Freude, mir auf solcher Fahrt die schöne Insel zu zeigen.

Üppigste Tropenvegetation erfreut hier das Auge, je weiter man sich von der Stadt entfernt. Mächtige Affenbrotbäume mit ihren oft wie Felsblöcke erscheinenden, vorweltlichen, viele Meter dicken Stämmen erregen zuerst die Aufmerksamkeit und das Interesse des Besuchers. Prachtvolle, glänzend dunkelgrün belaubte Mangobäume wechseln ab mit schönbesiederten Kokospalmen, breitblättrigen Mandelbäumen und fruchtbeladenen Orangen- und Melonenbäumen. Üppige Mais-, Mohogo-, Mtama- und Batatenfelder zeugen von der Fruchtbarkeit der dem Korallenkalk aufgelagerten, rötlichschwarzen Tonerde. Fleißige Negerinnen tragen auf dem Kopfe die Früchte ihrer Garten- und Feldarbeit zur Stadt, wo sie willige und gute Abnehmer finden, weil sich die arbeitende Bevölkerung am Hafen schnell vermehrt und ihren Bedarf steigert.

Kurz vor dem Abstieg nach Kilindini kreuzte unsere Straße die große Ugandabahn, die, dicht hinter Mombasa beginnend, die Insel durchquert und auf einer langen Brücke den Meeresarm, der die Insel vom Festland trennt, überschreitet. Dieser Eisenbahn, die eigentlich zu

44 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

Unrecht ihren Namen führt, weil sie Uganda gar nicht berührt, verdankt Mombasa sein heutiges reges wirtschaftliches Leben.

Auch Deutsch-Ostafrika, das zurzeit mit den Erzeugnissen seiner fruchtbaren Ländergebiete am Viktoria-Njansa-See in erster Linie die Güterwagen der Eisenbahn füllt und hauptsächlich dazu beiträgt, daß die Betriebskosten bereits gedeckt werden, hat einen ganz unerwarteten Nutzen von diesem kühnen Bahnbau.

Weniger aus wirtschaftlichen als aus politischen Gründen scheint das englische Kolonialamt auf den Bau dieser bisher wohl längsten Eisenstraße im tropischen Afrika gedrungen zu haben. *) Man wollte von hier aus den Zugang zum Nil gewinnen, um eventl. von Süden her in die längst begehrten Sudanländer eindringen und den Ausbau der Kap-Kairo-Bahn von hier aus fördern und betreiben zu können.

120 Millionen Mark hat man diesem großartigen Unternehmen gewidmet. Wenn man aber in dem gewiß nicht schwarzfärbenden Handbuch für Ostafrika **) vom Jahre 1905 die Schilderung der Gegenden liest, durch welche die Bahn über die hohen Gebirge hinweg, bis zur Höhe von 8300 Fuß emporsteigend, dann wieder etwa 6000 Fuß fallend, nach Port Florence am Victoria-See gebaut ist, so muß sich unwillkürlich der Eindruck verstärken, daß man

*) Es ist bezeichnend, daß Sir Charles Eliot, der selbst als oberster Kolonialbeamter die Kolonie von 1901—1904 geleitet hat, in seinem Buche „The East Africa Protectorate“, London 1905, S. 208 erklärt: „Es ist ein merkwürdiges Eingeständnis, aber ich weiß nicht, warum die Uganda-Bahn gebaut ist, und ich glaube, recht viele Leute in Ostafrika teilen meine Ankenntnis.“

**) Handbook for East Africa, Uganda and Zansibar 1905. (Printed at Mombasa.)

hier mit ganz anderem Wagemut als in unseren deutschen Kolonien Eisenbahnen gebaut hat, ohne ängstlich zu fragen, ob für sie die Lebensbedingungen schon vorhanden oder aus eigener Kraft baldigst durch die Bahn zu schaffen sind. Die Lektüre dieser Schilderungen ist aber auch insofern nicht ohne Interesse für den nüchtern denkenden deutschen Beobachter, als er daraus sieht, welchen Anteil die Engländer auch in dem weltfernen Ostafrika vor allem an den Dingen nehmen, die in Spiel und Sport für viele von ihnen einen großen Teil des Lebensinhalts darstellen.

Ein kurzer Auszug möge das bestätigen und zugleich den wirtschaftlichen Wert der durchquerten Landstriche kennzeichnen.

Die ganze Bahn hat eine Länge von nicht weniger als 584 englische Meilen, also 940,24 km. Die Spurweite beträgt 1 m. Das rollende Material ist dem auf indischen Eisenbahnen gebräuchlichen gleich und namentlich in den Personenwagen dem tropischen Klima in zweckentsprechender Weise angepaßt.

Die ersten 16 Meilen auf dem Festlande werden als fruchtbar, von großer landschaftlicher Schönheit und leidlich bevölkert, wenn auch als ungesund, geschildert. Von hier aus läuft die Bahn bis nach Voi (102 Meilen) durch „meist unkultiviertes Land“. Nur an einer Stelle ist ein kleiner Anbau von Mais und Korn erwähnt, sonst ist die ganze Gegend „als Taruwüste“ bekannt, nichts als eine unfruchtbare, wasserlose Buschsteppe, deren kümmerliches Holz allenfalls ausreicht als Brennmaterial für die Eisenbahn.

Voi, die erste größere Station, die 60 Meilen, also 96 Kilometer, von Tarweta, der englischen Grenzstadt,

46 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

nach dem Kilimandscharo gelegen ist, hat für die deutschen Besitzungen zurzeit insofern einige Bedeutung, als auf dem guten Fahrwege, der an die deutsche Grenze führt, die bequemste Verbindung nach den Stationen und Ansiedelungen am Fuße jener in deutschem Besitz befindlichen gewaltigen Gebirgslandschaft gegeben ist.

Das hinter Voi bis Makindu folgende Land wird als „außerordentlich wildreiche Gegend“ bezeichnet, mit „sehr geringer Kultur“, meistens der Wüste ähnelnd. Bis nach Nairobi hin ändert sich das Landschaftsbild wenig. „Wild ist überaus zahlreich, namentlich von Meile 280 bis nach Nairobi, bei Meile 326.“ Am Nairobi, der etwa 5450 Fuß über dem Meerespiegel gelegenen, jetzigen Hauptstadt der Kolonie, hat sich in neuester Zeit eine größere Anzahl von englischen Ansiedlern in gesunder Gebirgslage sesshaft gemacht und versucht mit Hilfe der Regierung, die dortigen fruchtbaren Gelände durch Kartoffel-, Gemüse- und Kornbau nutzbringend zu machen.

Der Bericht zählt aber vor allem auf, daß hier für die englischen, goanesischen und indischen Eisenbahnbeamten eigene Sportsgründe in der Nähe der Eisenbahnstation geschaffen sind, daß der Nairobiklub ein schönes Klubhaus mit ausgedehnten Cricketgründen angelegt hat, daß halbjährlich Pferderennen veranstaltet werden, daß ein Rifellklub gegründet ist, als ob die Hauptsache für die Bewohner dieser fern im Innern des Landes gelegenen Hauptstadt Scherz und Spiel und nicht ernste Arbeit sei.

Hinter Nairobi klimmt die Bahn höher in das Gebirge hinein und erreicht bei Meile 360 den ersten Paß von 7800 Fuß.

Hochwild soll reichlich hier vorhanden sein, und zahlreiche weiße Pflanzler sollen sich um Land bewerben, um Getreide, Kartoffeln, Raffee und Faserstoffe zu bauen. Von da läuft die Bahn durch ein wechselvolles Gebirgsland, dessen Klima als vortrefflich bezeichnet wird, „wenige Ansiedler haben sich hier in der Nähe des Lake Naturu angesiedelt.“ „Wild von allen Arten ist im Überfluß vorhanden und Hunderte von Antilopen, Straußen usw. können von der Bahn aus gesehen werden.“ Von Naturu aus führt der nächste Weg nach dem Varingosee, an dessen Ufern „die beste Jagd im ganzen Lande“ zu finden ist.

Bei Meile 460, wo der höchste Gipfel mit 8300 Fuß erreicht wird, sollen weite, „wertvolle“ Urwäldungen bestehen — ob aber die Hölzer einen Eisenbahntransport von zirka 750 Kilometern bis zur Küste ertragen können, wird nicht untersucht. Von hier fällt die Bahn schnell ab durch das Niandotal nach Mohoroni, wo das Hauptquartier der indischen Truppen und „der Kings Afrikan Riffls“ sich befindet. Von da bis Port Florence, dem Hafen am großen See, ist der Weg verhältnismäßig kurz. Von Ansiedelungen wird nichts mehr berichtet. Am See selbst sind zurzeit in Verbindung mit der Eisenbahn zwei neue, zweckentsprechend eingerichtete Dampfer von 600 t Tragfähigkeit in Tätigkeit, um in regelmäßigen Rundfahrten um den See Passagiere und Güter der Eisenbahn zuzuführen.

Das ist die Schilderung der Bahnlinie, wie sie das englische Handbuch selbst angibt, und von den verschiedensten Seiten ist mir bestätigt worden, daß tatsächlich der weitaus größte Teil des Gebietes, welches die Eisenbahn durchschneidet, unfruchtbare Wüste ist und

kaum jemals der Kultur erschlossen werden kann. Der Wildreichtum des Landes soll allerdings enorm sein, und da gerade in der Nähe der Bahn sogenannte Jagdreservate geschaffen sind, können die Reisenden auf der langsamen Fahrt die seltene Freude genießen, aus den Fenstern der Eisenbahnabteile Hunderte und Tausende von Antilopen, Zebras und Straußen usw. in der Freiheit beobachten zu können, die ohne Scheu in der Nähe der Bahndämme ihre Nahrung suchen. Für manchen Engländer mag dieser Wildreichtum der Kolonie besonders anziehend sein und ihren Wert bedingen.

Auf dem Dampfer, der mich hinausführte, waren zwei ehemalige ostindische Offiziere, die nur „for big game shooting“ die weite Reise machten, und ein Ehepaar mit einem reizenden, etwa 8jährigen Jungen ging gleichfalls hinaus, um hier ein Jahr lang die Freuden des Jagdlebens in der Wildnis zu genießen. Sie haben jeder in der Kolonie 1000 Mk. für den Jagdschein zu zahlen und dürfen nur eine beschränkte Anzahl Wild zur Strecke bringen, so daß das Vergnügen kostspielig genug erscheint. Aber darum, um den sportslustigen Söhnen der alten Heimat diese Freuden zu erleichtern, hätte man die Bahn nicht bauen brauchen.

Wie oben schon erwähnt, sind es namentlich die in ganz unerwartetem Maße schnell wachsenden Transporte aus den deutschen Hafenstädten Schirati, Muansa und Bufoba, die der Eisenbahn die Lebensfähigkeit gewähren. Die englische Kolonie selber hat bisher recht wenig Nutzen davon gehabt.

Die Klagen, die man in Kreisen deutscher Kolonialfreunde so oft vernimmt, daß die Engländer unserer schwerfälligen Kolonialpolitik zuvor gekommen seien und

den deutschen Handel über englisches Gebiet geleitet hätten, haben meines Erachtens nur in gewissem Umfange ihre Berechtigung. Vielmehr hat unsere deutsche Kolonie alle Ursache, den Engländern dankbar zu sein, daß sie durch ihre Eisenbahn den ganz ungewöhnlichen Aufschwung unserer Provinzen am Viktoria-Njansa ermöglicht haben. Wünschenswert wäre es allerdings, wenn die zahlreichen Frachten bald über deutsche Schienen rollen könnten und den deutschen Kaufleuten in Tanga oder Dar es Salam den reichen Gewinn brächten, der jetzt den Handelshäusern von Mombasa zufließt. Das kann aber auch und wird hoffentlich noch geschehen, wenn das englische Unternehmen jene reichen Seengebiete wirtschaftlich und kulturell so entwickelt hat, daß der Nutzen einer eigenen Bahn unzweifelhaft ist.

Wie sehr eine solche bequeme Handelsstraße den Verkehr in kürzester Frist zu beleben imstande ist, hat aber diese Eisenbahn bewiesen. Eine Menge von schwer transportablen Gütern, wie Felle, Erdnüsse und Raffee, die früher auf der Karawanenstraße über Tabora und Bagamojo den Weg zur Küste wegen der hohen Transportkosten nicht finden konnten, sind heute dem Welthandel zugänglich gemacht, so daß auch, worauf wir später zurückkommen werden, für die deutsche Kolonialpolitik die Frage der Erbauung von Eisenbahnen in das Innere hinein ein ganz anderes Ansehen gewinnt.

Aber in gewisser Beziehung leidet unsere Kolonie, worauf wir später zurückkommen werden, recht schwer unter den Wirkungen der Ugandabahn. Sie zieht, wie schon gesagt, den Handel von den Stationen des Viktoria-Njansa an sich, lockt die Karawanen von Tabora und den fruchtbaren Gebieten am See zu dessen Häfen und

50 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

hat es veranlaßt, daß die Karawanenstrassen nach der Küste des indischen Ozeans verödet sind. Die Karawanenferien in Dar es Salam und vor allem die von Bagamojo, in denen zeitweise zehntausende von Trägern gleichzeitig Unterkunft fanden, stehen jetzt wochenlang leer. Darunter leiden nicht die Händler an der Küste, sondern das Ausbleiben der Träger aus dem Stamme der fleißigen Wangamwesi hat auch den Plantagenbau an der Küste außerordentlich erschwert, weil es für die schnell wachsenden Kulturen an Arbeitern zu fehlen beginnt.

Bisher haben wir jedoch keine Ursache, die Engländer um die finanziellen Erträge dieser Bahn zu beneiden, denn jedermann gibt zu, daß der Bau mit ungewöhnlich hohen und zum Teil unrechtmäßig ausgegebenen Kosten beschafft ist, und die Statistik lehrt, daß von einer Verzinsung des gewaltigen Anlagekapitals noch lange nicht die Rede sein kann.

In den ersten Jahren des fortschreitenden Bahnbaues sind zwar die Einnahmen scheinbar hoch und decken bereits die Betriebsausgaben, aber das Resultat ist nur ein trügerisches, weil man den Transport des Eisenbahnmaterials zum Selbstkostenpreise als Einnahme gebucht hat. In den 15 Monaten, vom 1. Januar 1902 bis 31. März 1903 waren die Einnahmen auf der ganzen Strecke von 584 Meilen 3951000 Rupies. Die Betriebsausgaben dagegen 4883000 Rupies.

Im Jahre 1903/04 wurden eingenommen 1973500 Rupies, ausgegeben für Unterhaltung des Betriebes 2875000 Rupies. Erst in dem Jahre 1904/05 steigen die Einnahmen auf 2307000 Rupies, und die Betriebsausgaben sinken durch sparsame Verwaltung auf 2267000

Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas. 51

Rupies so daß ein kleiner Überschuß von etwa 40000 Rupies zur Dotierung des Erneuerungsfonds übrig bleibt, ohne Verzinsung der vom Kolonialamt aufgewendeten 120 Millionen Mk.

Der Etatsvoranschlag für das Jahr 1905 rechnet noch mit einem Zuschuß zum Betriebe und zur Unterhaltung der Eisenbahn von 45000 £ also 900000 Mk., während außerdem, auch nur zu 3% gerechnet, die Zinsen des Anlagekapitals 3600000 Mk. betragen würden. Der ganze Etat schließt, nebenbei bemerkt, ohne jene Zinsen mit einem erheblichen Reichszuschuß ab, über dessen Höhe im Vergleich zu unserer deutschen Kolonie wir später berichten werden.

Ob es der Bahn gelingen wird, die weiten, dem Verkehr erschlossenen Fluren zum wirtschaftlichen Leben zu entwickeln, muß die Zukunft lehren. Allzu große Hoffnungen für die der Küste nahen Gebiete wird man nach den obigen Schilderungen für die nächste Zeit kaum hegen dürfen. Denn eine wasserlose, ungesunde Dornbuschwüste von zirka 500 km Ausdehnung kann selbst eine noch so genial angelegte Bahn nicht fruchtbar machen. Auch den Ansiedelungen in den gesunden Höhenlagen von Nairobi prophezeiten Kenner des Landes vorerst nicht sonderlich viel Gutes. Koloniale Stapelprodukte von hohem spezifischem Wert können vorläufig nicht gezogen werden, und zum Anbau von Getreide, Kartoffeln und Gemüse für den Export liegen diese Landstriche bereits dem Ausfuhrhafen reichlich fern. Selbst bei verständigster Tarifpolitik können diese Produkte, namentlich die Kartoffeln, den Transport auf einer Strecke von rund 525 km Eisenbahn nur solange tragen, als nicht frachtgünstiger gelegene Distrikte, wie Deutsch-West-Ufambara die ganz ungewöhn-

52 Mombasa, d. Ausfuhrhafen Britisch-Ostafrikas.

lich hohen Preise (10—12 Mk. pro Zentner) in den Küstengebieten herabdrücken.

Der Hafen von Mombasa, in dem ich all diese Betrachtungen anzustellen Gelegenheit fand, hat aber, wie schon erwähnt, den unbestreitbaren Nutzen von der Bahn. Wer hier zuerst den englisch-ostafrikanischen Boden betritt, wird nur zuleicht gefangen genommen von dem ihm allseitig gepriesenen enormen Aufschwung der britischen Kolonie und kommt leicht zu einer falschen Beurteilung der wirklich vorhandenen wirtschaftlichen Lage des Hinterlandes.

Die Zollschuppen am Hafen waren überfüllt mit Waren aller Art. Raftlos arbeiteten Hunderte von Negern im heißen Sonnenbrande die schweren Kisten und Fässer an langen Stangen die steile Küste hinaufzuschleppen. Noch in später Nachtstunde hörte man den einförmigen Gesang, mit dem sie ständig die schwere Arbeit begleiten, während von der Negerstadt her die dumpfen Klänge der Gomatrommel, die kreischende Musik einer Art von Schalmei und das Jauchzen der tanzenden Neger und Negerinnen zu uns über das Wasser herübertönte und Zeugnis davon ablegte, daß das Dasein dieser Naturvölker auch eine angenehmere Rehrseite kennt.

Am nächsten Tage benutzte ich noch die mir verbleibende Zeit, um mit dem deutschen Konsul und unserem Schiffsarzt die alte portugiesische Festung zu besuchen, die jetzt als Staatsgefängnis der englischen Kolonie benutzt wird.

Auf dem Korallenboden der Insel, in den man die Festungsgräben eingehauen hat, sind die steilen, mächtigen Mauern aus Korallensteinen erbaut. Aber im Laufe der Jahrhunderte ist das Mauerwerk so mit dem Felsen

verwachsen, daß es unmöglich zu unterscheiden ist, wo es beginnt. Der Zahn der Zeit scheint vergeblich an diesen Mauern und Zinnen zu nagen, die mit zunehmendem Alter nur fester werden. In den tiefen Wallgräben standen üppige Bananenbüsche, die von Sträflingen mit Hacke und Spaten bearbeitet wurden. Ein schwerer eiserner Ring um den Leib der Gefangenen ist mit zwei ebensolchen um die Fußgelenke befestigten durch starke, in der Mitte bewegliche Eisenstäbe verbunden, um den also Gefesselten das Entfliehen zu erschweren. Posten mit geladenem Gewehr bewachen die Zwangsarbeiter. Unwillkürlich glaubte ich, ganz besonders schwere Verbrecher vor mir zu haben, wurde aber dahin belehrt, daß man diese Methode, die Gefangenen in Eisen zu legen, ganz allgemein anwende, auch bei weniger schweren Vergehen, weil dadurch am billigsten die Kontrolle geübt werden könne. Den Gefangenen selber sollen die Fesseln gar nicht sonderlich unbequem sein. Die in Deutsch-Ostafrika geübte Methode, die Gefangenen an eine gemeinsame, durch einen leichten Halsring gehende Kette zu legen, schien mir aber wesentlich humaner und zweckentsprechender zu sein.

Endlich, nachdem unser vom obersten Regierungsbeamten ausgestellter Erlaubnißschein geprüft war, öffnete sich das schwere, eisenbeschlagene Thor der Festung. Im Schatten der mächtigen Rasematten traten die Soldaten der Wache ins Gewehr, und die Askaris präsentierten nicht viel schlechter als unsere Rekruten. Sie schienen sehr erstaunt über den seltenen Besuch zu sein.

Der große viereckige Hof der ganzen Festung ist in allerletzter Zeit durch schöne, neue Gartenanlagen wesentlich verbessert worden. Teppichbeete, bunt blühende Krotongebüsch, schnell aufschießende Palmen gaben der

sonst düsteren Stätte einen freundlichen Anblick. Die Beete waren mit kleinen eisernen Kanonenkugeln eingefast, großer Pyramiden ähnlicher alter Geschosse lagen vielfach herum und gaben Zeugnis davon, daß einst von den Portugiesen um diesen Besitz schwere Kämpfe ausgefochten worden sind. Der Flaggenstock in der Mitte des Platzes war durch ein halbes Duzend in den Erdboden eingegrabener, alter eiserner Kanonenrohre gehalten, wie wir sie ähnlich in einiger Entfernung von hier beim Leuchtturm in den Ruinen einer zweiten alten Festung herumliegen sahen.

Die Herrlichkeit der portugiesischen Macht ist längst verschwunden, aber der alte feste Bau hat die Jahrhunderte überdauert, und der großartige Rundblick, den man von den hohen Zinnen der Festung noch heute über die grüne Insel, den Hafen und das weite brandende Meer hat, läßt es erklärlich erscheinen, daß um diesen Besitz vor Jahrhunderten mit großer Erbitterung gekämpft wurde.

Eigentliche Gefängniszellen sind kaum vorhanden. Große, weite, luftige Schlaffäle, die überaus sauber gehalten waren, aber auch nicht eine Spur von Hausrat aufwiesen, dienten den Gefangenen während der Nacht als Schlafräume. Am Tage werden sie alle zur Arbeit angehalten, aber merkwürdiger Weise in den allerprimitivsten Formen handwerksmäßiger Tätigkeit. Hier wurden von geschickten Negerhänden Körbe und Rohrstühle geflochten, fast ohne alles Handwerkszeug. In einer anderen Werkstatt wurde Garn mit der alten Spindel gesponnen, nachher auf Haspeln aufgehaspelt, die in rohester Weise von den Negern selbst aus rauhem Holz zusammengebunden waren. Buntfarbige, hübsch gemusterte Stoffe

wurden mit dem uralten Webebaum gewebt, das Schiffchen mit der Hand durch die Fäden geschoben, als ob Webstuhl und Spinnrad für das alte Industrievolk der Engländer noch nicht existierten. Nur in der Schneiderwerkstatt, in der die Uniformen für Polizei und Zollbeamte aus indischem Kattistoff genäht wurden, waren einige Nähmaschinen aufgestellt, die den Beweis lieferten, daß auch in diesen Gefängnismauern die moderne Kultur ihren Einzug zu halten beginnt.

An einer anderen Stelle wurde Korn gemahlen auf alten Negerhandmühlen, welche aus nichts anderem bestehen, als aus zwei übereinander gelegten schweren Steinen, deren oberster von einem der Gefangenen gedreht wurde, während ein anderer, vor den Steinen hockend, die Körner mit der Hand in die runde Mittelöffnung des oberen Steines schüttete. Zu dieser schweren Arbeit sollen nur die schwersten Verbrecher herangezogen werden.

Man hat bei alledem den Eindruck, als ob man die Leute überhaupt nur beschäftigen wolle, damit sie die Zeit verbringen, nicht, um aus den Erzeugnissen ihrer Arbeit irgend welchen Nutzen für die Verwaltung oder die Sträflinge selbst zu erzielen.

Die Korbflechteien, Stühle und Webstoffe wurden allerdings teilweise verkauft, aber nur gegen den Rohmaterialienwert mit einem ganz minimalen Aufschlag für Arbeitslohn. Die Kosten der Unterhaltung der Sträflinge sind sicherlich minimal, denn sie alle sind an rein vegetabilische Kost gewöhnt; aber vier besondere Küchen wurden uns von dem begleitenden Beamten gezeigt, in denen, streng von einander geschieden, die Inder, die Suahelis, die Araber und die heidnischen Hindus ihre Reis- und Mehlspeisen sich selbst bereiteten.

Im übrigen wird jeder, der dieses eigenartige Staatsgefängnis besucht, nicht gerade den Eindruck haben, daß es sich um eine moderne Musteranstalt handelt, aber ebensowenig die Gefangenen bedauern, die hier in hohen, luftigen Räumen oder, auf freiem Hofe arbeitend, eine durchaus humane Behandlung und gute Beköstigung finden sollen.

Weniger beneidenswert schienen mir die zahlreichen Hunde, die man in einem besonderen Winkel der Festung in Quarantäne hält. 3 Monate lang müssen diese treuen Begleiter der jagdlustigen Engländer, die ihre Lieblinge ohne Kenntnis der Verhältnisse mit in die Kolonie bringen, hier an der Kette liegen um zu beweisen, daß sie frei von allen Infektionskrankheiten in die neue tropische Heimat kommen. Sie machten nicht gerade den Eindruck, als ob sie mit diesen Verordnungen einer allzu strengen Sanitätspolizei sonderlich zufrieden wären, und ich verdenke es ihren Herren und Herrinnen, die sie hierher begleiteten, nicht, daß sie wenig erbaut waren von dieser bürokratischen Beschränkung der Hundefreiheit.

Tanga.

Der Haupthafen der Kolonie.

Die Tatsache, daß kurz vor meiner Abreise aus Europa im südlichen Teile Deutsch-Ostafrikas der Aufstand ausgebrochen war, und selbst in der benachbarten englischen Kolonie niemand sagen konnte, wie weit die aufrührerische Bewegung sich bereits erstreckte, sowie die Sorge um den einzigen Sohn, der als Oberleutnant der Marine am Rufiji am Kampfe gegen die Shenzis Anteil genommen hatte, veranlaßten mich, den dringenden Einladungen des deutschen Konsuls und der Vertreter der deutschen Firmen in Mombasa zur Fahrt ins Innere nicht Folge zu geben, sondern die Reise nach zweitägigem Aufenthalt fortzusetzen.

Ich hoffte damals noch, auf der Rückreise die Ugandabahn befahren zu können, um durch eigene Anschauung einen Anhalt zur Beurteilung der Frage zu gewinnen, welche der beiden ostafrikanischen Kolonien, die englische oder die deutsche, den Vorzug verdient.

Nicht fern von der grünen Küste des Festlandes bahnte sich unser Dampfer durch die noch immer aufgeregten Fluten des Meeres seinen Weg nach Süden. Je mehr wir uns der deutschen Küste näherten, um so anziehender ward das Landschaftsbild, weil über den grünen Küstenfaum in blauer Ferne die schön gezackten

Linien der Usambaraberge immer scharfer hervortraten und den Hintergrund des malerischen Bildes abschlossen. Im Vordergrunde brandete das Meer gegen die Korallenriffe und hatte zum Teil in mannigfaltigen Formen kleine Inseln vom Festlande ab gespült, zwischen denen hier und da als natürliche Brücke die Oberkante des ehemaligen Landes, mit üppigem Grün bedeckt, stehen geblieben war, während unten die Wellen des Meeres durch diesen Brückenbogen hindurchwogten. Zahlreiche Fischerboote waren sichtbar, die, aus primitivsten Einbäumen hergestellt, nach beiden Seiten weite Ausleger haben, so daß die kühnen Insassen sich auf diesen zerbrechlichen Fahrzeugen weit in die unruhige See hinauswagen, um reiche Beute an Fischen und Schalthieren von den seichten Korallenbänken heimzubringen. Der Fischreichtum an den Küsten unserer Kolonie ist teilweise ein so außerordentlicher, daß eine wirtschaftliche Verwertung dieser reichlich fließenden Nahrungsquelle auch für europäische Fischereigesellschaften ernster Prüfung wert erscheint.

Der schöne Leuchtturm von Ulenge mit dem im maurischen Stil erbauten Sanatorium auf der weit ins Meer hinausragenden Halbinsel gleichen Namens gibt zuerst Zeugnis von der fürsorgenden Kulturarbeit der deutschen Regierung. Leider soll diese idyllisch gelegene Gesundheitsstation wegen der schwierigen Verbindung mit dem Lande wenig benutzt werden.

Nach kurzer Fahrt zwischen den Korallenriffen hindurch an der sogenannten Toteninsel vorbei, die als Quarantänestation gegen das pestkranke Zanzibar gerade damals besondere Bedeutung hatte, machte unser Schiff in früher Nachmittagsstunde in dem herrlichen, sicheren Hafen von Tanga an der Boye fest.

Ein entzückendes Landschaftsbild umgibt uns. Überall üppige Vegetation; prachtvolle Palmenhaine und mächtige Affenbrot- und Mangobäume zeugen von der Schaffenskraft der tropischen Natur in diesem gesegneten, nördlichsten Hafenplatz der Kolonie. In weite Ferne erstrecken sich hinter der Toteninsel nach Norden die flachen Krüts, die mit Mangrovegebüsch bestanden, von Kokospalmen überragt, das Bild wirkungsvoll abschließen.

Das große Hospital mit seinen weißen Gebäuden und roten Ziegeldächern am Eingang des Hafens, der mächtige Zollschuppen am Landungspier, die darüber von dem hohen Ufer weit hinaus leuchtenden, stolzen Bauten der großen Kaufhäuser und Regierungsgebäude, von saftigem Grün umgeben, machen den allerangenehmsten Eindruck.

In dem Ruderboote des Herrn Bezirksamtmanns Zache, der mich in liebenswürdig feierlicher Weise an Bord des Dampfers willkommen hieß im deutschen Ostafrika, fuhr ich an Land. Sein Maultiergespann brachte mich in schneller Fahrt durch die prächtige Strandstraße an den schönen Parkanlagen des Kaisergartens vorbei, zu der sogenannten Boma, dem stattlichen Regierungsgebäude, das, neben der alten von Wismann erbauten, festungsartigen Boma mitten in einem wunderbaren tropischen Park erbaut, in den unteren Räumen die Bureaus der Regierung, im oberen Stockwerk die luftigen Wohnungen des Bezirksamtmanns und des Bezirkssekretärs enthält. Trotz ungewöhnlich hoher Tages-temperatur war es auf der breiten Veranda mit dem herrlichen Rundblick über das Wasserbecken des Hafens kühl und erfrischend, weil eine leichte Brise von See hereinwehte und den Aufenthalt unter dem schützenden Dache noch angenehmer machte.

Ich bin kein Neuling in den Tropen und habe die Schönheit der Farben und Formen tropischer Landschaftsbilder in den Bergen Mexikos und Venezuelas, auf den paradiesischen Inseln der Karaischen See vor Jahren in wiederholten Reisen kennen gelernt, so daß mich die Üppigkeit tropischer Vegetation, die graziösen Formen der Palmen, die Farbenpracht der Blüten und Büsche nicht wie manchen Neuling überwältigt. Aber ich muß es offen gestehen, daß mich schon dieser erste Eintritt in unser deutsches Kolonialgebiet aufs angenehmste überrascht hat und daß ich gern den Worten meines lebenswürdigen Gastgebers glaubte, der aus seiner zehnjährigen afrikanischen Erfahrung mir mit den begeistertsten Schilderungen der Schönheit und Entwicklungsfähigkeit des großen Ländergebietes den Dank dafür aussprechen wollte, daß ich die weite, beschwerliche Reise gemacht habe, um mit eigenen Augen zu sehen, was hier an deutscher Kulturarbeit bereits geschaffen ist.

Nach einigen Stunden behaglichen Ausruhens und vortrefflicher, leiblicher Verpflegung hatte ich dann am Nachmittag Zeit, die Stadt und ihre nächste Umgebung kennen zu lernen.

Der Vergleich mit der eben verlassenen englischen Hafenstadt lag nahe; aber er muß unbestreitbar zugunsten der deutschen ausfallen. Überall herrscht peinlichste Sauberkeit und Ordnung. Schöne gerade Straßen, wohl gepflegt, mit prächtigen, schattenspendenden Alleebäumen bestanden, führen nach allen Seiten hin. Große stattliche Kaufhäuser und Hotels sind entstanden; auch die massiven, zwei- und dreistöckigen Häuser der Snder sind sauber getüncht und machen einen guten Eindruck. Weit und luftig in schönen Gärten liegen die Wohnhäuser der

Europäer. Eine große Markthalle auf dem etwas sonnigen Marktplatz bietet den zahlreichen schwarzen Verkäufern und Käufern heimischer Landesprodukte Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Ein Teil der Halle war von der Kommune zur Aufstellung einer Baumwollginanlage mit Dampftrieb hergegeben, die ich in voller Tätigkeit beobachten konnte. Breit und gut gehalten ziehen sich die Straßen des Inderviertels und der Negerwohnungen in das Land hinein. Von jener Unordnung und dem wüsten Durcheinander der elenden Hütten, wie es bei Mombasa den Fremden anwidert, war hier auch nicht die Spur zu finden. Die eigentliche Negerstadt, deren Hütten an den breiten Straßen unter herrlichen Kokospalmen und schattenden Mangobäumen gelegen waren, machte sogar den allerangenehmsten Eindruck.

In einiger Entfernung von der Stadt sind auf den hohen Ufern am Eingang des Hafens die hellen Gebäude des Hospitals mit den Mitteln der Wohlfahrtslotterie erbaut, und ein Besuch dieser mustergültigen Pflegestätte der Kranken und Hilfsbedürftigen wird jedem die Überzeugung beibringen, daß hier nicht nur vortrefflich für die weißen und schwarzen Kranken gesorgt wird, sondern auch unermüdlich an der Erforschung und Bekämpfung der Tropenkrankheiten mit Erfolg weiter gearbeitet wird. Zum Glück ist die Zahl der weißen Kranken seit Gründung des Hauses wesentlich geringer geworden, weil die einst so sehr gefürchtete Malaria ein gut Teil ihres Schreckens verloren hat, seit auf Grund der Rochschen Forschungen die Chininprophylaxe fast sicheren Schutz bietet.

Unter den Negern herrschte dieselbe Wurmkrankheit, die in den Steinkohlengruben Westfalens das Leben unserer Bergleute bedroht.

62 Tanga, der Haupthafen der Kolonie.

Eine friedliche, saubere Bevölkerung füllte die Straßen der Stadt und grüßte in ungezwungener Weise die passierenden Europäer, während die indischen Kleinhändler sich zu besonders demütigem Gruße aus ihrer hockenden Stellung erhoben, sobald wir uns ihren primitiven Kaufläden näherten, in denen sie Getreide und Mehl aller Art, Perlenschnüre und Baumwollstoffe feilhielten.

Auf dem weiten Bismarckplatz, auf dem eine Gruppe von dicht belaubten Mangobäumen die Rolle unserer Dorflinden vertritt, erhebt sich aus schönen Anlagen eine Bronzestatuette des Altreichskanzlers und legt Zeugnis ab von der Verehrung, die die deutschen Ansiedler auch in der Ferne dem größten Staatsmann ihrer Heimat bewahren.

Ein neuer, halbkreisförmiger Musikpavillon in geschmackvollem Renaissancestil war im Bau fast vollendet. Man hoffte, ihn zum Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin einweihen zu können.

Als ich am Abend hier vor der Veranda des deutschen Klubhauses mit einer stattlichen Anzahl der deutschen Bewohner Tangas und ihren Damen die schöne Mondnacht genoß, tönten aus der Wölbung dieses, von den schwarzen Schülern der Handwerkerschule erbauten Musiktempels die herrlichsten Weisen in die warme Sommerluft hinaus. Eine Musikkapelle von etwa 45 Negerjungen, in weiße Matrosenanzüge gekleidet, spielte unter Leitung ihres deutschen Lehrers in geradezu künstlerischer Weise und verfügte über ein so ausgedehntes Repertoire klassischer und moderner Musikstücke, daß man seine aufrichtige Freude haben mußte an dem, was liebevolle Hingabe an den Beruf diesen Naturkindern in kurzer Zeit beizu-

bringen vermocht hatte. Wenn man dann sah, wie Hunderte von Bewohnern des Negerviertels dicht gedrängt vor dem Musiktempel standen und stundenlang andächtig den Klängen der Musik lauschten, so kann man es nicht glauben, daß aus diesem glücklichen Naturvolk nicht unter geschickter Leitung einmal ein brauchbares Kulturelement sollte geschaffen werden können.

Ein Besuch der Handwerkerschule, welcher auch diese musizierenden Negerknaben angehörten, hatte mir schon am Nachmittage gezeigt, was eine verständige Erziehung pädagogisch und menschlich vortrefflicher Lehrer aus diesem völlig unbearbeiteten Rohmaterial zu machen verstanden hat. Man will die Neger zur Kulturarbeit erziehen, sie lehren, ihre Kräfte im eigenen, wie im Gesamtinteresse nutzbar zu verwerten, und wenn realistisch veranlagte Kritiker darüber spotten mögen, daß man die Knaben zu Musikanten herausbilde, und ihr unbestreitbares musikalisches Talent zur Erheiterung der europäischen Bewohner verwerte, so kann niemand im Zweifel sein, daß die praktische Arbeit, die neben dieser Kunst zuerst und vor allem und mit ebenso viel Sorgfalt und Verständnis in der Schule gepflegt wird, einen großen Segen für die Kolonie bringen muß. Denn nicht bloß im Lesen, Schreiben und Rechnen wurden die Schüler unterrichtet, sondern man erzog sie auch zu tüchtigen Maurern, Tischlern und Holzarbeitern und hatte eine große, gut eingerichtete Druckerei geschaffen, in der die halbwüchsigen, schwarzen Jungen eine eigene Zeitung, die „Usambara-Post“, setzen und drucken konnten und eine Menge von Druckarbeiten für Regierung und Private tadellos anfertigten.

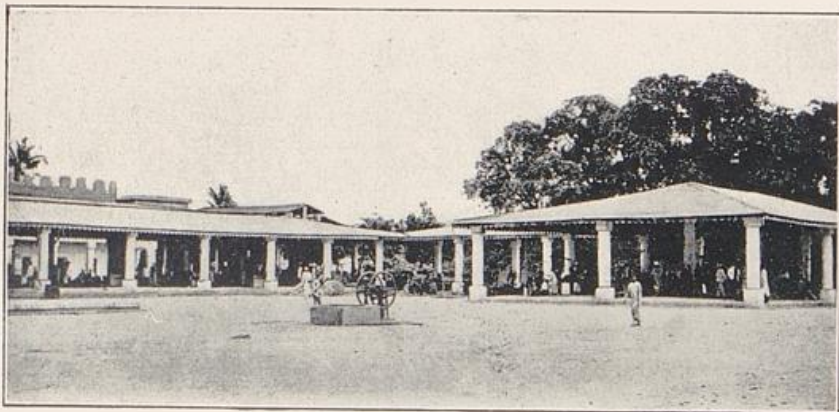
In großen, luftigen Schlafräumen wohnen die Kinder,

auf selbstgefertigten Ritanden, niedrigen Bettgestellen mit Bastflechten überspannt, schlafen sie. In einem großen offenen Schuppen auf dem weiten Hofe der Schule kochten sie sich selbst ihr Essen. Was sie an Reis, Mehl, Mohogo, Früchten usw. gebrauchen, verursacht einen Aufwand von etwa 10 Pfennigen täglich. Sieht man dagegen ihre Leistungen, die sauber gehobelten Schränke, Tische, Stühle usw., so hat man die Empfindung, daß sie ihr täglich Brot reichlich verdienen und lernen, sich eine bessere Zukunft zu erarbeiten.

Man muß bei alledem bedenken, daß kaum andert-halb Jahrzehnte vergangen sind, seitdem die deutsche Flagge hier gehißt wurde, und nach Niederwerfung des Araberaufstandes und Unterdrückung des Sklavenhandels die ersten Anfänge einer Kulturarbeit begonnen wurden, um den Wert all dessen richtig einschätzen zu können, was hier in so kurzer Spanne Zeit geschaffen worden ist.

Als ich am Schluß meiner Reise noch einmal Gelegenheit fand, länger in der schönen Hafenstadt Tanga zu verweilen, habe ich die ersten Eindrücke nur vertieft und verstärkt wieder empfunden, und ich schied mit der frohen Hoffnung, daß hier, wo die erste Deutsch-Ost-afrikanische Eisenbahn ihren Ausgangspunkt hat, durch die baldige Erschließung des reichen Plantagengebietes im Hinterlande in kürzester Frist ein großes Handels-emporium entstehen wird, über dessen Bedeutung für Ein- und Ausfuhr ich wohl gleich an dieser Stelle berichten darf.

Vorläufig reicht der Handels- und Schiffsverkehr ja noch nicht an das rege Leben heran, das in Mombasa die große Ugandabahn geschaffen hat, so daß, wenn die Vertreter der Handelsfirmen mit offenkundigem Neid



Der Marktplatz in Tanga.



Schenzistraße in Tanga.

nach dem lebhaften Nachbarhafen hinübersahen, das wohl verständlich ist. Aber ich glaube, man macht sich kaum eines übermäßigen Optimismus schuldig, wenn man der Hoffnung Ausdruck gibt, daß in kürzester Frist Tanga ein wichtiger Handelshafen werden und Mombasa ihm nur so lange überlegen bleiben wird, als nicht die deutschen Eisenschienen das Hinterland am Kilimandscharo und an den großen Seen mit der deutschen Küste verbinden. Schon jetzt kommen die Produkte der Plantagen Ost- und West-Ufambaras, wie des reichen Panganitales in wachsendem Maße über Tanga zur Ausfuhr, und in wenigen Jahren wird die Menge der Ausfuhrartikel derartig angewachsen sein, daß die heutigen, verhältnismäßig primitiven Hafeneinrichtungen in keiner Weise ausreichen können, um eine schnelle und vor allen Dingen billige Verladung der Produkte zu ermöglichen.

Eine kurze, feste Mole und ein gleichfalls nur in flaches Wasser hinausreichender, eiserner Pier sind alles, was bisher geschaffen worden ist, um den Schiffsverkehr zu erleichtern. Der Pier ist im Besitz der Eisenbahn und wird jetzt von der Pächterin der Staatsbahn, der Firma Lenz & Co., mitverwaltet. Aber ein einfacher Handkrahnen, der am Ende desselben steht, ist naturgemäß kaum imstande, größere Gütermengen so, wie es die heutige Schifffahrt erfordert, schnell aus dem Leichter an Land schaffen zu können, namentlich wenn zu Zeiten der Ebbe der Krahnen viele Meter hoch über dem Leichterboot steht.

Die Dhaus der Araber und Sinder, die bisher in größerer Zahl den Hafen besuchten, jetzt aber wegen der Pest in Zanzibar nicht herüberkommen konnten, machen sich das Löschen und Laden freilich leichter, indem sie einfach bei Flut auf den Strand laufen und bei ab-

laufendem Wasser trocken fallen, so daß dann verhältnismäßig leicht und schnell die geringe Ladung aus dem Schiff an Land geschleppt werden kann.

Will man aber unseren Plantagen eine nutzbringende Ausfuhr ihrer Erzeugnisse ermöglichen und vor allen Dingen auch der Eisenbahn selbst die Gelegenheit zu größeren Verfrachtungen geben, so wird es unbedingt notwendig sein, Hafeneinrichtungen zu schaffen, die den Wettbewerb mit den ausländischen Häfen aufnehmen können, und die deutsche Regierung sollte nicht zögern, in vorausschauender Fürsorge möglichst schnell an die Ausfuhr dieser Hafenbauten heranzutreten und nicht mit kleinlichen Aushilfsmaßregeln dem gesteigerten Verkehr nachzuhinken.

Es ist zwar immer bedenklich, Zukunftsbilder zu entwerfen, aber hier wird es doch wohl gestattet sein, ein wenig weiter zu schauen, weil es gilt, für zukünftige Bedürfnisse rechtzeitig Vorsorge zu treffen.

Es ist offenkundig, wie schnell, für manchen zu schnell, sich die Sisal- und Kautschukplantagen an der Küste und in der Nähe der Usambarabahn ausdehnen, wie die Verwertung der reichen Urwaldbestände an verschiedenen Stellen energisch in Angriff genommen ist und immer mehr wertvolle Ausfuhrartikel in Faser- und Gerbstoffen, in Getreide und Ölfrüchten erzeugt werden, deren natürlicher Ausfuhrhafen Tanga sein muß. Schon jetzt liefern Sisalhanf und Baumwolle neben Kopra, Raffee und Mangrovenrinde nicht unbeträchtliche Frachten für die Dampfer der Ostafrikalinie. Aber die meisten dieser Kulturen sind erst im Anfang ihrer Entwicklung. Wenige Jahre werden vergehen, und Tausende von Tonnen

Holz und Hanf werden regelmäßig im Hafen der Verschiffung harren.

Wie soll aber dann die Ladung und Löschung erfolgen, ohne den Dampfern ungebührlich langen Aufenthalt zu verursachen? Wenn, was sicher recht bald erreicht sein wird, jeder der 14tägig den Hafen anlaufenden Dampfer über 1000 Tonnen Ladung mitnehmen soll, so ist ihre Übernahme aus den wenigen Leichterbooten kaum möglich. Die wertvollen Zedernhölzer, die auf Grund der abgeschlossenen Verträge aus den Waldgebirgen Westusambaras als Bretter und Fourniere zur Ausfuhr gelangen werden, die Ballen edler Baumwolle und vorzüglichen Hanfes können ebensowenig wie die Säcke mit Kaffee, Kautschuk und Gerbstoff, mit Kopra und Sesam usw. tagelang in Regen und Sonnenbrand, den Dampfer erwartend, am Strande liegen, um dann mühselig in die Leichterboote geschleppt und längsseits des Schiffes gebracht zu werden. Große, sichere Lagerschuppen, in denen sich die Ausfuhr Güter sammeln, werden unvermeidlich sein, und will man sie bauen, so sollte man meines Erachtens gleich ganze Arbeit machen und nicht nur durch Verlängerung des dürftigen Piers und Aufstellung eines Dampftrahns dem dringendsten Bedürfnis abhelfen, sondern durch feste Kaimauern, bis ins tiefe Wasser reichend, der Küste entlang einen breiten Raum schaffen, der leicht aus den benachbarten Küstenbergen aufgefüllt werden könnte. In Verbindung mit der Bahn stehend, würde solche Anlage den Bau zweckmäßiger Lagerschuppen ermöglichen, aus denen die am Kai liegenden Dampfer direkt und bequem die Ladung übernehmen, in die sie die mitgebrachten Waren entladen könnten. Jedenfalls sollte die Regierung nicht zögern,

68 Tanga, der Haupthafen der Kolonie.

so bald als möglich die Vorarbeiten für solche Hafengebauten zu machen, um den großen Vorteil, den Deutsch-Ostafrika in seinen schönen Häfen besitzt, auch verwerten zu können.

Aber Eile tut Not.

Schon jetzt sind, wie wir nachher sehen werden, große Sisalplantagen in vollem Erntebetriebe. Die großen Fabriken von Kitogwe und Mwera, von Buschirihof und Umboni stellen täglich große Mengen von Hanf zur Versendung nach Europa bereit und werden im nächsten Jahre mindestens 2000 Tonnen liefern. Tausende von Hektaren sind bereits im Panganital im Tangabezirk, und der Bahnlinie entlang im Bezirk Wilhelmstal mit Agaven bepflanzt, die in 1—2 Jahren schnittreif werden und die Schätzung dieser „fertigen“ Kulturen auf 10 000 ha mit einem Jahresertrage von mindestens einer Tonne Hanf pro ha, also 10 000 Tonnen sind gewiß nicht zu hoch gerechnet. Stets neue Kulturen werden aber angelegt. Allein im Tangabezirk sind nach einer Eingabe der Pflanzervereinigung an das Gouvernement, in der sie zu Anfang des Jahres 1906 um Hilfe in der Arbeiternot bitten, 36 000 ha Neuland vergeben oder angefordert, vielleicht ebensoviel in den Nachbarbezirken. Rechnet man davon, wie es die Pflanzler tun, die Hälfte auf Sisal und nimmt an, daß den Landverkaufsbedingungen entsprechend jährlich ein Zehntel von diesen 72 000 ha kultiviert wird, so würden nach 5 Jahren weitere 18 000 ha Sisalfelder vorhanden sein, und sicherlich in wenigen Jahren Mengen von ca. 20—30 000 Tonnen Hanf der Verfrachtung in Tanga harren, da auch die Plantagen am Pangani über diesen Hafen ihr Produkt verfrachten müssen.

Tanga, der Haupthafen der Kolonie. 69

Die Kautschukwälder geben freilich geringere Massentransporte, immerhin könnten 20000 ha nach kurzer Zeit etwa 1000 Tonnen Gummi liefern.

Die Kaffeepflanzungen der Usambaraberge würden mit Nebenprodukten etwa ebensoviel Frachten zur Verfügung stellen. Wie weit die Baumwollkulturen sich heimisch machen können im Nordbezirk, ist noch zweifelhaft; aber beträchtliche Frachtmengen werden auch sie bringen. Was an Kapok, an Pfeffer und Gewürzen zur Ausfuhr gelangt, mag außer Acht bleiben, auch die Quantitäten von Häuten und Fellen, von Sesam- und Erdnüssen werden vorläufig noch wenig ins Gewicht fallen. Ob die am Pangani neuerdings angestellten Versuche, unter Bewässerung Reiskulturen anzulegen, Erfolg haben werden, ist noch nicht abzusehen, ebenso wenig, ob die in Westusambara begonnenen Kulturen von Kartoffeln und Mais für die nächste Zeit schon auf größere Exportmengen rechnen können.

Aber eine starke Holzausfuhr ist in greifbare Nähe gerückt. Die Ausbeutung der weit ausgedehnten Zedernwälder im Schumeland ist in Angriff genommen, eine einzige kapitalkräftige Firma wird in kürzester Zeit auf Grund fester Verträge ca. 20000 Festmeter vom Staate erworbenes Holz jährlich auf ihren Säge-, Fournier- und Hobelwerken verarbeiten und mindestens 10000 Tonnen fertiger Ware zur Ausfuhr bringen. Die Sigi-Exportgesellschaft ist mit ihren Bahnbauten und Vorarbeiten für den Holzschlag weit vorgeschritten und wird gleichfalls einige Tausend Tonnen Bretter und Grubenhölzer an den Hafen liefern, und andere Privatplantagen planen gleichfalls die Verwertung ihrer reichen

Waldbestände zu Zwecken der Ausfuhr. Gerberrinden werden in Zukunft in wachsenden Mengen an den Markt kommen. Die Gebrüder Denhardt, deren große Trockenplätze bei Tanga schon jetzt beträchtliche Quantitäten der wertvollen Mangrovenrinde liefern, planen eine starke Ausdehnung des Betriebes und wollen in Zukunft jährlich 15000 Tonnen Rinde exportieren, von denen wohl mindestens ein Drittel über Tanga gehen dürfte. Kopro wird gleichfalls ein wachsender Handelsartikel der Nordküste werden, nachdem die Palmelhaine immer mehr ertragsfähig werden.

Alles in allem wird es nicht zu optimistisch sein, wenn man in spätestens 5 Jahren auf Ausfuhrmengen von ca. 40000 Tonnen jährlich rechnet, auch wenn die Schienenstraßen der Usambarabahn nicht weiter ins Innere des Landes vorgeschoben werden. Wenn die auf der Heimreise den Hafen anlaufenden Reichspostdampfer — zurzeit jährlich 26 — sich in diese Mengen gleichmäßig teilen wollten, so könnten sie bei dem heutigen primitiven Ladeverhältnissen tagelang fieberhaft arbeiten, ohne ihre Aufgabe bewältigen zu können, und die jetzigen hohen Kosten für das Übernehmen der Waren würden zum Schaden von Handel und Kultur nicht geringer, sondern eher größer werden, wenn man nicht bald zweckmäßige und technisch leistungsfähige Hafeneinrichtungen schafft.

Je niedriger die Lösch- und Ladegebühren, je geringer die Bahnfrachten für Massenartikel sich stellen, je größer wird die Ausfuhr werden, und bei verständiger Verkehrs- und Tarifpolitik, für die uns die englische Ugandabahn als Vorbild dienen sollte, kann und wird der schöne

Tanga, der Haupthafen der Kolonie. 71

Hafen von Tanga bald das Bild lebendigsten Handelsverkehrs bieten.

Für diese Zwecke sollte das Reich mit den nötigen Mitteln nicht geizen. Mit verhältnismäßig geringen Summen könnten, wie ich glaube, die natürlichen Vorzüge des sicheren Hafens nutzbar gemacht werden.

Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie.

Der Weg von Tanga nach Dar es Salam pflegt für die Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie über Zanzibar zu gehen, und ich hatte mich längst darauf gefreut, dieses landschaftlich vielgerühmte und volkswirtschaftlich interessante Eiland kennen zu lernen, das die Engländer sich sicherten, als sie in der unglücklichen Caprivischen Periode das kleine Helgoland und die Anerkennung unserer afrikanischen Besitzungen gegen die Überlassung des Sultanats Witu eintauschten. Aber meine Sehnsucht, mich an Ort und Stelle über den Wert oder Unwert dieser kleinen Kolonie zu überzeugen, und mir ein Urteil zu bilden, ob wirklich der Hafen von Zanzibar dauernd der Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels und der Stapelplatz aller Ein- und Ausfuhrartikel sein müsse, konnte diesmal leider nicht in Erfüllung gehen, weil die Pest jede Annäherung der Schiffe unmöglich machte. Sedenfalls wäre das Wieder verlassen der verseuchten Insel bei den strengen Quarantänenvorschriften, die an der deutschen Küste gehandhabt werden mußten, nur mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. So konnte ich nur von dem der Küste ziemlich fern gelegenen Dampfer aus einen flüchtigen Einblick gewinnen, und der Eindruck, den die offene Reede von Zanzibar bot, mit dem dürftigen Sultanspalast und

den nicht gerade sonderlich stattlichen Häusern, die an der Küste sich entlang ziehen, war kein überwältigender.

Um so erfreulicher gestaltete sich das Bild, als unser Dampfer nach wenigen Stunden ruhiger Fahrt zwischen den Korallenbänken, die dem Hafen vorgelagert sind, durch die enge Einfahrt in die herrliche Bucht von Dar es Salam hineinfuhr.

Raum einer der Reisenden, die sich diesem aufstrebenden Mittelpunkt unserer deutschen Kolonie von der Seeseite aus genahnt haben, hat es unterlassen, in seinen Reiseschilderungen die Schönheit der Einfahrt und des Landschaftsbildes zu schildern, das sich dem erstaunten Reisenden darbietet.

Keine großartigen Naturschönheiten mit schroffen Klippen und hochragenden Bergen entzücken das Auge. Aber die rundum die völlig geschlossene Bucht des großen, sicheren Hafenbeckens umschließende tropische Vegetation im Verein mit den stolzen Kathedralen der evangelischen und katholischen Missionen, mit den über die grünen Strandpromenaden herüber leuchtenden, hellen stattlichen Gebäuden machen einen so harmonischen Eindruck, daß man mit um so größerem Behagen bei diesem friedlich-schönen Landschaftsbilde verweilt, je unruhiger die See den Dampfer geschüttelt hat.

Der „Kanzler“ brachte mich hierher, und ein eigenartiger Zufall wollte es, daß zwei weitere stolze Schiffe der Deutsch-Ostafrikalinie, der „Kaiser“ und „Reichstag“, neben uns vor Anker lagen, um, wenn auch nur für kurze Zeit, im friedlichen Beisammensein — ein seltenes Bild voller Einigkeit der drei gesetzgebenden Faktoren des Reiches — zusammenzuarbeiten an der Verbindung unserer Kolonie mit der Heimat und der weiten Welt.

Ein deutsches und ein italienisches Kriegsschiff mit zwei kleineren Regierungsdampfern und einigen Segelfahrzeugen trugen weiter dazu bei, den trügerischen Schein zu erwecken, als sei Dar es Salam, d. h. der „Hafen des Friedens“, bereits, was es hoffentlich bald werden wird, ein wichtiges Handelsemporium an der afrikanischen Küste.

Auch hier wurde ich vom Bezirksamtman von Dar es Salam, Herrn Regierungsrat Böder, in liebenswürdigster Weise an Bord begrüßt, und in der Pinasse des Gouverneurs ruderten mich die wohlgeschulten Bacharias in schneller Fahrt über die glatte Wasserfläche des Hafens an die schöne Landungsbrücke, auf der der Gouverneur Graf Gößen mich willkommen hieß. In seiner Kifscha, jenem leichten, zweirädrigen Gefährt, das, von Negern in schnellstem Trabe gezogen, ein leidlich bequemes, aber im Hinblick auf die schwer atmenden, menschlichen Zugtiere nicht gerade angenehmes Beförderungsmittel bildet, führte mich der Herr Gouverneur als Gast in den Gouvernementspalast ein und hat während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes sich in nicht genug anzuerkennender Weise bemüht, mir den Aufenthalt im deutschen Ostafrika leicht und angenehm und gleichzeitig lehrreich und genussreich zu gestalten. Ich bin ihm dafür zu um so größerem, dauerndem Danke verpflichtet, als er, der rastlos tätige Mann, durch den ausgebrochenen Aufstand und die dadurch qualitativ und quantitativ vervielfachte Arbeitslast in einer Weise in Anspruch genommen war, daß ich ihm die weitere Fürsorge für mich gern erspart hätte.

Die Stunden, die wir beide bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder auf der breiten, schönen Veranda des

Palastes im lebhaftesten Gespräch allein — da die Frau Gräfin in Europa weilte — verbracht haben, werden für mich unvergeßlich sein.

Anfangs war ich ganz berauscht von der ungewöhnlichen Schönheit des Landschaftsbildes, das uns hier umgab. Zwar ist das Gouvernementsgebäude nicht mit jenem vornehmen Luxus gebaut, mit dem vielfach die Paläste der Gouverneure in englischen Kronkolonien errichtet sind, aber ein würdiger, anmutiger Bau ist es unbestreitbar, und seine Umgebung ist unvergleichlich schön. In ruhiger Abgeschlossenheit liegt es in einem ausgedehnten Naturpark, mit dem Blick auf das weite Meer auf der einen Seite, während die Wipfel der Palmen und Mangobäume auf den anderen Seiten das Bild abschließen. Als wir am ersten Abend beim hellen Licht des Vollmondes auf der das ganze Gebäude umfassenden, breiten Terrasse des oberen Stockwerkes standen und die geradezu märchenhafte Pracht dieses Landschaftsbildes gemeinsam genossen, konnte ich aus vollster Überzeugung meinem freundlichen Gastgeber sagen, daß für all die vielen Sorgen, die seine verantwortungsvolle Stellung dem gewissenhaften, pflichteifrigen Manne bereitet, diese herrliche Natur doch einigermaßen als Entschädigung dienen müsse.

Es wäre vergeblich, den Eindruck zu schildern, den eine solche helle Mondnacht in derartiger Umgebung auf jedes empfängliche Gemüt ausüben muß. Trotz der Anstrengung der Reise habe ich nachher noch stundenlang an den hohen Fenstern meines Zimmers gestanden und hinausgeschaut in dieses, im Mondlicht flimmernde Landschaftsbild und den Tönen gelauscht, die aus dem Gemisch der Brandung des Meeres und den langgezogenen Klagelauten eines Nachtvogels sich eigenartig dem Gemüt ein-

prägten, während mit lautlosen Schritten die schwarze Schildwache vor dem Palast langsam auf und ab patrouillierte.

Mag es dem deutschen Volke auch schwere Opfer kosten, ein solches fernes, tropisches Land zu erringen, es im Kampfe gegen die Eingeborenen zu sichern und schließlich zu kultureller Entwicklung zu bringen, das Ziel ist sicherlich des Kampfes wert und was in der kurzen Zeit der deutschen Herrschaft hier geschaffen worden ist, muß jedem, der vorurteilsfrei die Kolonie betrachtet, mit höchster Anerkennung und mit der frohen Hoffnung erfüllen, daß die schweren Zeiten der ersten Entwicklungsperiode bald überstanden sein werden und reichlicher Segen aus dieser Kolonie dem Mutterlande erwachsen wird. Denn hier sind, ganz anders als in Südwestafrika, die natürlichen Bedingungen für eine gedeihliche Arbeit gegeben.

Schon heute ist Dar es Salam eine vornehme Residenzstadt für eine große, schöne Kolonie, und trotz des vielfach unverständlichen Spottes oberflächlicher Beobachter über Bureaokratismus und Beamtenhochmut, über Außerlichkeit und Scheinwesen, die hier in der Hauptstadt des Landes herrschen sollen, würden Tieferblickende zugestehen müssen, daß mit kleinen Mitteln in kürzester Zeit Großes geschaffen ist, auf dem schnell und sicher ein stolzer Bau gesunden kolonialen Lebens sich erheben kann.

Ich will darauf verzichten, die Einzelheiten des Stadtbildes von Dar es Salam dem freundlichen Leser vorzuführen, da oft genug von anderen bereits das Bild des weiten Hafens, der schönen Strandstraßen, der stattlichen Gebäude entworfen worden ist.

Auch hier, wie in Tanga, überrascht aufs angenehmste

die peinliche Ordnung und Sauberkeit, die auf allen Straßen und Plätzen, in allen Alleen und Parkanlagen den wohlthuendsten Eindruck machen. Als ich am ersten Abend in der vornehmen Schimmelequipage meines Gastgebers mit ihm durch die schönen Promenaden des Europäer Viertels und die gutgehaltenen, breiten Straßen der ausgedehnten Negerstadt, durch die herrlichen Parkanlagen und die endlos scheinenden Kokospalmenhaine der nächsten Umgebung der Stadt fuhr, war ich nicht wenig erstaunt, die Strandpromenaden von zahlreichen, weißgekleideten Europäern und Damen in vornehmsten Sommertoiletten belebt zu sehen, die nach des Tages Hitze und Arbeit den schönen Abend genossen, zum Tennisspiel eilten oder dem neuerbauten Klubhause zustrebten, auf dessen breiten Terrassen sich allabendlich ein reges Bild geselligen Lebens abspielt.

Die Entbehrungen des viel bedauerten, in der afrikanischen Wildnis alle Freuden der Geselligkeit und anregenden Umganges verlustigen Afrikaners bleiben den hier in der Hauptstadt stationierten Beamten, Offizieren und Geschäftsleuten jedenfalls fern. Ich hatte vielmehr den Eindruck, daß alle diejenigen, die an einem verständigen, geselligen Leben Freude finden, hier in der Residenz der Kolonie trotz des Klimas und der Hitze des Tages ein recht erträgliches Dasein führen können. Freilich hörte ich nachher recht bald, daß kleinlicher Rüsteklatsch und die ewigen Rangstreitigkeiten zwischen den zahlreichen Beamten auch hier vielfach dazu beitragen, das Leben denen zu verbittern, die zu gemeinsamer Arbeit auf einander angewiesen, sich gegenseitig das Leben leicht machen sollten.

Seitdem immer mehr deutsche Frauen ihre Männer

in die Tropen begleitet haben, und die einst an Zahl weit überwiegenden Junggesellen immer mehr gezwungen werden, Rücksicht zu nehmen auf die weißen Damen, seitdem auch die Frau des Gouverneurs alltäglich ihre Salons der Geselligkeit öffnet, und dadurch die Besucher zur Wahrung gewisser gesellschaftlicher Formen zwingt, sind die einst ziemlich lockeren Sitten in den Messen und Wohnquartieren der Europäer wesentlich zum Besseren gewandelt, und man ist angenehm überrascht zu sehen, wie viel Gewicht von allen Europäern auf die äußere Erscheinung und das gesellschaftliche Betragen des einzelnen gelegt wird. Manchem, der hinauskommt und meint, unter der heißen Sonne Afrikas brauche er sich keinem Kleiderzwange zu unterwerfen, mag es peinlich sein, auch hier, wo die Sonne leicht den Schweiß aus allen Poren treibt, jederzeit mit steifgestärktem Kragen und Manschetten, und in peinlich sauberem, weißen Anzug öffentlich erscheinen zu müssen. Aber ich glaube, es ist kein Fehler, wenn man in dieser Richtung eher etwas zu viel als zu wenig tut, und die Klagen einzelner Durchreisenden, die sich lustig machen über den steifen Ton, der in der vornehmen Beamtenstadt eingerissen sei, sind wenig berechtigt.

Die demokratische Gleichheit, die früher, als wenige Europäer hier versammelt waren, um gemeinsam den Kampf gegen die fremden Verhältnisse aufzunehmen, in der Kolonie herrschte und jeden, auch den einfachsten Handwerker, wenn er weißer Farbe war, den Beamten und Kaufleuten gesellschaftlich nahe brachte, kann natürlich nicht Bestand haben, wenn viele Hunderte von verschieden besoldeten Beamten, Offizieren und Unteroffizieren, Kaufleuten, Ingenieuren und Kleingewerbetreibenden in

der größer werdenden Stadt zusammenleben. Klagen über Rastengeist und Überhebung der Höherstehenden sind dann fast selbstverständlich, da diejenigen, die seit Jahren im Dienste der Kolonie hier arbeiten, natürlich wenig Neigung haben, jeden jungen Kaufmann oder gar jeden abenteuerlustigen Einwanderer ohne weiteres als gleichberechtigt zu sich heranzuziehen.

Aber im allgemeinen habe ich nicht die Empfindung gehabt, als ob hier besondere gesellschaftliche Gegensätze vorhanden wären, vielmehr bildete das schöne Klubhaus den Mittelpunkt, in dem die Beamten aller Kategorien, die Kauf- und Geschäftsleute, die überhaupt auf gesellige Bildung Anspruch erheben konnten, sich zwanglos nebeneinander bewegten.

Zur Zeit meiner Anwesenheit ging es in Dar es Salam besonders lebhaft zu. Die Schutztruppen waren vermehrt, weil der Aufstand im Süden der Kolonie, dessen Bedeutung man anfangs unterschätzt hatte, leider immer weitere Dimensionen annahm; 250 weiße Marine-soldaten kamen wenige Tage nach meiner Landung auf einem Dampfer des österreichischen Lloyd im Hafen an, um baldigst auf die verschiedensten Stationen an der Küste verteilt zu werden und die schwarze Schutztruppe zum Vordringen in das Innere des Landes frei zu machen. Außerdem hatte der vor wenigen Monaten begonnene Bau der Eisenbahn nach Morogoro zahlreiche Beamte und Ingenieure hierher geführt, die in energischster Weise die Arbeiten am Bahnbau betrieben und förderten. Kein Wunder, wenn im Kasino, im Klub und in den Restaurants der Geschäftsstadt lautes Leben herrschte, und der schattige Garten der sich schnell vergrößernden, vortrefflich eingerichteten Bierbrauerei in den Abend-

stunden zahlreiche Besucher aufwies, die im Schatten der Mangobäume sich an einem guten, dort gebrauten Berliner Weißbier, sowie einem vortrefflichen Lagerbier labten, das nach Vervollständigung der großen Kühlanlagen und nach vielen mühseligen Versuchen dort in sachgemäßer Weise hergestellt wird.

Trotz des Alpdrucks, der durch den Aufstand und die Ungewißheit, wie weit er sich ausdehnen werde, auf allen Gesellschaftskreisen lastete und der, in der Besorgnis vor einem plötzlichen Überfall, auch die Bildung einer stattlichen Bürgerwehr in der Hauptstadt selbst veranlaßt hatte, herrschte in geschäftlicher Beziehung eigentlich allgemein eine gewisse frohe Zuversicht, daß nach Überwindung der Unruhen das wirtschaftliche Leben einem baldigen Aufschwung entgegengehen werde.

Die überaus praktische und geschäftsmäßige Art, in der die den Eisenbahnbau ausführende Firma die Arbeiten in Angriff genommen hat, und mit großer Energie förderte, wirkte offenbar belebend auf das ganze Geschäft der Hauptstadt ein. Die Dampfer kamen mit vollen Ladungen; Schienen und Eisenbahnmaterial, Zement und Bausteine wurden in großen Massen am Hafen gelandet, um auf der schon ziemlich weit in das Innere vorgestreckten Bahn schnell an den Ort ihrer Bestimmung befördert zu werden. Man erhoffte allgemein von diesem Bahnbau eine dauernde Belebung des Verkehrs, war sich aber auch darin einig, daß eine schnelle Fortführung bis in die reichen Kornkammern um Tabora herum, politisch und wirtschaftlich dringend geboten sei.

Obgleich erst am 1. Februar der erste Spatenstich zum Bahnbau getan war, konnte ich bereits Mitte September mit dem Herrn Gouverneur zusammen eine Strecke

von etwa 20 km weit auf der neuen Schienenstraße ins Innere vordringen, wenn auch die Fahrgelegenheit, ein offener Güterwagen gleich hinter der rufenden und fauchenden Lokomotive, bei heißem Sonnenbrand noch nicht das Ideal einer Eisenbahnfahrt darstellte.

Aber, wenn man bedenkt, wie schwerfällig und langsam seinerzeit die Bauten an der Staatsbahn nach Korogwe betrieben wurden, so wird man um so lieber den Vorzug dieser Art des Baues durch eine leistungsfähige Privatfirma anerkennen, die das lebhafteste Interesse daran hat, möglichst schnell vorwärts zu kommen, um kostspielige Beamte und Ingenieure nicht unnötig lange besolden zu müssen und an Bauzinsen und Generalunkosten zu sparen. Bis Kilometer 150 waren schon damals die Erdarbeiten gediehen, die Brücken und Tunnel waren in Angriff genommen, der Bahnanschluß am Hafen war erreicht, an dem Bahnhofsgebäude arbeiteten hunderte von fleißigen Händen und auf dem ausgedehnten Lagerplatz wurden Zementröhren und Durchlässe gefertigt, die Eisenbahnwagen zusammengesetzt, Schienen- und Telegraphenmaterial hergerichtet und zwei Lokomotiven transportierten auf den betriebsfertig auf eisernen Schwellen gelegten Geleisen die Materialien zum Weiterbau ins Innere. Nur die Beschotterung der Bahnstrecke fehlte noch.

Eingeborene Arbeiter, meist Banyamwesi, wurden zu den Erdarbeiten, wie zum Schienenlegen benutzt, und es war eine Freude, zu sehen, wie diese, an solche Arbeiten doch wenig gewöhnten Naturkinder mit dem schweren Material umzugehen verstanden. Auf einer Feldbahn neben dem zu legenden Hauptgleise wurden Schienen und Schwellen herangerollt. Unter ständigem, einförmigem Singen wurden

mit großer Schnelligkeit von der ersten Kolonne die Schwellen nach einer Meßschnur auf den ausnivellierten Unterbau gelegt, eine andere Kolonne legte die Laschen, eine dritte die Schienen, und geübte Arbeiter folgten mit Schraubenschlüssel und Hammer, um die Schienen zu befestigen. Täglich wurde auf diese Weise das Geleise mehr als $\frac{1}{2}$ km vorgeschoben, und man hoffte, bald auf 1 km Tagesleistung zu kommen und in $1\frac{1}{2}$ Jahren den Bau vollendet zu haben, für den bei Erlaß des Gesetzes 4 bis 5 Jahre in Aussicht genommen waren.

Der ausgebrochene Aufstand hat allerdings diese Berechnungen arg durchkreuzt, denn trotz der hohen Löhne, die man ihnen zahlte, trieb offenbar die Unruhe und Ungewißheit, wie es in der fernen Heimat werden könne, viele der fleißigen Arbeiter zum Verlassen der Arbeit, und es währte lange, bis es den Bemühungen der Bahnverwaltung glückte, wieder einigermaßen genügende Mengen von Leuten heranzuziehen.

An Lohn wurden den zum Teil noch recht kindlich und schwächlich aussehenden Wanyamwesi monatlich 12 Rupies bar gezahlt, dazu erhielten sie täglich $\frac{1}{2}$ Liter Reis, etwas Salz und Sonntags Bohnen, so daß sich die Gesamtkosten für jeden Arbeiter auf etwa 20 Mark berechneten. Früchte und Gemüse wurden den Arbeiterkolonnen, die ihre leichten Hütten am Bahndamm aufschlugen und mit dem Fortschreiten des Bahnbaues weiter vorschoben, aus den benachbarten Dörfern gebracht, die dadurch lohnenden Absatz für ihre Feldfrüchte fanden.

Mich interessierte natürlich auf dieser ersten Fahrt ins Innere Afrikas namentlich das Land, das wir durchfahren. Noch vor wenigen Jahren reichte der dichte Dornbusch, in dem Löwen und Hyänen ihr Unwesen

trieben, bis nahe an die Hütten von Dar es Salam heran, und Geschichten von blutigen Abenteuern mit dem Könige der Wüste wurden noch aus allerjüngster Zeit erzählt. Jetzt dehnt sich bereits ein breiter Gürtel schöner Kokospalmhaine um die Stadt herum aus. Zu den alten tragfähigen Beständen der sogenannten Sultansschamben sind immer neue Pflanzungen hinzugekommen, und fast 10 km weit fuhr die Bahn durch gerodetes und vorbereitetes Land, in dem die in der Jugend besonders schönen Palmen in allen Entwicklungsstadien zu sehen waren. Der Dornbusch wich immer weiter zurück und mit ihm die kleinen Felder der Eingeborenen, die bisher in wilder Wechselwirtschaft bald hier, bald dort ihre Mohogo-, Mais- und Mtamafelder angelegt hatten. Man mußte bereits seitens der Regierung Vorsorge treffen, daß dieses Verdrängen der Eingeborenen durch Aufkaufen ihrer Felder nicht zu weit geht und erschwerte den Erwerb solcher Länder immer mehr. Gewiß ein Beweis, daß das Vertrauen in die Palmenkulturen bei stetiger Verbesserung der Verkehrswege ein allgemeines ist.

Auf die Bedeutung und Kultur der Kokospalmen für die Kolonie komme ich später zurück.

Der Boden ist in der Nähe der Küste leichter Sandboden, kann aber nicht als unfruchtbarer und wertloser Kulturboden angesprochen werden, wie es leider so vielfach geschieht. Denn dieser Sand, der, wie ich an einzelnen Stellen beobachten konnte, offenbar auf Kalkunterlage ruht, zeigt doch eine ganz erstaunliche Vegetationskraft und bringt Ernten hervor, ohne alle Düngung, die den Beweis liefern, daß er bei verständiger Pflege imstande ist, die Arbeit, die darauf verwandt wird, reichlich zu lohnen.

Die hohen Palmen der Sultansschambe machten einen vortrefflichen Eindruck, und die mächtigen Mangobäume, die hier und da auch in weiterer Entfernung von der Stadt die Negerhütten beschatteten, waren von außerordentlich kräftigem Wuchse. Wo man für neue Palmenkulturen den Boden gerodet hatte, schossen Gräser und Unkraut in üppiger Weise wieder empor und machten den Pflanzungsleitern das Leben nicht leicht, so daß ein fortdauerndes Behacken des Bodens oder, leider erst in wenigen Fällen, ein Pflügen zwischen den Palmenreihen notwendig war, um der Unkrautvegetation Herr zu werden. Außerdem zeigten die Felder der Eingeborenen, sowie die Zwischenkulturen auf europäischen Pflanzungen, daß der Boden sehr wohl imstande ist, trotz dieser scheinbar leichten Beschaffenheit gute Erträge zu liefern.

Die Anpflanzungen von Mohogo, eines zu den Manihotarten gehörigen Wurzelgewächses, das in seinen, oft armlangen, wulstigen Knollen vortreffliches Mehl enthält, gedeihen allenthalben ganz prächtig. Ebenso sah ich ungewöhnlich gut entwickelte Maisfelder, und süße Kartoffeln, Erdnüsse und Bohnen wucherten üppig auf den sorgfältig hergerichteten Beeten. Ananashecken waren vielfach angelegt und wuchsen wie Unkraut, herrliche Früchte zeitigend, die leider in ihrer Fülle kaum zu verwerten sind. Auf der Kommunalshambe, die von der Gemeinde Dar es Salam bereits in einer Größe von etwa 900 ha angelegt war, gedeihen die schon älteren Kokospalmen ganz außerordentlich gut, sie zeigten nach 5—6 jährigem Wachstum schon Fruchtansatz und versprechen in kürzester Zeit große Gewinne zu bringen. Dabei war der Graswuchs zwischen den höheren Beständen, die nicht mehr bearbeitet zu werden pflegen, ein

derartiger, daß die im Schatten der Palmen weidenden Rinderherden durchaus den Eindruck machten, als ob sie ausreichende und zusagende Nahrung in diesen Grasbeständen fanden.

Freilich mag es sein, daß dieser Sandgürtel in der Nähe der Küste bald der Düngung bedarf, wenn er dauernd in Kultur genommen werden soll; aber das Urteil, das ich hier und da in der Literatur fand, als ob er für die Kultur wertlos sei, ist jedenfalls unzutreffend, und ich bin überzeugt, daß die jetzt in großer Ausdehnung geschaffenen Kokospflanzungen und Zwischenkulturen baldigst gute Renten geben werden. Besonders erfreulich war es mir zu sehen, daß auch ansässige Bürgerleute, um mich mal dieses Ausdrucks zu bedienen, aus Dar es Salam ihre Ersparnisse in solchen Anpflanzungen festzulegen beginnen und sich dadurch eine sichere Rente für die Zukunft schaffen. Wenn man bedenkt, daß gegenwärtig in der Nähe von Dar es Salam die ausgewachsenen, tragfähigen Palmen einen Nettojahresertrag von 1 Rupie pro Baum liefern*) und mindestens 100 Palmen auf dem Hektar Platz finden, so wird man zugeben müssen, daß selbst ein kleiner Besitz von etwa 100 ha Palmenwald mit einem Reinertrag von 10000 Rupies immerhin nicht zu unterschätzen ist. Wenn dabei die Anlage, wie ich es dort beobachtet habe, im Nebenbetriebe ausgeführt wird, ohne große Verwaltungskosten und dergleichen zu verursachen, ohne kostspielige Wohn- und Wirtschaftsgebäude erforderlich zu machen, so stellt allerdings eine solche Plantage, die 60—70 Jahre gleichen Ertrag zu liefern imstande ist, eine

*) Die 800 Palmen im Park und den Anlagen der Regierung waren zur Zeit zu 1400 Rupies jährlich verpachtet, brachten also fast den doppelten Reinertrag.

vortreffliche Kapitalanlage für kleinere Besitzer dar. Ich hatte die Empfindung, daß man solche Kulturen möglichst begünstigen sollte, um so mehr, da beim Kleinbetrieb eine Düngung der Palmen und Zwischenkulturen, d. h. Anpflanzung von Nahrungsmitteln und Gemüsen für die Stadtbevölkerung und damit eine bessere Versorgung und Beschickung des Marktes der Hauptstadt am leichtesten verbunden sein kann.

Je weiter wir ins Land hineinkamen, je fruchtbarer wurde der Boden, das Gelände wurde hügelig, und die tiefen Einschnitte, die der Bahndamm zeitweilig zu machen hatte, zeigten Erdprofile, die auf reiche Fruchtbarkeit des durchschnittenen Bodens hindeuteten. Eine 1—2 m mächtige, rotbraune, humose Schicht lagerte auf gelbweißem Ton, der offenbar kalkreich war, und die Waldvegetation, die, immer dichter werdend, diese Hügel bedeckte, war dank der Pflege, welche ihr die Forstverwaltung des Gouvernements in dem sogenannten „Sachsenwald“ angedeihen ließ, eine ganz besonders üppige. Leider konnten wir, da die Brückenbauten über einzelne Flüsse noch nicht vollendet waren, nur etwa 20 km weit vordringen und nur aus der Ferne die schönen Urwaldbestände betrachten, die von dort ab die höher aufsteigenden Berge bedeckten. Als ich später mit den Vertretern der Forstverwaltung die Forststation Pugu, etwa 22 km von Dar es Salam entfernt, besuchte und sah, was hier an Kulturarbeit zum Schutz und zur Veredelung der Waldbestände bereits geleistet war, fand ich auf den Bergabhängen nur vortrefflichen, humosen Verwitterungsboden, auf dem damals die zwischen die jungen Teakbäume gepflanzten, ausgedehnten Baumwollfelder gut gediehen und reichen Ertrag versprachen.

Auf die Kulturarbeit der Kaiserlichen Forstverwaltung werde ich in einem besonderen Kapitel zurückkommen, hier erwähne ich sie nur deswegen, um daraus den Schluß abzuleiten, daß die der Eisenbahn in dem Vertrage mit dem Deutschen Reich gesicherten Landreservate auf beiden Seiten der Bahn keineswegs so wertlos sind, wie man es von Gegnern des Bahnbaues seinerzeit darzustellen beliebte. Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß die Hüggelländer, Bergabhänge und Täler, in denen schon jetzt hier und da das helle Grün üppigster Zuckerrohrfelder in schmalen Streifen hervorleuchtete, und schöne Bananenhaine die zerstreuten Hütten der Eingeborenen umrahmten, bald in Kultur genommen werden können und für Sisal- und Kautschukplantagen, ebenso wie für die Anlage von Gerberakazien und Waldbeständen vortrefflich geeignet sind.

Ich hörte auch, daß bereits Kaufverhandlungen im Gange sind, um hier in der Nähe der Eisen- und Verkehrsstraße Plantagengebiete zu erwerben, und damit der Bahn Frachten und Verkehr zuzuführen.

Neben dem Eisenbahnbau bemüht sich die Kommunalverwaltung jetzt ganz besonders, auch die Landstraßen des Bezirks zu wirklichen Kunststraßen auszubauen und dadurch jene Gegenden der Stadt und dem Hafen näher zu bringen, die von der Eisenbahn nicht berührt werden. Die große Straße von Dar es Salam nach Bagamoyo war bereits etwa 6 km bis zu einem tiefeingeschnittenen Flußbett fertiggestellt. Die breite Straße wurde, nachdem sie in sachverständiger Weise planiert und mit Abflußgräben versehen war, mit Korallensteinen und Korallenkies befahren, der auf langen Feldbahnen aus den benachbarten Bergen herangebracht und

mit der Dampfwalze befestigt wurden. Schöne, rotblühende Akazien, mit feinsiedrigen Blättern, wurden in primitivster Weise an die Begränder gepflanzt, indem man 3—4 m lange frische Zweige, ähnlich wie bei uns die Pappelstecklinge, bei Beginn der Regenzeit in die Erde steckte und mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß sie, schnell weiterwachsend, bald Schatten spenden werden.

Die Wegebauten waren Unternehmern in Ufford gegeben, sie erhielten für den Kilometer Weg mit allen Erdarbeiten 5000 Rupie, so daß die 90 km lange Strecke von Dar es Salam nach Bagamoyo, die immerhin beträchtliche Summe von etwa 450 000 Rupie = 540 000 Mk. kosten wird, ohne die Kunstbauten, die bei Überschreiten der Wasserläufe notwendig werden. Die erste, große Brücke mit etwa 15—20 m Spannung war, solide in Eisen gebaut, gerade zur Abnahme fertig. Man darf hoffen, daß die Gemeinde ihre, aus der Hüttensteuer fließenden, verhältnismäßig reichen Mittel zum schnellen Weiterbau dieser wichtigen Kunststraßen benutzen wird, und daß auch von den der Kolonie jetzt aus Reichsmitteln zum Wegebau reichlicher — jährlich 600 000 Mk. — zur Verfügung gestellten Beträgen größere Summen auf den Ausbau des küstennahen Wegenezes verwendet werden.

Die guten Wege, die so in das Innere des Landes hinein geschaffen werden, dürften auch dazu beitragen, daß bald in weiterer Umgebung der Stadt die Kleinkulturen in größerem Umfange aufgenommen werden, denn der große, zahlungsfähige Markt der Hauptstadt kann große Quantitäten von frischen Gemüsen und Früchten aufnehmen, und die regelmäßig den Hafen anlaufenden

Dampfer und Kriegsschiffe würden sicherlich zahlungsfähige Käufer für frische Gemüse und tropische Früchte sein, so daß ich überzeugt bin, daß auch europäische Kleinsiedler in dem höher und darum gesünder gelegenen Hinterlande von Dar es Salam imstande sein würden, sich durch solche Kulturen eine sichere Existenz zu gründen. Bisher fehlt es aber an diesen Elementen, die sich mit einem bescheidenen und sicheren Nutzen ihrer Arbeit begnügen würden, und das Gouvernement hat auf ihre Heranziehung auch noch nicht den Einfluß ausüben können, der vielleicht wünschenswert wäre, weil es bisher an den guten Zugangswegen zu jenen nahegelegenen Hinterländern fehlte. Die Eisenbahnen und Kunststraßen können dazu aber in kürzester Zeit die Vorbedingungen schaffen.

Wer jemals die köstlichen Orangen versucht hat, die von Zanzibar noch heute in Massen herüberkommen und von den Dampfern zur Verpflegung ihrer Passagiere mitgenommen werden, der wird es bedauern, daß nicht auch auf deutschostafrikanischem Boden die Orangenhaine entstehen, deren Früchte sicherlich lohnenden Absatz finden würden. Daß sie vortrefflich gedeihen, dafür habe ich nachher vielfach in der Kolonie die Beweise gefunden, wenn auch zumeist überall nur kleine Anfänge vorhanden waren, die mehr aus Liebhaberei, denn des Erwerbes wegen, begonnen wurden.

Auch die hocharomatischen Ananasfrüchte, die, wie vorhin schon gesagt, an den als Hecken gepflanzten, wie Unkraut wachsenden Ananasbüschen massenhaft gedeihen, könnten meines Erachtens eine Quelle des Erwerbes für kleinere Ansiedler bilden, und das kolonialwirtschaftliche Komitee sollte seine Versuche auch nach dieser Richtung hin ausdehnen, ob es nicht möglich ist, diese erstklassigen

Früchte, die zur eigentlichen Erntezeit in Dar es Salam pro Stück mit 2—3 Heller bezahlt werden, wie man mir sagte, zu konservieren und, in Büchsen verpackt, dem heimischen Markte zuzuführen.

Doch kehren wir noch einmal zur Hauptstadt zurück.

Daß ganz besonderes reges Leben gerade jetzt im Hafen herrschte, habe ich oben bereits angedeutet. Man sieht aber auch, daß hier zielbewußt jetzt darauf hingearbeitet wird, aus der ruhigen, vornehmen Hauptstadt der Kolonie allmählich ein bedeutsames Handelsemporium zu schaffen. Der Bahnbau ist die Veranlassung gewesen, daß am Strande des schönen, tiefen Hafens stattliche Raianlagen entstehen, für welche die Mittel — 500 000 Mk. — im Etat des Schutzgebietes ausgesetzt sind und deren Bau während meiner Anwesenheit energisch in Angriff genommen wurde. Leider hat man diesen Bau aus Sparsamkeitsrücksichten nicht in dem Umfange geplant, wie es wohl wünschenswert wäre, um dem Handel und Schiffsverkehrsverkehr all die Erleichterungen zu bieten, die die heutige Zeit fordert. Man beschränkt sich vorläufig auf feste Ufermauern, auf denen fahrbare Dampfkräne aus den Leichterschiffen die Ware aufnehmen und auf die Güterwagen der Eisenbahn entladen können, während es wohl zweckmäßiger gewesen wäre, gleich bis in das tiefe Wasser hinein zu bauen, um womöglich ein direktes Löschen und Laden aus den Seeschiffen zu ermöglichen. Anregungen dazu sind verschiedentlich gegeben worden, nur fürchtet man, vielleicht mit Recht, sich den großen Schiffsahrtsgesellschaften, die den Bau der Mole und der Zoll- und Lagerschuppen übernehmen wollten, allzusehr in die Hand zu geben, und ist deswegen noch zu keinem endgültigen Entschluß gekommen.

Wenn man bedenkt, daß die Hafensbucht von Dar es Salam nur durch eine schmale Einfahrt mit dem Meere in Verbindung steht und ein absolut geschütztes Wasserbecken von etwa drei Seemeilen Länge und einer Seemeile Breite darstellt, in dem die größten Schiffe der Welt sicher vor Anker gehen können, so wird man zugeben müssen, daß hier die Vorbedingungen für einen ausgedehnten Schiffahrtsverkehr in selten günstiger Weise gegeben sind. Deshalb sollte die Reichsregierung, die leider viele, viele Millionen nutzlos an die Hafensbauten von Swakopmund verschwenden mußte, nicht zögern, dem Reichstage Forderungen zu unterbreiten, die es ermöglichen, den Hafen von Dar es Salam bald so auszubauen, daß er mit allen Vorzügen der modernen Technik imstande ist, dem Handel die weitgehendsten Erleichterungen zu bieten. Die Summe, die dazu erforderlich wird ist sicherlich nicht hoch und würde in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Nutzen, der dadurch erreicht werden kann.

Vor allem muß doch das Streben der Regierung dahin gehen, dem englischen Stapelplatz Zanzibar den Rang abzulaufen, und von der offenen, ungeschützten Reede der kleinen Insel das große Vermittelungsgeschäft nach dem sicheren Hafen von Dar es Salam herüberzuziehen. Das wird freilich nicht allein durch gute Hafenanlagen und Erleichterung des Verkehrs zu erreichen sein, aber in Verbindung mit der möglichst weit ins Innere führenden Eisenbahn würde die deutsche Hafenstadt dadurch einen großen Vorsprung gewonnen haben. Wenn man weiter den zahlreichen Ohaus, die jetzt noch die Produkte des Landes aus der schönen deutschen Insel Mafia, aus den südlichen Häfen von Lindi, Mikindani und Kilwa sowie aus dem englischen

Pemba nach Zanzibar fahren, um sie dort zu lagern und für den Versand auf den Europa- und Indiensfahrern vorzubereiten, möglichste Erleichterungen gewähren wollte, so würden auch in schnellerem Tempo, als es jetzt schon geschieht, die Kommissionsfirmen und Ausfuhrhäuser ihren Hauptsitz von Zanzibar nach Dar es Salam verlegen. Daß diese Bewegung bereits begonnen hat, ist bekannt, und wenn jetzt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihr Hauptgeschäft von Zanzibar auf deutschen Boden hinüberlegt, so werden hoffentlich auch bald Hansing & Co. u. a. ihrem Beispiel folgen, und die reichen, indischen Zwischenhändler, die zurzeit noch unter der Sultansflagge ihr einträgliches Geschäft betreiben, werden infolgedessen bald mit übersiedeln müssen.

Ich weiß, daß ich mit der letzteren Aussicht manchem Kolonialfreunde nichts Unangenehmes sage, denn der indische Kleinhändler ist leider mit Recht in der deutschen Kolonie scheel angesehen und sein ganzes Geschäftsgebahren offenbar nicht imstande, die gesunde Entwicklung der sozialen Verhältnisse unserer Kolonie zu fördern.

Ich werde darauf später noch zurückkommen, meine aber, daß ein Unterschied zu machen ist zwischen jenen Kleinhändlern, die, mit dem bescheidensten Nutzen sich begnügend, eine wucherische Tätigkeit zum Schaden der Negerbevölkerung ausüben und jenen Großfirmen, die im Besitze großer Mittel und alter Handelsbeziehungen zu Indien und dem Festlande als Ergänzung zu den deutschen Handelsfirmen nicht zu unterschätzen sind.

Wir deuteten oben schon an, daß man, um Dar es Salam an Stelle von Zanzibar zum Sammel- und Umschlagshafen für die zahlreichen Güter zu machen, die gegenwärtig auf den Dhaus aus allen Teilen der Kolonie

nach dort zusammenströmen, Erleichterungen gewähren müsse. Diese Dhaus, die nur 20—30 t Ladung mitbringen, können natürlich nicht im Hafen liegen bleiben und warten, bis ein größerer Ozeandampfer kommt und ihre Ladung übernimmt. Sie müssen, bei günstigem Winde einlaufend, die Möglichkeit haben, schnell ihre Waren löschen und sicher am Strande lagern zu können. Das ist heute in Zanzibar in großem Umfange möglich, weil dort alte Lagerräume vorhanden sind, in denen die herangebrachten Produkte, Kopra, Baumwolle, Elfenbein, Gummi und Wachs gelagert und für den Export nach Europa zubereitet und gesammelt werden können. Je größer die Massen sind, die auf solche Weise den Dampfern zur Verfügung gestellt werden können, um so billiger und vorteilhafter ist natürlich der Versand, und höhere Preise werden von den Käufern für gleichartig sortierte und vorbereitete Ware gezahlt werden können.

Es wäre deswegen, wie oben schon angedeutet, dringend erwünscht, auch im Hafen von Dar es Salam derartige Lagerräume zu haben, in denen die Sammeladungen zusammengestellt werden könnten. Man würde eine vorzügliche Waffe in der Hand gehabt haben, um das durch die Pest in seinem Handel schwer gestörte Zanzibar lahm zu legen, wenn man rechtzeitig an den Bau solcher Einrichtungen herangetreten wäre.

Soviel wir wissen, hatte die Deutsche Ostafrikalinie bereits dem Gouvernement Vorschläge gemacht, zur Hebung von Dar es Salam solche Lagerschuppen zu bauen. Aber die kleineren Geschäftsfirmen der Stadt fürchteten wohl, daß die gewaltige Schiffahrtslinie, die auch den Leichterbetrieb durch ihre Agenten in ihrer Hand hat, durch solche Lagerschuppen noch viel mehr in der

94 Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie.

Lage sein würde, sich oder ihren Agenten eine Monopolstellung zu sichern und haben bisher den Bau solcher Schuppen auf Kosten der Dampferlinie zu hintertreiben gewußt.

Die Kommune Dar es Salam hat jetzt ihrerseits eine Art von Kornhaus am Hafen dicht beim Zollschuppen gebaut, das zwar nicht dem oben angedeuteten Zwecke ohne weiteres dienen sollte, aber immerhin in kleinerem Umfange auch in der Lage wäre, die Aufgabe des Sammelns und Sortierens der Kolonialprodukte zu übernehmen. Bisher war aber die eigentliche Aufgabe des Kornhauses weniger die, dem Seeverkehr als dem Binnenverkehr der Eingeborenen zu dienen, man hoffte hier in rationell bewirtschafteten, luftigen Lagerräumen die Ernte der Eingeborenen an Mais, Hirse, Reis, Sesam usw. vor Ungeziefer und Insektenfraß schützen, sachgemäß sortieren und verkaufsfertig machen zu können. Leider ist ein durchschlagender Erfolg noch nicht erzielt worden, so daß man während meiner Anwesenheit einen großen Teil des sehr solide und praktisch gebauten Lagerhauses zur Aufstellung eines Walzengins benutzte, um die aus der Umgegend kommende Baumwolle zu entkernen und in versandfähige Ballen zu pressen. Sobald die Eisenbahn das Hinterland erschlossen und Europäer- und Eingeborenenkulturen gezeitigt hat, wird sicherlich auch diese Einrichtung ihren Nutzen für die Kultur, wie für Handel und Verkehr entfalten können.

Außer den Hafenbauten waren gleichzeitig die umfangreichen Arbeiten in Angriff genommen worden, welche eine Verlegung der Werften von der Kaiser Wilhelmstraße herüber nach der Halbinsel Kurasini bezwecken. Eine bequeme Verbindung der zeitweilig als Regierungs-

plantage benutzten Halbinsel mit der eigentlichen Stadt wurde durch Aufschüttung eines Dammes und Ausfüllung des dahinter gelegenen, flachen Krickß geschaffen. Man hofft durch ein Zuschütten dieses flachen, nur zur Zeit der Flut mit Wasser bedeckten Teils des Hafens auch eine Gesundung jenes Stadtteils von Dar es Salam herbeizuführen, der bisher noch immer am meisten unter Fiebergefahr zu leiden hatte.

Die Werften der Kaiserlichen Flottille, für welche jetzt auf Kurasini eine neue und technisch vortrefflich eingerichtete Heimstätte geschaffen wird, hatten auch in ihrer, bisher primitiven Gestalt bereits eine größere Bedeutung für die Kolonie erlangt. Die Werkstätten der Werft sorgen nicht bloß für die Instandhaltung der wenigen Regierungsdampfer und für Beschaffung der Boyen und Tonnen zur Markierung des Fahrwassers, sondern hatten unter der tüchtigen Leitung des gegenwärtigen Vertreters der Flottille sich allmählich zu einer leistungsfähigen Boots- und Schiffsbauerei entwickelt und übernahmen in ihren ausgedehnten Werkstätten die Reparaturen für die immer mehr in der Kolonie sich ansiedelnden Fabrikanlagen, sowie den Bau von hölzernen und eisernen Booten und Leichterfahrzeugen.

Das Schwimmdock, das derselben Leitung unterstellt ist und von den Werkstätten der Werft bedient wird, hat sich leider als zu klein erwiesen, um vollen Nutzen aus dem hineingesteckten Kapital ziehen zu können. Große Schiffe können nicht darin gedockt werden, so daß neben den deutschen kleinen Kreuzern nur einzelne wenige Dampfer von geringem Raumgehalt diese, an der Ostküste Afrikas seltene Gelegenheit zum Docken und Reparieren benutzen können. Man sollte an eine baldige

Vergrößerung desselben herangehen, damit auch die ständig den Hafen anlaufenden zahlreichen großen Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, sowie die größeren Kriegsschiffe hier ihre Reparaturen vornehmen könnten.

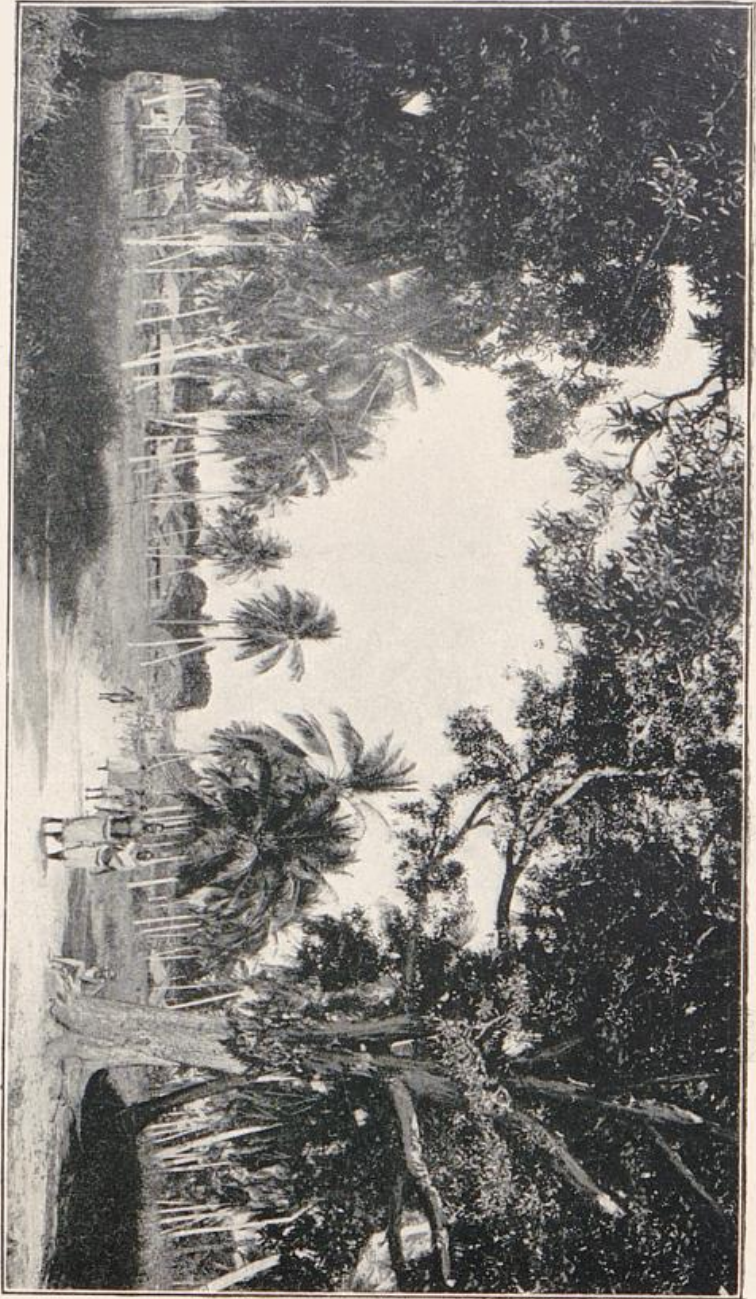
Doch wir haben bisher uns hauptsächlich mit den Werken des Friedens, der Landkultur, des Handels- und Seeverkehrs beschäftigt. Wenn Dar es Salam zurzeit noch, wie man sagt, eine reine Militär- und Beamtenstadt ist, darf ich auch den für sie geschaffenen Einrichtungen noch ein kurzes Wort gönnen.

Naturgemäß müssen in der Hauptstadt des Landes größere Mengen von Schutztruppen jederzeit zur Verfügung stehen, und wenn die offene Stadt auch kein Kriegslager im eigentlichen Sinne sein kann, so ist es doch selbstverständlich, daß hier die Magazine und Borräume zusammengedrängt sind und stets einige Kompagnien Schutztruppen neben den Polizeimannschaften zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum schnellen Versand in diejenigen Teile der Kolonie vorhanden sind, die durch etwaige Aufstände der Eingeborenen beunruhigt werden.

Die Salutbatterie, die am Strande aufgestellt ist, die Musikkapelle der Schutztruppe, die hier und da ihre Weisen ertönen läßt, sowie die Wachen, die vor dem Gouvernementspalast, sowie vor einzelnen öffentlichen Gebäuden auf und ab patrouillieren, zeigen, daß hier auch das Hauptquartier der Schutztruppe des Landes seinen Sitz hat.

Die Kaserne für die Kompagnien erregte mein besonderes Interesse.

Ein großer, weiter, viereckiger Platz ist rund umgeben von einem einstöckigen Gebäude, das nach außen fensterlos unter dem flachen Dach nur etwa $\frac{1}{2}$ m Luft-



Die Karavanenerei bei Dar es Salam.



Die Karavanferei bei Dar es Salam.

raum bietet, nach innen mit einem breiten Vorbau sich gegen den mächtigen Innenhof öffnet. Eine weite schattige Veranda wird so geschaffen, die mit dazu beiträgt, daß die hinter ihr liegenden Zimmer kühl und wohnlich sind. Zwei Mann schlafen stets in einem Raum oder ein Mann mit seiner Bibi und ihrem gemeinsamen Nachwuchs. Die Einrichtung ist primitiv und einfach genug und wird zumeist den Askaris selbst überlassen, die sich mit Bettstellen, einigen Baumwollstoffen und wertlosen Bildern ihr Heim behaglich machen. In den Ecken des weiten Vierecks sind die Kompagniekammern, in denen die Ergänzungsbestände der überaus praktischen Bewaffnung und Bekleidung der Soldaten aufbewahrt werden. In der Mitte des Kasernenhofes ist ein offener Kochplatz, mit Wellblechdach gegen Regen und Sonne geschützt, auf dem die Weiber der Askaris, mit ihren Kindern auf dem Rücken, oder die Boys der Unverheirateten an der Erde vor dem offenen Feuer hocken und die einfache Mahlzeit für sich und ihre Gebieter bereiten. Für die Verpflegung der Truppe braucht niemand zu sorgen, jeder beköstigt sich in Friedenszeiten selbst und erhält dafür im ganzen 15—20 Rupies monatlich Lohn, während die aus der alten Schutztruppe stammenden Suahelis nach wie vor das hohe Gehalt von 30 Rupies = 40 Mk. beziehen. An Nachwuchs für die Truppe fehlt es nicht, im Gegenteil drängen sich tüchtige, kräftige Leute zum Dienst. Sie sind stolz darauf, in ihren kleidsamen Uniformen die Obrigkeit zu vertreten und haben, was nicht genug anerkannt werden kann, sich in den schweren Kämpfen des Aufstandes gegen ihre eigenen Stammesgenossen als vortreffliche, treue und anhängliche Soldaten bewährt.

Daß alle Kommandos in deutscher Sprache gegeben werden, und auch die schwarzen Unteroffiziere ihre Leute mit deutschen Kommandos drillen, macht für den Neuling anfangs einen befremdenden Eindruck. Alle sonstigen Unterhaltungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen finden aber in Suaheli statt, und Unteroffiziere, wie Offiziere müssen zuerst die wohl lautende Sprache der Eingeborenen lernen, ehe sie an eine erfolgreiche Arbeit mit ihnen denken können.

Zurzeit wird eine neue Kaserne außerhalb der Stadt in der Nähe der dortigen Schießstände erbaut, welche neben dem Rekrutendepot die ständige Garnison der Hauptstadt aufnehmen soll, während die am Strande inmitten der Stadt gelegene alte Kaserne den Polizeitruppen zur Verfügung gestellt werden wird, die bisher im Bürgerquartier in der Stadt untergebracht waren.

Den Hauptteil der weißen Bevölkerung der Stadt bilden heute noch die Beamten des Gouvernements und der Kommune, sowie die Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe. Je mehr, wie oben schon gesagt, weiße Frauen hinauskommen, um mit ihren Männern die Leiden und Freuden des Lebens in den Tropen zu teilen, je mehr drängt sich der Regierung die Sorge auf, für diese verheirateten und unverheirateten Beamten geeignete Wohnräume zu schaffen. Es ist selbstverständlich, daß es in einem solchen, neu aufblühenden Gemeinwesen, das früher eine Neger- und Inderstadt ohne große Bedeutung gewesen ist, an Persönlichkeiten fehlt, die geneigt wären, für die Befriedigung des Wohnbedürfnisses dieser wachsenden Zahl von Staatsdienern zu sorgen. Die Regierung muß also, wenn sie ihre Beamten und Offiziere hin-

ausschickt, selbst dafür Sorge tragen, daß sie geeignete Unterkunft finden.

Mir scheint es aber, daß man mit Recht darüber klagt, wie diese selbstverständliche Fürsorge geübt wird. Wenn in der „Dienstanzweisung, betreffend Gewährung freier Wohnung an Beamte, Militärpersonen und sonstige Angestellte, in Deutsch-Ostafrika“ den Beamten und Offizieren mit einem Gesamteinkommen von über 8000 Mk. zwei eingerichtete Zimmer, allen übrigen je ein möbliertes Zimmer zugestanden, den verheirateten Beamten durchschnittlich ein Zimmer mehr gegeben wird, so ist es erklärlich, daß mit dieser Kasernierung, die vielleicht für junge Angehörige der stets zum Marsch bereiten Schutztruppe berechtigt sein mag, den Ansprüchen dauernden Lebens in den Tropen nicht genügt werden kann.

Wenn, wie es zurzeit der Fall ist, die große Mehrzahl der Beamten gezwungen ist, wie in Kasernen mit Zimmern von etwa 5—6 m Länge und 3—4 m Breite, deren Fenster auf eine gemeinsame Veranda, deren Türen auf einen gemeinsamen Korridor münden, duzendweis zusammenzuwohnen, so ist es erklärlich, daß hier von einem behaglichen Heimatgefühl kaum die Rede sein kann. Wenn dann gar, wie es leider an zahlreichen Beispielen mir bewiesen wurde, diese Beamten durch das Finanzdepartement gezwungen werden, oft in einem Jahr mehrmals die Zimmer zu wechseln, so muß jede Freude an dem eigenen Heim schwinden.

Abgesehen von all den Unzuträglichkeiten, die sich naturgemäß ergeben, wenn eine große Anzahl unverheirateter, gut bezahlter Beamten in der Weise zum Zusammenwohnen gezwungen wird, kann niemand seine

Eigenart ausbilden, seinen besonderen literarischen und künstlerischen Neigungen usw. folgen, ohne den durch eine dünne Scheidewand getrennten Nachbarn zu stören oder von ihm gestört zu werden. Da selbstverständlich die Regierung den jungen Offizieren und Sekretären, die auf kurzen Kontrakt, zunächst von 2 Jahren, herauskommen, nicht zumuten kann, eigene Wohnungseinrichtungen mitzubringen, in der Stadt selbst aber Gelegenheit zum Erwerb von Möbeln usw. kaum vorhanden ist, eine solche Anschaffung auch niemandem empfohlen werden kann, wenn er nicht weiß, ob und wie lange er an der Küste bleiben wird, so muß die Regierung auch für die Ausstattung der Räume Sorge tragen. Daß dabei wiederum nur in der dürftigsten Weise dem dringendsten Bedarf genügt werden kann, liegt auf der Hand, und daß der unvermeidliche Streit mit dem Magazinverwalter, ob schadhafte Möbel, Gläser usw. auf Kosten des einen oder anderen repariert werden sollen, die Unnehmlichkeiten des Lebens nicht vermehren kann, wird man zugeben müssen. Ich glaube, man müßte diesem Wohnungsbedürfnis unserer Beamten auch an den Küstenplätzen — denn im Innern wird meistens reichlicher und besser gesorgt, weil die Herstellung der Gebäude mit geringen Kosten möglich ist — in weit höherem Umfange Rechnung tragen. Wenn man, wie ich das in den Südstaaten Nordamerikas, sowie in Westindien vielfach beobachtet habe, auch den unverheirateten Offizieren und Beamten kleine Villen zur Verfügung stellen würde, mit zwei oder drei Zimmern, Veranda und kleinen Gärten, eventuell Gelegenheit, eigenen Haushalt und eigene Küche zu führen, so würden viele von denen, die sich heute aus der ungemütlichen Behausung wieder hinaussehnen, weil sie, von

den Schönheiten der tropischen Natur wenig oder nichts genießend, in dürftige, ungemütliche Kasernenstuben eingepfercht sind, sich wohl fühlen und lieber und länger in der Kolonie bleiben, wenn sie sich in ihren eigenen vier Wänden, wie in dem selbstgepflegten Stückchen tropischen Gartens heimisch machen könnten. Die Ankosten für solche Bauten sind verhältnismäßig niedrig, da von allem, was bei uns das Wohnen teuer macht, viel zu entbehren ist. Einfache, hohe, luftige Räume, ohne Keller, ohne Bodenraum, ohne Heizvorrichtungen und Doppelfenster, mit weiten Veranden umgeben, aus Korallengesteinen erbaut, sind für wenige tausend Mark zu schaffen, und gibt man dann den Bewohnern derselben die Möglichkeit, sich eventuell gegen eine gezahlte Miete aus den Magazinen der Regierung oder aus Privatläden die Einrichtung selbst nach eigenem Geschmack zu schaffen, so wird viel Streit vermieden sein, und viele unnütze Rechnerei und Schreiberei erspart werden, die heute durch die ständige Inventarisierung jedes Wasserglases und jedes Nachtgeschirres die Beamten unnötig überlastet.

Der gegenwärtige Etat für Ostafrika fordert bereits beträchtliche Summen „zur Erfüllung der dem Gouvernement obliegenden Pflichten für die Unterbringung seiner Angehörigen in einer den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Weise zu sorgen“ und schlägt den Bau von drei Wohnhäusern für höhere Beamte vor, weil „das Wachstum der Stadt in Verbindung mit der andauernden Zurückhaltung der privaten Bautätigkeit es den Beamten und Militärpersonen, insbesondere der sich ständig mehrenden Zahl der Verheirateten immer mehr erschwert, Privatwohnungen zu mieten.“

102 Dar es Salam, die Hauptstadt der Kolonie.

Nach jeder Richtung würde es meines Erachtens erwünscht sein, für diesen Zweck weitere Opfer zu bringen und in schnellerem Tempo für die Errichtung eigener, den tropischen Verhältnissen angemessener Wohnungen Sorge zu tragen. Das ausgelegte Geld wird reichlich Früchte tragen und viel Küstenklatsch und Unzufriedenheit aus der Welt schaffen.

In Mohoro.

Die Verbindungen zwischen den einzelnen Küstenplätzen der Kolonie sind leider noch recht wenig ausreichend. Die großen Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie kommen und gehen durchschnittlich alle 14 Tage, sie laufen Tanga und Dar es Salam an, während die von Indien herüberkommende Zweiglinie derselben Gesellschaft, die sogenannten Bombaydampfer, in Dar es Salam Post und Ladung von den großen Dampfern aufnehmen, um sie nach dem Süden, nach Kilwa, Lindi, Mikindani, sowie nach Mozambique und Durban zu bringen. Zum Besuch der Zwischenplätze können nur die Regierungsdampfer, von denen zurzeit drei im Besitz des Gouvernements sich befinden, benutzt werden. Auch diese kleinen, aber seetüchtigen Dampfer fahren naturgemäß nur verhältnismäßig selten, denn die Küste ist lang und langsame Fahrt für die wenig leistungsfähigen Fahrzeuge geboten. Der Reisende verliert deshalb unverhältnismäßig viel Zeit, wenn er tage- und wochenlang auf die Ankunft eines Dampfers warten muß.

Jetzt, zur Zeit des Aufstandes, waren die Boote der Flotille besonders angestrengt, denn sie mußten bei den leider nicht seltenen Unterbrechungen der Telephon- und Telegraphenleitungen die Verbindung zwischen den Küstenplätzen und der Hauptstadt in häufigen Fahrten unterhalten.

Ich war deswegen dem Herrn Gouverneur zu besonderem Dank verpflichtet, daß er die Fahrt des größten dieser Dampfer, des „Kaiser Wilhelm“, so einrichtete, daß ich mit ihm nach dem Rufijidelta fahren konnte und gleichzeitig Gelegenheit fand, nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen auf demselben Dampfer die Rückkehr wieder antreten zu können.

Bei sinkender Sonne fuhr der vortreffliche, aber auf den Wogen des Ozeans gewaltig stampfende und deshalb nicht bei jedermann beliebte Dampfer aus dem Hafen von Dar es Salam heraus. Er war reich besetzt mit Reisenden aller Art und hatte ein starkes Detachement Marineinfanterie an Bord, das zur Ablösung der dortigen Schutztruppen nach Lindi und Kilwa abging. Die Unterkunft in der mir zur Verfügung gestellten, eleganten und geräumigen Kabine des Herrn Gouverneurs war vortrefflich, die Verpflegung, die ein indischer Koch in Pachtbetrieb besorgte, dagegen ziemlich dürftig. Als ich mit dem je länger je mehr lieb gewordenen Kommissar des Kolonialwirtschaftlichen Komitees Herrn John Booth, der mir als treuer sprach- und landeskundiger Mentor während der Dauer meiner Reise zur Seite stand, morgens früh gegen 9 Uhr in der Mohorobucht zu dem kleinen Zollkutter hinübruderte, der vor der Mündung des Mohorostromes schaukelte, auf uns und die Post wartend, hofften wir deshalb beide recht bald an Land zu kommen, um uns einigermaßen stärken und den Magen wieder in Ordnung bringen zu können. Aber so klein das leichte Boot auch schien, es war immer noch zu groß oder wenigstens zu tiefgehend für die Wasserverhältnisse des Mohorostromes, den wir hinauffahren mußten, um in der Hauptstadt des Distriktes Quartier beziehen zu können.

Zwei deutsche Schiffsführer verbrachten ihr, im wahren Sinne des Wortes „unruhiges“ Leben auf diesem kleinen schaukelnden Boot. Ein schwarzer Maschinist, etwa ein halbes Duzend schwarzer Heizer und Bootleute vervollständigten die Besatzung des Rutters.

Überaus freundlich, wenn auch mit sehr bedenklichen Mienen, wurden wir empfangen. Unser „Kaiser Wilhelm“ hatte sich verspätet, die Ebbe hatte stark eingesezt und die Barre vor dem Fluß mußte überwunden werden, so lange noch einigermaßen tiefes Wasser vorhanden war. Deswegen ging es, nachdem in aller Eile unsere Zelte und Lasten verstaubt waren, in forzierter Fahrt durch die grünen Wogen dem Lande zu, und es gelang uns, glücklich über die Barre hinweg in den eigentlichen Fluß hineinzukommen. Ein breiter, schöner Strom schmutzig gelben Wassers nahm uns auf; zu beiden Seiten drängten die Mangrovegebüsch in das Wasser hinein. Von menschlichen Ansiedelungen war nichts zu sehen, nur zeigten die aus dicht nebeneinander stehenden langen Stangen gebildeten vom Ufer aus spitzwinklig in das Wasser hineinlaufenden Fischfänge, in denen bei ablaufendem Wasser die Fische leicht von den Eingeborenen gefangen werden können, daß auch dieses, scheinbar unpassierbare Sumpfland menschliche Bewohner beherbergte.

Im flottesten Tempo arbeitete unser kleiner Dampfer sich gegen die stark ausfließenden Wassermassen an, aber vorn an der Spitze stand ein Bootsmann, der das Lot fleißig handhaben mußte und dem Schiffsführer ständig die Tiefen zurief, die er ermittelt hatte. Bald waren es 2, bald 3, 4, bald 8 und 10 m Wassertiefe, die er maß, aber immer bedenklicher wurden die Gesichter, als nur noch $1\frac{1}{2}$ m gelotet wurden und der Kiel unseres

Schiffes mehr als einmal hörbar über den Sand hin-
streifte. Wir hatten einen Tiefgang von etwa 1,60 m
und das stets wechselnde Fahrwasser in dem unter dem
starken Einfluß von Ebbe und Flut stehenden Strom
zwang den schwarzen Lotsen zur größten Vorsicht. So
waren wir etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weit stromauf gedampft, ohne
an etwas anderes zu denken, als nur an die Gefahren
und Schwierigkeiten der Fahrt. Schon glaubten wir, die
Untiefen überwunden zu haben, und unser Ziel rechtzeitig
erreichen zu können, als wir wiederholt festsaßen und
trotz mehrmaligen Rückwärtsfahrens immer wieder den
Sand berührten und den Kampf mit dem Elemente auf-
geben mußten.

Das Ergebnis war, wir saßen 10 Uhr morgens
wenige Kilometer von der offenen See entfernt, mitten
in dem mächtigen Strome fest und hatten die erfreuliche
Aussicht, 6—7 Stunden hier im Sonnenbrand auf dem
kleinen Boot zu warten, bis die Flut wieder einlief und
uns ein Vordringen in das Innere des Landes gestattete.

Wir mußten uns in das Unvermeidliche finden und
suchten es uns so bequem wie möglich zu machen.
Aber wie soll man das auf einem, kaum 3 m breiten,
kleinen Boot, dessen Mitte, durch Dampfkessel und Ma-
schinen in Anspruch genommen, unerträgliche Hitze aus-
strömt, dessen hintere Räume von der schwarzen Besatzung
und unseren Boys dicht besetzt waren und dessen vorn
befindliche kleine Kabine kaum Raum bot für die beiden
europäischen Schiffsführer. Wir stellten unsere Liege-
stühle auf dem engen Gange auf, der neben der Maschine
herläuft, suchten unter dem Sonnensegel Schutz gegen den
Sonnenbrand und verlangten als gute Deutsche von
unseren lebenswürdigen Wirten für Geld und gute

Worte etwas zu trinken, erhielten aber die traurige Antwort, daß sie mehrere Tage draußen auf der See herumgekreuzt seien, keine Flasche Sodawasser, keinen Tropfen Cognak mehr hatten und auf Kaffee und etwas Hartbrot reduziert waren. Ein großes Bündel reifer Bananen hing über dem Steuerruder, sonst war kaum etwas Eßbares vorhanden. Wir aßen also einige Bananen, tranken dazu dickflüssigen, schwarzen Kaffee und machten dann das kleine Boot des Schiffes klar, um dem Ufer näher zu rudern und dort das eigenartige Leben am Strande zu beobachten.

An einzelnen Stellen war es uns möglich, bis auf wenige Meter an das „Festland“ heranzukommen. Aber dieses feste Land erwies sich als eine gewaltige Schlamm-
masse, die jetzt bei ablaufendem Wasser zirka 2 m über dem Wasserpiegel emporragte, aus der mit unzähligen Luftwurzeln, dicht miteinander verschlungen, die Mangrovegebüsch mit ihrem lichten Grün emporwuchsen. Auf den eben vom Wasser verlassenen, tonigen Schlamm-
massen bewegten sich allerlei kleine Seetiere, Krabben und Muscheln lagen umher, und zahlreiche Vertreter der Vogelwelt, Strandläufer und kleine, weiße Reiher fanden an diesen Wassertieren reichliche Nahrung. Ein mächtiger Pelikan, der auf kurze Entfernung schwimmend an unserem Boote vorbeizog, ward das Opfer eines wohlgezielten Schusses und wurde nachher von der schwarzen Boots-
besatzung als willkommene Beute aufgenommen und trotz anfänglichen, scheinbaren Widerstrebens nachher mit Wollust verzehrt.

Der starke, wenn ich nicht irre, 5—6 m betragende Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser gibt hier

den Mangrovengebüsch ein ganz anderes Aussehen, als ich sie vielfach auf den westindischen Inseln zu beobachten Gelegenheit fand. Während dort eine Fülle von Luftwurzeln aus den überhängenden Zweigen langsam zum Wasser hinunterwachsen, machen die hier vorhandenen, niedrigen Büsche eher den Eindruck, als ob das dichte Wurzelgeflecht allmählich vom Wasser ausgewaschen sei so daß die Stämme auf diesem Gerüst von Wurzeln balanzieren. Jedenfalls ist das dichte Gewirr der Wurzeln auch hier der beste Halt für den sich allmählich absetzenden Schlück und Schlamm, der nach und nach doch zum Festland emporkwächst und schließlich, wie wir später beobachten konnten, auch anderen Pflanzen als jenen stelzwurzeligen Mangrovengebüsch Halt gewährt. Ein Eindringen in die Kanäle, um mehr von dieser eigenartigen Wald- und Sumpfwildnis kennen zu lernen, war leider nicht möglich, da wir bei dem stark fallenden Wasser fürchten mußten, nachher selbst im Schlamm sitzen zu bleiben. Wir kehrten also an Bord zurück und taten das Beste, was man in solcher Situation tun konnte, wir schliefen, so unbequem die Lage auch war, einige Stunden, bis uns die wiedererwachende Bootsmannschaft darauf aufmerksam machte, daß nunmehr die Wogen des Meeres wieder stromaufwärts rollten und der Wasserstand allmählich ein günstiger wurde. Unser Schiff wurde wieder flott, wir wagten die Weiterfahrt und kamen trotz mehrfachen Auflaufens, durch einen ortskundigen schwarzen Lotsen geführt, nach etwa dreistündiger Fahrt glücklich am Ziele an.

Der Mohoro ist kein eigentlicher Flußlauf, sondern nichts als ein meilenweit in das Land sich hineinziehender Meeresarm, der nur zur Zeit der Überschwemmungen oberhalb Mohoro durch einen breiten Graben mit dem

Rufiji in Verbindung steht und Teile des überschüssigen Wassers auf diesem Wege dem Meere zuführt.

Das Landschaftsbild, das wir beobachten konnten, war von bestrickender Schönheit. Zumeist fuhren wir trotz der Breite des Stromes dicht unter den Büschen des Ufers entlang, da hier das tiefste Fahrwasser zu finden ist, und konnten einen oberflächlichen Einblick gewinnen in die reichen Waldbestände, die, je mehr wir in das Land hineinkamen, um so kräftiger und üppiger entwickelt waren und mit ihrem wechselnden, saftigen Grün oft täuschend das Bild eines heimischen Buchenwaldes in erster Frühlingsbelaubung boten. Keine Gebüsche mehr, sondern gewaltige Stämme erhoben sich mit mächtigen Kronen nahe am Ufer, während vor und zwischen ihnen das undurchdringliche Gewirr von jung-ausschießenden Stämmchen und Wurzeln jedes Eindringen in die Wildnis unmöglich zu machen schien.

Aber allmählich wurde der Boden fester; hier und da sah man bereits grasbewachsene Flächen, auf denen Phönixpalmen ihre mächtigen gefiederten Wedel entfalteteten. Auf langen Stangen erbaute Lagerstätten der Eingeborenen waren zeitweilig sichtbar, auf denen sie bei ihren Jagdausflügen während der Nacht Rast halten sollen. Tief eingetreten in den weichen Schlamm zeigten sich die breiten Fährten der Flusspferde, die vom Wasser aus zum Ufer aufsteigen, um dort Nahrung zu finden und mehr als einmal bemerkten wir die flinken Meerkatzen und große Hundsaffen in den Zweigen sitzen und uns mit neugierigen Augen anstarren. Kurz vor dem Landeplatz tauchten auch die Schädel zweier Nilpferde im Wasser auf, aber in solcher Ferne, daß die von meinen Reisebegleitern abgegebenen Schüsse keinen Erfolg haben konnten.

Endlich, als die Sonne sich schon zur Rüste neigte, hielt der Dampfer. Die Schiffsführer, die uns bis dahin in freundlichster Weise unterhalten hatten mit den Erzählungen der verschiedenen Kriegserlebnisse aus den letzten Tagen des Aufstandes, erklärten uns, jetzt seien wir zur Stelle, weiter könne der Dampfer nicht den Strom hinauffahren.

Ich muß gestehen, ich war nicht gerade angenehm überrascht, als ich den sogenannten Landungsplatz erblickte. Von irgend welchen menschlichen Ansiedelungen war keine Spur zu finden. 2—3 m hoch ragte das Ufer über dem Wasser, steil ansteigend, empor, und nur an einer Stelle war oben das Gras niedergetreten, so daß es den Anschein erweckte, als ob hier ein Uferpfad einmündete. Einige tief in den Schlamm eingetretene Fußspuren konnten darauf hindeuten, daß auch andere hier schon vor uns das Ufer erklettert hatten, aber niemand war zu unserem Empfange bereit. Wir kamen mit leerem Magen, ohne irgend welche Vorräte, und hatten wahre Sehnsucht, bald wieder unter Menschen zu sein, um Hunger und Durst stillen zu können.

Endlich, nachdem der Dampfer wiederholt laute Signale mit der Dampfpfeife gegeben hatte, erschien oben am Uferrand der alte Sumbe des etwa 20 Minuten vom Strande entfernt liegenden Dorfes Pondende im langen, weißen Hemd mit rotem Fez auf dem Kopf und erklärte, daß die Träger seit Mittag uns erwartet hätten und nun, in der Meinung, daß wir nicht mehr kommen würden, in das Dorf zurückgekehrt seien; er habe aber sofort Nachricht gesandt, und in kurzer Zeit würde die Karawane zur Stelle sein.

Wir kletterten also mit einigen Schwierigkeiten das

steile Ufer hinauf und konnten richtig nach wenigen Minuten die ganze Karawane in schnellem Schritt heraneilen sehen. Darunter war auch der Bezirkssekretär und der Leiter der vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee in Mohoro errichteten Baumwollschule, Herr Wiebusch, mit etwa einem Duzend seiner Schüler, die uns zu Ehren besonders festlich, mit roten Schärpen über dem weißen Hemd, herausgeputzt waren.

Eile tat not. Wir durften uns also nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten, und in Begleitung des Bezirkssekretärs von Mohoro, sowie des Herrn Wiebusch ging es in flottem Tempo durch die gut kultivierte Ebene nach dem nächsten Dorf, wo unserer Fahrgelegenheit wartete.

Es war mein erster Marsch auf afrikanischem Boden und mir deshalb alles besonders interessant und neu. Der schwarze, tiefgründige Marschboden, offenbar von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, war, da wir uns dem Ausgange der Trockenheit näherten, tief eingerissen, so daß die Spalten, die in den Boden getrocknet, oft 5—6 cm breit waren und das Marschieren Sorgfalt und Aufmerksamkeit erforderte. Die Felder, auf denen 2—3 m hohe Hirsestengel und ebenso hohes Maisstroh reif und vertrocknet standen, waren abgeerntet; zum größten Teil hatte man bereits Feuer angelegt, um diese Reste der letzten Ernte zu vernichten und bei beginnendem Regen von neuem kultivieren zu können. Trotz der Dürre sproßte überall zwischen den verkohlten Halmen junges Grün in üppigster Weise empor; ein Beweis, daß auch am Ende der Trockenzeit noch Feuchtigkeit genug im Boden war, um eine Ernährung von Menschen und Tieren zu ermöglichen.

Im Dorfe selbst erwartete uns ein Ochsfengespann

der Baumwollschule, mit vier leidlich guten Zebuochsen bespannt. Der vierräderige Leiterwagen war mit deutschen Flaggen und Wimpeln geziert, um, wie der Leiter sich ausdrückte, den Vizepräsidenten des Reichstages auf afrikanischem Boden würdig empfangen zu können.

Während die Postsäcke und unser Gepäck teilweise darauf verstaут wurden, und die Trägerkarawane sich ordnete, suchten wir uns einigermaßen zu restaurieren, konnten aber auch hier nichts weiter erhalten, als einige Flaschen warmen Sodawassers und ein großes Stück Schinken, mit dem wir den ersten Hunger zu stillen versuchten. Dann bestiegen wir einen kleinen Eselwagen, mit dem wir, wenn auch nicht gerade besonders schnell, so doch immerhin leidlich sicher die noch etwa 5—6 km lange Wegstrecke zurücklegten, obwohl ein eigentlicher Fahrweg nicht vorhanden war, und die kleinen schwächtigen Zugtiere sich zeitweilig gewaltig anstrengen mußten, um das Wägelchen in dem welligen Terrain vorwärts zu bringen. Überall war derselbe tiefgründige und fruchtbare Boden vorhanden, nur daß er, je weiter vom Dorfe entfernt, um so weniger kultiviert war und mächtiges Gras, mit einzelnen Büschen durchwachsen, fast ausschließlich die Erde bedeckte.

An großen Zuckerrohrfeldern kamen wir vorbei, die meine besondere Aufmerksamkeit erregten, weil sie trotz der Trockenheit des Bodens ziemlich üppig bestanden waren und reiche Ernte in Aussicht stellten. Wir hörten das Singen der Sklavinnen, die hier Tag und Nacht in der einem Araber gehörigen Zuckerfabrik als Zugtiere in dem Göpelwerk die Rohrpressen in Bewegung setzen, und ich war erstaunt, zu erfahren, daß solcher Zuckerfabriken, von deren Existenz man sonst in der Literatur der Zucker-

industrie nichts zu finden vermag, etwa 10 bis 12 im Distrikte Mohoro vorhanden sein sollen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir uns, durch das unter schattenden Mangobäumen versteckte Dorf Mohoro hindurch, der großen stattlichen Holzbrücke näherten, die über den Fluß gleichen Namens geschlagen ist.

Am jenseitigen Ufer empfing uns der Herr Bezirksamtmanu Keudel, der schon in Sorge und Unruhe wegen unseres langen Ausbleibens war, und führte uns in die sogenannte Boma, d. h. jenen Komplex von Regierungsgebäuden, die auf dem rechten Ufer des Mohoroflusses ziemlich zerstreut und zusammenhangslos aus Brettern mit mächtigen Strohdächern erbaut sind und jetzt der drohenden Kriegsgefahr wegen schleunigst mit einem 2 m hohen Stacheldrahtzaun umgeben waren, vor den man Dorngebüsch geworfen hatte, um gegen einen überraschenden Angriff der Aufständischen sicher zu sein.

Bis dahin schien man an einen feindlichen Angriff nicht gedacht zu haben, denn die Station war mit ihren leicht brennbaren Gebäuden zu allem anderen eher als zur Verteidigung geeignet. Nur ein enges Tor führte durch die Schutzwehr hindurch, und zwei Askaris mit geladenem Gewehr hielten strenge Wacht und präsentierten vorschriftsmäßig, als wir den Eingang passierten.

Auf dem noch zirka 150 m außerhalb des Drahtzaunes etwas höher gelegenen, einsamen Hause des Wirtschaftsinspektors, das zurzeit verlassen werden mußte, stand hoch oben auf dem spitzgiebeligen Dach, als schwarze Silhouette sich scharf gegen den rosigen Abendhimmel abhebend, ein Rundschafter, um von diesem erhöhten Standpunkte aus Umschau zu halten über das Land und

das Nahen feindlicher Shenzis sofort den besorgten Bewohnern melden zu können.

Wir befanden uns mitten im Kriegslager; alle Weißen der Umgegend waren hier hinter dem schützenden Stacheldrahtzaun vereinigt, außer den Beamten des Distrikts und den schwarzen Schutztruppen noch etwa ein Duzend Matrosen, die der „Buffard“ gelandet hatte, und die unter Führung meines Sohnes in den vorausgegangenen Kämpfen gegen die Schwarzen sich beteiligt hatten, aber, vom Fieber ergriffen, hierher zurückgeschickt waren, um sich zunächst zu erholen. Sie waren jetzt wieder alle fieberfrei, frisch und gesund. Alles Vieh der Umgegend war gleichfalls hinter die schützenden Stacheldrähte zusammengetrieben. Als wir am Abend, nachdem wir uns an Speise und Trank erfrischt hatten, auf der breiten Veranda unter dem weit überhängenden Strohdach des Regierungshauptgebäudes mit dem Herrn Bezirksamtmanne zusammensaßen, und er nicht müde wurde, uns von den Kämpfen der jüngsten Zeit und den Gefahren zu erzählen, denen die Station und die ganze Umgegend ausgesetzt waren, kam auch über uns jenes eigenartig bange und doch kampfesfrohe Gefühl, das wohl jeden beschleicht, wenn er unbekanntem Gefahren entgegengeht, die unerwartet schnell ihm entgegentreten können. Plötzlich erscholl aus nicht zu großer Entfernung das Brüllen eines Löwen und wurde näherkommend in kurzen Zwischenräumen immer lauter und drohender. So sonderbar es dem Neuling zu Mute war, der zum ersten Male den König der Tiere seine mächtige Stimme in Freiheit und Wildnis ertönen hörte, so beunruhigte uns das während der ganzen Nacht vernehmbare Brüllen nicht, weil wir uns hinter den geschlossenen Türen unserer

Schlafzimmer vor der Bestie sicher fühlten. Anders ging es den Viehherden, denen sich das Raubtier, wie die Spuren erwiesen, bis auf etwa 20 Schritt genähert hatte, ohne daß die schwarzen und weißen Jäger, die tollkühn genug waren, sich außerhalb des Drahtzaunes zur Jagd zu stellen, seiner ansichtig werden konnten.

Den nächsten Tag benutzte ich dazu, um mich unter sachkundiger Führung über die wirtschaftliche Lage dieses Distriktes einigermaßen zu orientieren. Der Wirtschaftsinspektor der Kommune, ein tüchtiger, in der Kolonialschule zu Wizenhausen vorgebildeter, junger Landwirt, stand mir bei meinen Wanderungen überall helfend und belehrend zur Seite. Er zeigte mir die schönen, fruchtbaren Gelände, auf denen vor wenigen Jahren der Geheimrat Stuhlmann den leider mißglückten Versuch gemacht hatte, Tabak im großen auf einer Regierungsplantage zu kultivieren, und zeigte mir die jetzigen Kulturversuche, die größere Aussicht auf Erfolg haben, als die Bemühungen, hier auf einem überreichen Boden einen marktfähigen, brennbaren Tabak zu erzielen. Außerordentlich gut gewachsene und gepflegte Baumwollfelder waren in der Nähe der Regierungsgebäude vorhanden. Schöne junge Kokospalmen breiteten ihre mächtigen Wedel über üppige Mais- und Mohogofelder aus, deren Erträge zum Unterhalt der Eingeborenen dienten. Zwei, erst vor wenigen Wochen mit vieler Geduld eingefahrene, leidlich starke Ochsen pflügten Neuland, um neue Baumwollfelder bei Beginn der Regenzeit bepflanzen zu können. Freilich ging die Flugarbeit noch ziemlich langsam vorstatten, aber was die schwarzen Pflüger leisteten mit ungeübten Tieren und mit einem Ackergerät, das sie in ihrem Leben noch nie zuvor gesehen hatten, war immer-

hin ganz anerkennenswert und zeigte, welchen Wert für die Entwicklung unserer Kolonie derartig wohlgeschulte, praktisch denkende und zu praktischer Arbeit erzogene Männer besitzen, deren Typus der hiesige Wirtschaftsinspektor darstellt.

Ich war erfreut, zu sehen, wie verständig er seine Aufgabe auffaßte, und wie er seine mannigfaltigen praktischen und theoretischen Kenntnisse, die er der Wisenhausener Lehranstalt verdankt, hier zu verwerten bemüht war, nicht in kostspieligen Pflanzungsanlagen, sondern in praktischer Ausnutzung der natürlichen Vorteile des reichen Bodens und günstigen Klimas. Hoffentlich gelingt es ihm, wenn wieder Ruh und Frieden hergestellt ist, seine Bestrebungen in erweitertem Umfange durchzuführen. Sedenfalls war er frohen Muts und der besten Zuversicht, daß es in diesem fruchtbaren Teil unserer Kolonie gelingen müsse, lohnende Baumwollkulturen, Reis- und Maisfelder anzulegen und ausgedehnte Viehzucht zu treiben, die dem Mangel an Zugtieren und ausreichender Fleischversorgung in der Kolonie abzuhelpfen imstande wäre.

Der Distrikt Mohoro ist für letztere Zwecke besonders geeignet, weil bisher jene verderblichen Tierkrankheiten, die, durch Esfessliegen und Küstenseber verursacht, in anderen Teilen des Landes leider so oft jede Tierhaltung unmöglich oder unrentabel machen, dem Distrikte Mohoro ferngeblieben sind. Rinder, Schafe und Ziegen gedeihen bisher ohne viel Pflege vortrefflich auf den reichen Weideländereien.

Da der Mohoroßluß auch zur Zeit der Ebbe für die arabischen Schiffe bis zu der oben erwähnten Brücke fahrbar ist, können die Erzeugnisse des Landes von hier

aus billig und leicht verfrachtet werden, so daß ein Anbau im großen sicherlich lohnend wäre. Schon jetzt nehmen die im Fluß liegenden Schiffe nicht unbedeutende Quantitäten von Reis, Mais und Zucker auf, die in der Nachbarschaft gewonnen werden und lohnenden Markt in Zanzibar und anderen Küstenplätzen finden.

Doch der zurzeit ausschlaggebende Wert dieses zum Rufijidelta gehörigen Landstriches liegt in den fast unermesslichen, wertvollen Waldbeständen. Darum hat das Gouvernement zum Leiter des Distriktes Mohoro einen Forstmann erwählt, der zurzeit auf Urlaub in Europa weilte, dessen Spuren man aber überall in der sachgemäßen Pflege der Forstkulturen beobachten konnte. Namentlich waren die Teakholzanzpflanzungen, die er in nächster Nähe der Station angelegt hatte, mit besonderer Liebe gepflegt, und nachdem jetzt die ersten Anpflanzungen bereits zu stattlichen Bäumen von 5—6 m Höhe emporgewachsen waren und reichlichen Samen trugen, konnten die Kulturen in größerem Umfange fortgeführt werden und versprechen demaleinst reichen Gewinn; denn an ihrem Gedeihen ist bei den mit der Kultur gesammelten Erfahrungen nicht zu zweifeln.

Die Besichtigung der Baumwollschule, die, wenige Kilometer entfernt, unter der Leitung des schon genannten Herrn Wiebusch, eines jungen im Baumwollbau erfahrenen Deutsch-Amerikaners, steht, mußte ich leider meinem Reisegenossen, Herrn John Booth, überlassen, der zwar von der sachgemäßen Arbeit des Leiters der Schule vollauf befriedigt war, weniger aber mit der Auswahl des Platzes. Sein Vorgänger hatte einen etwas saueren, humosen Niederrungsboden für die Anlage der Pflanzung ausgesucht, statt den reichlich vor-

handenen, tiefgründigen, gelben Tonboden für seine Versuche zu wählen, auf dem, wie wir uns nachher vielfach überzeugen konnten, Baumwolle von tadelloser Qualität vortrefflich gedieh.

Die vorher schon erwähnte Zuckerrohrplantage erweckte mein besonderes Interesse. Mit zuvorkommendster Freundlichkeit empfing mich der Besitzer derselben, ein alter Araber, als ich mit dem jetzigen Leiter des Bezirksamts zu ihm herausfuhr. Etwa 9—10 ha Landes waren mit Zuckerrohr bepflanzt und gediehen ohne alle Bewässerung, wenn auch nicht gerade übermäßig üppig. 6 Jahre lang trägt das Rohr nach Angabe des Besitzers, ohne eine andere Bearbeitung, als daß Laub und Spitzen des Rohres zwischen den etwa $1\frac{1}{2}$ m voneinander entfernten Reihen liegen bleiben, um so die Entwicklung des Unkrautes zu hindern, bis neue Schößlinge aus den Wurzelstöcken des Rohres aufschließen und dann erst untergehackt werden. Fünf Ernten werden ohne Neuanspflanzung vom Boden gewonnen. Vier Monate etwa dauert die Kampagne bis Ende Oktober. Übermäßig sorgfältig war weder die Kultur noch die Ernte. Als ich mit dem Besitzer die abgeernteten, dicht bei der sogenannten Fabrik gelegenen Felder besichtigte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß seine Leute schlecht geerntet hätten, indem sie oft $\frac{1}{2}$ m lang das Rohr hatten stehen lassen, während notorisch gerade die der Wurzel nächsten Stengelteile am zuckerhaltigsten zu sein pflegen. Jetzt sah er selber das Unrecht ein und suchte nun durch Schelten und Schimpfen auf seine Leute das Versäumte nachzuholen, während er offenbar bis dahin kaum auf die eigenen Fehler hinaus-
Felder
 gekommen war, sondern träge und indolent alles seinen Sklaven und Arbeitern überlassen hatte.

Die Fabrik selbst war primitiv genug. In einem offenen, weiten Schuppen war eine kleine Rohrmühle aus drei eisernen, aufrecht stehenden Walzen aufgestellt, die durch direkten Antrieb mittelst langer Zugbäume in Bewegung gesetzt wurde. Etwa 20 Neger, darunter zur Hälfte Weiber, zogen und schoben an den Zugstangen des Göpelwerkes unter ständigem Singen wie in einem Karussell gleichmäßig herumlaufend. Fast alle waren es die Sklaven des Arabers und ließen sich die Arbeit nicht übermäßig sauer werden.

Nur ein einziger Rohrstengel konnte immer zwischen die Walzen gesteckt werden, gerieten einmal zwei Stengel gleichzeitig hinein, so stockte die ganze Geschichte, ein Beweis, wie unendlich wenig leistungsfähig diese, mit großem Aufwand von Menschenkräften betriebenen Mühlen sind. Der Saft, der aus dem anscheinend völlig ausgereiften und sehr süßen Rohr gewonnen wird, läuft durch eine offene Rinne in einen großen, flachen Kupferkessel von etwa $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser und zirka 40 cm Tiefe. Unter Zusatz von etwas Kalk, der an Ort und Stelle selbst gebrannt wird, und nach oberflächlichem Abschöpfen des schmutzigen Schaumes wird die so am offenen Feuer eingedickte Masse in Blecheimer gegossen, in denen sie mit allem darin enthaltenen Sirup erkaltet und erstarrt und dann zum Verkauf fertig ist. Diese festen Zuckerklumpen von etwa 48 Pfund Gewicht wurden an Ort und Stelle für 3 Rupies verkauft, so daß der Zentner einen Preis von 6 Rupies oder 8 Mk. hatte, was in Anbetracht der Qualität gewiß als lohnender Preis bezeichnet werden kann.

Nach den Berechnungen, die ich mir nach den Angaben des Besitzers zusammenstellen konnte, wird der

Ertrag der ganzen Plantage etwa 1400 solcher Zuckerblöcke betragen; das wären etwa 37 Doppelzentner pro Hektar abgeernteten Rohrlandes. Auch wenn man berücksichtigt, daß die ganze Melasse mit in der Zuckerernte enthalten ist, ist der Ertrag bei der primitiven Form der Verarbeitung und Kultur immerhin nicht schlecht, und man könnte sicherlich diese Anpflanzungen ertragreich machen, wenn vernünftige Fabrikeinrichtungen zur Zuckergewinnung vorhanden wären.

Dabei denke ich nicht an große Zentralfabriken, wie sie anderswo bestehen, sondern meine, auch ein Europäer, der hier in kleinerem Umfange Zuckerrohrbau etwa als Nebenkultur betreiben wollte, könnte, wenn er, statt Hunderte von Arbeitern bei unpraktischer, kostspieliger Arbeitsweise zu beschäftigen, mit Dampf betriebene, einfache Pressen und Kochapparate aufstellen wollte, bei rentablem Transport des Rohres mit Feldbahnen und nicht auf den Köpfen der Neger gute Geschäfte machen. Denn für diesen wohlschmeckenden, wenn auch nach unseren Begriffen unreinen Zucker ist bei der Vorliebe des Negers für alle Süßigkeiten in der eigenen Kolonie ein weites Absatzgebiet vorhanden, das mit zunehmender Bevölkerung und wachsendem Wohlstand immer größer werden wird.

Die Araber sollen freilich schlechte Geschäfte mit ihren Fabriken insofern machen, als sie indolent und träge sind und gar nicht daran denken, die Kultur zu verbessern und ihre Produkte rentabel zu verwerten. Sie stecken, wie mir der Bezirksamtmann sagte, überall in den Händen der wucherischen Inder, die ihnen Geld vorschießen, bis sie so tief in die Schulden hineingeraten, daß sie eigentlich nur noch als Zinsflaven für den Inder arbeiten.

Hätten sie nicht von altersher ihre Sklaven, deren Unterhalt so gut wie gar nichts kostet, so hätten sie längst vor der Scholle weichen müssen, wenn nur Ersatz für sie vorhanden wäre.

Es ist ein trauriges Verhängnis, daß diese stolze Menschenklasse, die früher die Träger der Kultur in Ostafrika war, wenn sie auch teilweise durch schändlichen Menschenraub und ihre unmenschlichen Sklavenjagden das Land ruinierte und entvölkerte, jetzt dem wirtschaftlichen Ruin preisgegeben zu sein scheint. Sie sind nicht gewöhnt, selbst zu arbeiten, und die Sklaverei schwindet allmählich. Neue Sklaven können sie nicht gewinnen, und zu wirtschaftlicher Verwendung freier Arbeiter fehlt ihnen, wie es scheint, die nötige Energie.

Als ich auf der Heimkehr von der Plantage mit dem Herrn Bezirksamtman durch die saubere und gutgebaute Eingeborenenstadt fuhr, hielten wir vor dem Hause eines der würdigsten Repräsentanten der alten Araberfamilien, weil mich mein Gastfreund auch mit ihm bekannt machen wollte. Ein alter, hochgewachsener Mann mit langem, weißem Bart trat aus dem Hause heraus, in seinem weißen Kaftan und seinem buntpfarbigen Turban, den silberverzierten Gürtel mit dem krummen, silberbeschlagenen Dolch umgeschnallt, eine würdige Erscheinung. Er begrüßte mich in der höflichsten und unterwürfigsten Weise, als mein Begleiter ihm mitgeteilt hatte, was ich sei und was mich hierher getrieben. Da wir nicht aussteigen und in sein gastliches Haus eintreten wollten, hielt er uns im Wagen fest, bis wir den von einem seiner Diener auf großem, silbernem Präsentierbrett von schöner indischer Arbeit in kleinen Porzellantassen gebotenen, vortrefflichen Kaffee genommen und von den kandierten Früchten ge-

nossen hatten, die uns ein anderer Diener ebenso vornehm kredenzte.

Schade, daß wir diese Art Menschen zum Aufbau der Kolonie nicht mehr verwerten können. Denn die Geschichte des Aufstandes hat gelehrt, daß sie, einst die erbitterten Feinde der Deutschen, jetzt treu zu ihnen halten, weil sie ihre überragende Macht und Intelligenz kennen und achten gelernt haben.

Um Rufiji.

Die Vorbereitungen zu dem kurzen Ausflug in das Rufijital nahmen verhältnismäßig wenig Zeit in Anspruch. Das Kommando der Schußtruppe in Dar es Salam hatte mir leihweise Zelte und Küchenkasten, Feldbett, Tisch und Stühle zur Verfügung gestellt; alles andere sollten wir in Mohoro uns beschaffen, von dem man in Dar es Salam meinte, daß es gut verproviantiert sei. Aber der Herr Bezirksamtman, der die Stelle nur in Vertretung des abwesenden Beamten verwaltete, sollte in den nächsten Tagen abgelöst werden und hatte infolgedessen seine Vorräte in Speisekammer und Keller stark vermindert, er machte deshalb ein bedenkliches Gesicht, als Herr John Booth einfach in seine Vorratskammer eindrang und alles, was an Konservenbüchsen entbehrlich zu sein schien, ihm unter den Händen wegnahm. Mehl und Reis, Tee und Zucker konnten wir in den Inderläden des Dorfes kaufen, und frisches Fleisch, Geflügel usw. hofften wir selbst in dem vom Aufstand verwüsteten Gelände noch immer finden zu können.

Vielmehr als um uns selbst bemühten wir uns am Tage vor unserer Abreise als Proviantmeister für die dort einquartierten Marinemannschaften. Es war leider die irrtümliche Nachricht mit der Post gekommen, daß das Reichsmarineamt es ablehne, den gelandeten Mannschaften des Kriegsschiffes die Kriegsverpflegungs-

gelder zu zahlen, so daß die Leute auf die üblichen 1,10 Mk. pro Tag angewiesen waren, dafür aber bei allem Mangel an Fürsorge absolut nicht imstande waren, sich zu unterhalten. Die Not war groß, und wir machten deshalb noch am Nachmittag Pläne, wie man mit den geringen vorhandenen Geldmitteln eine angemessene Verpflegung der Leute durchführen könne. Fleisch war freilich leidlich billig zu haben, aber an Brot, Kaffee usw. mangelte es und trotz allen Hin- und Herrechnens war für den einzelnen, des Landes und der Gebräuche unkundigen Matrosen mit der spärlichen Besoldung kaum auszukommen. Wir nahmen deshalb den Unteroffizier mit und instruierten ihn, wie er beim Einkauf im Großen und gemeinsamer Organisation der Verpflegung imstande wäre, noch einige Groschen für Tabak und Spirituosen für die Mannschaften zu erübrigen. Einen großen Block Zucker der oben beschriebenen Art und einen Sack Reis und Mehl stifteten wir selbst den tapferen Kriegerern. Zum Glück kam wenige Tage nachher die Nachricht, daß die Mannschaften die Kriegsverpflegungsgelder erhalten würden, so daß alle Not bald überstanden war.

Am frühen Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, hockten Duzende von schwarzen Trägern vor dem Gebäude des Bezirksamtes und warteten geduldig, wie viel von ihnen man für die Reise (Safari) beanspruchen würde. Etwa 24 Träger und Boys waren notwendig, um meinen Reisegefährten und mich auf dem Kriegspfade zu begleiten und uns mit dem „Notwendigsten“ zu versehen. Ein alter, weißbärtiger Askari eröffnete den Zug. Ein, mit langer Flinte bewaffneter, leichtfüßiger Araber ging ihm zur Seite, um ihm den Weg zu zeigen, und sechs weitere Askaris wurden uns vom Bezirksamt

mitgegeben, um eventl. gegen alle Angriffe durch feindliche Streifkolonnen gesichert zu sein.

So ging es gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr bei herrlichem Wetter hinaus in die sonnenbeschienene, weite Steppe. Mein erster Marsch in das Innere Afrikas! Froh bewegt trat ich ihn an. Nicht nur das eigenartige solcher Reise trug zu der freudigen Erregung bei, mich bewegte auch die Sehnsucht nach langer Trennung den einzigen Sohn wiederzusehen, der wenige Tagemärsche stromaufwärts schwere Kämpfe gegen die Aufständischen erfolgreich geführt hatte und aller Voraussicht nach noch monatelang den Kampf in der Wildnis und gegen die Wilden fortzuführen hatte.

Durch völlig ebenes Gelände zog sich unser Weg durch die fruchtbaren Marschen des Niederungslandes dahin. Überall sah man die Spuren der deutschen Herrschaft. Anfangs war durch die sumpfigen Stellen hindurch ein breiter Fahrweg geschüttet, auf dem freilich bisher noch wenig Fuhrwerke verkehrten, da es an Ansiedlern und an brauchbaren Zugtieren fehlte. Dann wurde der Weg enger, aber aus dem einfachen, schmalen Negerpfade, auf dem die Schwarzen im Gänsemarsch bei allen ihren Reisen sich zu bewegen pflegen, war ein zirka 2 m breiter Weg gemacht worden, um das in dem hohen Grase sonst überaus unbequeme Reisen zu erleichtern. Aber mit der Bequemlichkeit auf dem neuen Wege hatte es seine eigene Bewandtnis, denn die harten Tonschollen, welche die Arbeiter beim Ausheben der Seitengräben auf die Mitte des Weges geschaufelt hatten, machten das Marschieren darin beinahe unmöglich und das Ergebnis war, daß in den meisten Fällen die ganze Karawane neben dem angelegten Wege

sich einen neuen Fußpfad getreten hatte, auf dem wir uns in endlosem Zuge trotz Sonnenbrand und Hitze mit schnellen Schritten fortbewegten.

Kein Wunder, wenn die schwarzen Einwohner der zahlreichen Dörfer nicht gerade besonders erfreut waren über die Zwangsarbeiten, die sie unter Leitung ihrer Dorfältesten (Gumben) auf Anregung des Bezirksamtes an diesen Wegen zu leisten hatten, deren Nutzen ihnen vielfach noch nicht klar gemacht werden kann.

Das Land, das wir durchzogen, war fruchtbarer, tiefgründiger Aueboden, der zwar hier und da etwas sumpfig und mit saurem Humus bedeckt erschien, meistens aber wertvolles Kulturland und dabei verhältnismäßig gut bebaut war.

Während der ersten Wegstunden glaubte man auf einer langen Dorfstraße zu wandern, da immer wieder die leichten, viereckigen Hütten zwischen den gut bestellten Mais-, Mohogo- und Mtamafeldern an der Straße entlang standen. Schöne Mangobäume, zum Teil von gewaltigem Umfange, beschatteten die verschieden großen Hütten, deren Wände meist aus dünnen Stangen und starkstengligem Hirsestroh hergestellt und mit Lehm beworfen waren, während ein ziemlich steiles Dach aus Palmblättern weit über die Vorderfront nach der Straße zu hervorragte und so einen schattigen Vorplatz bildete, auf dem Männlein und Weiblein mit ihrem Nachwuchs hockten und neugierig zu den vorüberziehenden Fremden ausblickten. Die Männer traten meist unter dem tief herabhängenden Dach hervor und ließen, mit der rechten Hand an der Kopfbedeckung, ihr freundliches „Bambo Bwana“ erschallen, während die Weiber, an der Erde hockend, sich eher unseren Blicken zu entziehen suchten.

Neben den Feldern der Eingeborenen, unter denen auch einzelne größere wohlbestandene Baumwollkulturen uns besonders interessierten, kamen wir an einer vorzüglich gepflegten Zuckerrohrplantage eines Arabers vorbei. Bananen waren am Wege gepflanzt, und eine dichte Hecke von stacheligen Ananasbüschen, mit leider erst halbreifen Früchten besetzt, grenzten die Pflanzung nach dem Wege zu ab. Alles machte den Eindruck, als ob die Arbeit der Eingeborenen sich hier reichlich lohnte und sie bei einigem Fleiß sehr leicht imstande sein würden, auch Produkte für den Weltmarkt in größeren Mengen zu liefern. Hier führend und fördernd in rechter Weise einzugreifen, wird und muß eine dankenswerte Aufgabe der Regierung und ihrer Wirtschaftsinspektoren sein. Jetzt waren naturgemäß die Felder nur von geringem Umfange und nur in nächster Nähe ihrer Hütten angelegt, während dahinter das 2 bis 3 m hohe Gras der Steppe wogte, aus dem nur hier und da vereinzelt Gebüsch und Laubwald hervorragten. Die Hauptarbeit der Bewohner schien jetzt noch darin zu bestehen, müßig vor ihren Hütten herumzusitzen und den Tag zu verträumen.

Je weiter wir kamen, um so spärlicher wurden die Kulturflächen, um so seltener und einfacher die Hütten. Auch schien mir Haltung und Kleidung der Bewohner weit weniger günstig, als in der Nähe des Regierungssitzes.

Etwa drei Stunden waren wir im heißen Sonnenbrand marschiert, und das Bedürfnis nach kurzer Rast machte sich nicht auch bei unseren schwarzen Trägern, geltend. In einem Dorfe, in dem etwa ein Duzend besonders stattlicher Hütten zwischen Mangobäumen und Kokospalmen um einen weiten Platz herum standen,

machten wir kurzen Halt. Schnell brachten die Eingeborenen aus den Hütten große tönerner, runde Gefäße mit Wasser heraus und stellten sie unseren Leuten zum Trinken hin, die mit Schöpflöffeln, aus der Schale der Kokosnuß mit langem Holzstiel gefertigt, daraus das „erfrischende“ Naß in langen Zügen tranken. Mit großem Geschick hatten die Askaris bald die langsam aufrückende Karawane geordnet, unsere Boys holten aus den Hütten einige Bettstellen (Kitanda) heraus, auf deren bastgeflochtenen Sizen wir es uns bequem machten, während sie selbst aus dem Frühstückskorbe einige Nahrungsmittel herausholten. Schöne Papayas, jene wohl-schmeckenden, melonenartigen Früchte, wurden von ihnen von den dicht vor uns stehenden Bäumen herabgeschüttelt und erfrischten uns wie die Milch einiger schnell geöffneten Kokosnüsse. Mein Boy, sonst nicht gerade das Muster eines umsichtigen Dieners, benutzte vorsorglich die Gelegenheit, von dem Jumben des Dorfes noch einige Hühner und sogenannte „frische“ Eier für billiges Geld einzukaufen, er zahlte, soviel ich mich erinnere, etwa 20 Pfg. für das Huhn, wenigstens gab ich ihm so viel, ob er sie richtig weitergegeben hat, erscheint mir nach späteren Erfahrungen mehr als zweifelhaft.

Nach kurzer Rast gings weiter, bis wir an den Rufiji kamen, über den wir in zahlreichen, im voraus heranbeorderten Einbäumen übersetzen mußten. Ein mächtiger, breiter Strom mit ziemlich schnellfließendem Wasser lag vor uns. Die weiße Sanddüne, die sich vor dem jenseitigen Ufer angesammelt hatte, hob sich wie leuchtender Schnee gegen das helle Grün der oben auf den hohen Uferborden üppig wachsenden Maisfelder wie der sie überragenden Mangobäume überaus wirkungsvoll

ab. Einige Krokodile, die träge in der Sonne lagen, wurden erst verscheucht, als unsere Askaris, die, kurz an eines der Boote angebunden, den mir mitgegebenen, leider nicht zu gebrauchenden Reitesel durch das Wasser schwimmen ließen, um jene gefräßigen Raubtiere von dem Esel fernzuhalten, wahre Salven dicht über die langen Ohren des erschreckten Tieres hinweg in das Wasser abfeuerten.

Nahе an dem hohen Ufer entlang führte unser Weg weiter in das Innere hinein. Nur vereinzelt Gruppen von Mangobäumen deuteten an, daß auch hier ehemals Ansiedelungen gewesen waren; jetzt schien seit längerer Zeit bereits das Gras der Steppe zum Alleinherrn jenes weiten, fruchtbaren Geländes geworden zu sein. Meilenweit dehnten sich diese Grasflächen aus, und ich staunte über die Zeugungskraft des Bodens, der jene gewaltigen Grasmengen alljährlich hervorzubringen vermag, die mindestens 2—3 m hoch und so dicht verwachsen sind, daß es schwer ist, in dieses Gewirr von harten Stengeln und Schlingpflanzen einzudringen. Nur durch die im Herbst bei eintretender Reife der Grasstengel angelegten Feuer vermag man einigermaßen den Boden für die spärlichen Kulturen der Eingeborenen frei zu machen, da ein Abernten dieser ungewöhnlichen Strohmassen noch unmöglich ist, die jeder notleidende deutsche Landwirt nur mit neidischen Blicken betrachten könnte.

Wir waren dem Ende der Trockenzeit nahe; das Gras war reif, aber trotzdem längst nicht abgestorben, sondern am Boden üppig grün und hätte für viele Tausende von weidenden Tieren reichliche Nahrung bieten können. Wo das Feuer an einzelnen Stellen das alte

Gras vernichtet hatte, war üppigstes, junges Grün aus dem steinhart getrockneten Boden emporgewachsen, und das Wild schien jene saftigen Weiden besonders aufzusuchen, wenigstens machten mich meine Begleiter mehr als einmal auf äsende Wilbrudel aufmerksam, denen wir aber nicht nahe genug kommen konnten, um sie beobachten oder gar als willkommene Jagdbeute für unsere Karawane erlegen zu können.

Viele Kilometer weit dehnte sich in kaum absehbaren Ebenen an beiden Ufern des Stromes jener tiefgründige, humose Alluvialboden aus, von dem ich fest überzeugt bin, daß er reiche Ernten an Kulturgewächsen tragen kann, sobald man gelernt hat, den klimatischen Verhältnissen entsprechend die richtigen Kulturen zur rechten Zeit zu beginnen. Darauf kommt es wohl in den meisten, sogenannten Steppen unserer ostafrikanischen Kolonie ganz besonders an. Denn bei der Kurzlebigkeit und Schnellwüchsigkeit der meisten Getreidearten, die unter tropischer Sonne noch schneller als bei uns gedeihen und reifen, dürften die natürlichen Niederschläge auch in jenen Gegenden zur Erzeugung reicher Ernten ausreichen, in denen sonst lange Trockenperioden die Kultur von Dauergewächsen unmöglich machen könnten. Es gilt nur, genau zu beobachten, wann die beste Zeit der Aussaat ist, um eine reiche Ernte zur Reife und trocken einbringen zu können. Die geradezu üppige, natürliche, wilde Vegetation der Steppen, wie ich sie hier tagelang durchwandern konnte, liefert wohl den Beweis, daß Kulturgewächse mit kurzer Vegetationszeit hohe Erträge liefern könnten, wenn man jene Vorsicht walten läßt, von der ich eben gesprochen.

Baumwollfelder, deren manneshohe Stauden mit

zahlreichen Kapseln einer überaus feinen, langstapelichen Baumwolle behangen waren, lieferten den Beweis, daß diese, für Ostafrika in Zukunft wohl wichtigste Kulturpflanze im Rufijital eine fachgemäße Pflege sicherlich lohnen würde.

Die Reisfelder der Eingeborenen, die wir mehrfach passierten, waren längst abgeerntet, aber die Strohbüschel, die noch aus den jetzt hart gewordenen, zur Regenzeit wohl tief aufgeweichten Böden mehr als meterhoch emporragten, zeigten, daß auch jene wertvollste Getreideart, von der noch immer große Quantitäten zur Ernährung der Bevölkerung vom Ausland eingeführt werden müssen, hier im Überschwemmungsgebiet des Rufiji vorzüglich gedeiht. Auch soll die Güte des gewonnenen Kornes ebenso wie am Oberlauf des Stromes, wo besonders ausgedehnte Reiskulturen am Südabhange der Uheheberge vorhanden sind, eine ganz hervorragende sein, so daß die in bezug auf Reis als Feinschmecker ersten Ranges bekannten Inder den dort gewonnenen Qualitäten, wie mir Herr John-Booth bestätigte, den Vorzug vor allen anderen Reisarten geben. Auch diesen Fingerzeig sollte man benutzen, wenn man, hoffentlich recht bald, daran geht, diese weit ausgedehnten, fruchtbaren Prärien in europäischen Großkulturen zur Förderung der Kolonie nutzbar zu machen. Daß Mais und Bohnen, Hirse und süße Kartoffeln da, wo Reis und Zuckerrohr wachsen, ebenso üppig gedeihen, ist wohl selbstverständlich. Auch kleine Tabakfelder waren in der Nähe der Dörfer nicht selten. Die Blätter ihrer Stauden zeigten eine ungewöhnliche Größe, und für den nicht verwöhnten Geschmack der Neger soll auch die Qualität vollauf genügen, so daß gute Preise dafür erzielt

werden. Der Mais liefert zum mindesten zwei Ernten im Jahre, kann aber auch, wie es gerade in letzter Zeit geschehen ist, durch vorzeitig eintretende Ueberschwemmungen leicht vernichtet werden.

Mit solchen Gefahren für die Kulturen hat man aber allenthalben, zum Teil auch in den alten Kulturländern Europas, zu rechnen und wird darum nicht gleich jeden Kulturversuch für aussichtslos erklären können.

Die tief in den jetzt hart gewordenen, schlammigen Lehm Boden der Reisfelder eingetretenen Fährten der Milpferde, sowie die Wühlarbeit der Wildschweine zeigten auch, daß neben dem Elemente die tierischen Feinde der Kulturen mit in Rechnung gezogen werden müssen, und fast bei jeder größeren Reisschamba waren auf hohen Stangen Wächtersitze errichtet, von denen aus die Eingeborenen die gefährlichen Verwüster ihrer Kulturen zu verscheuchen und ihren Besitz auch sonst gegen räuberische Angriffe zu verteidigen suchten.

Für das Abschließen der zahlreichen Flußpferde waren die Eingeborenen den Europäern besonders dankbar, und den Kampf gegen die Wildschweine beginnt die Regierung jetzt systematisch aufzunehmen, wie ich später in Usambara bestätigt fand.

Wie weit die Ueberschwemmungsgefahren während der großen Regenzeit den Aufenthalt in diesen Niederungsgebieten dauernd gestatten, konnte ich nicht ermitteln, aber, da der Strom zwischen 3—4 und mehr Meter hohen, steilen Uferwänden schnell hinflutete und das ganze Tal ein verhältnismäßig starkes Gefälle zum Meere hat, so darf man wohl annehmen, daß die Wassermassen während und nach der großen Regenzeit schnell wieder abfließen. Andererseits müßte für Großkulturen die Möglichkeit, das

offenbar nahrhafte, mit tonigem Schlick gelb gefärbte Wasser des Flusses zur Bewässerung in Zeiten der Trockenheit zu benutzen, keine allzu großen, technischen Schwierigkeiten bereiten.

Nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse gelange ich aber zu dem Ergebnis, daß diese weiten, baumlosen, leicht zu kultivierenden Prärieböden in erster Linie für europäische Großkulturen in Anspruch genommen werden sollten.

Eingeborenenkulturen sind sicherlich am Platze, wo eine zahlreiche und an Ackerbau und landwirtschaftliche Arbeit mehr gewöhnte Bevölkerung vorhanden ist und wo es gilt, sie aus ihrer natürlichen Trägheit aufzurütteln und zu veranlassen, mehr als für den eigenen Bedarf zu produzieren und Verkaufsprodukte an den Markt zu bringen, die Gegenstand des Welthandels sein können.

Ostafrika scheint mir dafür in vielen Gegenden noch nicht reif zu sein. Wo die Vorbedingungen gegeben sind und ein verständiges Regierungspersonal in der Lage ist, erzieherisch auf die Eingeborenen einzuwirken und dafür zu sorgen, daß sie gleichartige Qualitäten ausfuhrfähiger Produkte herstellen, würde die Schaffung eines solchen selbständigen schwarzen Bauernstandes gewiß hoch erfreulich sein. Aber gerade in den küstennahen Gebieten, auf die sich bei dem Fehlen leistungsfähiger Transportstraßen die koloniale Arbeit vorläufig konzentrieren muß, ist in Ostafrika die Bevölkerung vielfach nur dünn gesät. Die ewigen Sklavenjagden der räuberischen Araber haben die Volkszahl in erschreckender Weise vermindert. Die Mischlingsrassen, die sich an der Küste erhalten haben, sind außerdem zu intensiver Arbeit wenig geneigt, weil die herrschende Suaheliklasse sich daran gewöhnt hat,

von Sklavenhänden die Arbeit verrichten zu lassen und selbst wenig Neigung zeigt, die eigenen Glieder fleißig zu gebrauchen. Der Zwang zur Anlage von „europäischen Kulturen“, von Baumwollfeldern, Sesam- und Erdnußkulturen, erregt aber bei diesen Elementen, selbst wenn der gouvernementale Druck nur leise und vorsichtig und mit Verständnis des Charakters der Neger geübt wird, doch, wie der Aufstand bewiesen hat, gar leicht Unzufriedenheit und Mißtrauen. Viele dieser Schwarzen, die ungern unter dem Druck ihrer Zungen und Ätzen größere Felder kultivierten, um aus ihren Erträgen später vielleicht — leider nicht immer — reichlichen Lohn für ihre momentan geleistete Arbeit zu erhalten, werden gegen entsprechend gute Löhnung, die ihnen wöchentlich oder monatlich die Früchte ihres Fleißes zeigt, bei angemessener Behandlung viel eher geneigt sein, auf europäischen Plantagen Arbeit zu leisten.

Bessere Geräte und verbesserte Arbeitsmethoden könnten und müßten aber hier den Bedarf an Arbeitskräften stark vermindern. Wenn jetzt der Neger neben demjenigen Felde, das er oder in vielen Fällen seine Frau mit der schweren Negerhacke zur Gewinnung von Reis, Mais, Hirse zc. bearbeitet, noch nennenswerte Flächen zur Baumwollkultur vorbereiten sollte, so würde das seine Kräfte oft in einer Weise in Anspruch nehmen, die ihm für seine bisherigen Lebensgewohnheiten unerträglich erscheint.

Man darf nicht vergessen, daß die Frau des Negers, die bisher die Hauptarbeit auf dem Felde zu tun pflegte, durchaus kein Faulenzerleben führt, sondern durch die Sorge für den „Haushalt“ oft mehr in Anspruch genommen ist, als man erwartet.

Sie hat zur Zeit der Aussaaten in den Morgenstunden das kleine Feld zu bearbeiten, sie muß vor allem das nötige Wasser für den Bedarf der Familie heranschaffen und das erfordert in jenen Gegenden, wenn die Häuser nicht nahe den fließenden Bächen und Strömen angelegt sind, oft ungewöhnlich viel Zeitaufwand. Es sind mir Fälle bekannt, wo die Negerfrauen einen täglichen Marsch von zwei bis drei Stunden zu machen hatten, um, wenn in der Trockenzeit in den primitiven Zisternen das Wasser versiegt ist, bis zum nächsten Flußlauf oder Bach zu gelangen und dort ihre großen tönernen Wasserkrüge zu füllen. Denselben weiten Weg mit der schweren Last auf dem Kopfe haben sie dann durch die Steppe zurückzulegen, und man kann sich nicht wundern, wenn sie nach solchen Tagesleistungen und nachdem sie daheim in großen Holzmörsern Mais und Hirse zu Mehl gestampft haben, die wenigen übrigbleibenden Stunden des Tages der Familie widmen, d. h., mit Mann und Kindern vor oder in der Hütte herumliegen. Daß viele von ihnen dann noch Bastflechteien aller Art machen oder Angelschnüre zc. spinnen, verdient alle Anerkennung.

Die Herren der Schöpfung sind viel eher zur Arbeit außer dem Hause disponibel, aber bei dem Geselligkeitstriebe, der sie auszeichnet, sind sie leichter geneigt, in großer Zahl bei gemeinsamer Arbeit unter Schwazzen und Singen sich zu beschäftigen, als einzeln auf ihren kleinen Feldern zu stehen und mit der schweren, langstielligen Hacke den Boden zu lockern und nachher von Unkraut zu reinigen. Ihnen besseres Gerät für die eigene Wirtschaft, wohl gar Zugtiere, Pflug und Egge zu überlassen, dürfte zurzeit in den meisten Gegenden zu früh

sein. Sie müssen erst auf den Plantagen lernen, mit solchen Geräten umzugehen, dort aber kann und muß man, wo die Gelegenheit geboten ist, zur Verwendung technisch vollkommener Hilfsmittel übergehen.

Im Rufijital sind dazu die Vorbedingungen gewiß gegeben. Ich sprach oben schon von der Pflugarbeit, die bei Mohoro und in der Baumwollschule des R.W.R. geleistet wird. Die Gegend ist frei von verderblichen Viehseuchen; Zugtiere können also gehalten werden. Aber zunächst müßte eine wesentliche Verbesserung der Rassen, Züchtung stärkerer und leistungsfähiger Rinder vorhergehen. Viel Zeit würde mit dieser Zucht oder der Akklimatisierung eingeführter Viehrassen vergehen, bis an eigentliche Großkulturen gedacht werden könnte. Es würden aber selbst bei Benutzung von Pflug- und Ackergeräten immerhin noch mehr Arbeitskräfte notwendig sein, als vorläufig vielleicht in jenen Gegenden beschafft werden können. Denn zu jedem Pfluge braucht man zurzeit noch 2—3 Leute, und die Leistungen sind immerhin verhältnismäßig gering. Man wird deshalb zur Dampfkultur übergehen müssen, um Menschen und Arbeitstiere sparen und den Boden gleichzeitig besser bearbeiten zu können. Der weite, steinlose Prärieboden bietet dazu gerade in den Alluvialebenen des Rufijis vortreffliche Gelegenheit.

Ausgezeichnetes Baumwollland ist, wie ich mich mit meinem Reisebegleiter persönlich überzeugen konnte, in der Nähe des Stromes vorhanden, wenn auch nicht all der schwarze, tiefgründige Boden den Anforderungen an bestes Baumwollland genügen dürfte. Im Innern, d. h. einige Kilometer von der als Transportmittel noch nicht zu entbehrenden Wasserstraße, sind, wie mir nachträglich

berichtet ist, sehr viel ausgedehntere Flächen solchen erstklassigen Bodens zu finden.

Da die Anlage von Verarbeitungs- und Aufbereitungsmaschinen zur Herstellung größerer exportfähiger Quantitäten schwer für die zerstreuten Kleinsiedlungen beschafft werden kann, würden europäische Plantagen, die mit den modernen Hilfsmitteln der Technik hier ihre Arbeit beginnen wollten, sicherlich am besten am Platze und zugleich in der Lage sein, auch die Produkte der Eingeborenenstämme zur weiteren Bearbeitung aufzukaufen und mit Nutzen weiterzugeben. Nur wenn große Mengen von Baumwolle und sonstigen Landesprodukten zur Ausfuhr gelangen können, wird auch das Interesse unseres Großkapitals an der Entwicklung unserer Kolonie erweckt und rege gehalten werden können. Die Zeit, den Anfang zu solcher Entwicklung zu machen, scheint mir gekommen, und neben anderen vortrefflich geeigneten Landstrichen sollte dabei die Rufijiebene mit ihrer schönen, leistungsfähigen Wasserstraße recht bald ins Auge gefaßt werden.

Doch ich bin da weit abgeirrt von dem schmalen Negerpfade, auf dem unsere Karawane sich durch die wogende Graswüste hindurch schlängelte. Ich werde später bei Besprechung der Baumwollkulturen auf jene Fragen, die ich damals mit meinem liebenswürdigen Reisebegleiter immer und immer wieder erörterte, noch einmal zurückzukommen haben.

In Ndunde, einem schönen Dorf an dem Ufer des Rufiji, schlugen wir unser erstes Nachtquartier auf. Bereits vor dem Dorfe kamen uns Boten entgegen, die mir die Nachricht brachten, daß ein Unteroffizier mit einem halben Duzend Askaries mir von meinem

Sohn zur Bedeckung entgegen geschickt sei. Auf dem weiten Dorfplatze, der in der Nähe der Wohnung des arabischen Alkiden von mächtigen Bäumen beschattet war, flatterte, als wir näher kamen, bereits das kleine schwarz-weiß-rote Fähnlein über dem Zelt, in dem der Unteroffizier sein Quartier aufgeschlagen hatte. Auch einen guten Mascatesel als Reittier und reichlichen Proviant an Wildbraten und Geflügel hatte man mir fürsorglich entgegengeschickt. Schnell wurden auch unsere Zelte im Schatten der Bäume aufgeschlagen, und nach kurzer Rast, während deren unsere Boys uns halfen, den äußeren Menschen wieder zu reinigen und die durchgeschwitzten Kleider zu wechseln, konnten wir uns unter den Wipfeln prächtiger Kokospalmen zum lecker bereiteten Mahle an dem gedeckten Tisch niederlassen, zusammen mit dem Sergeanten, dessen vortreffliche Eigenschaften ich in den nächsten Tagen mehr als einmal bewundern konnte. Das Mahl war gut, das Selterwasser, das unsere Boys, schnell mit nassen Lappen umwickelt, in den kühlenden Wind gehängt hatten, war leidlich frisch.

Als wir nachher, im Liegestuhl vor den Zelten sitzend, den schönen Abend genossen und das bunte Treiben unserer Leute beobachten konnten, die laut schwazend und lachend um die Kochfeuer herum hockten, hatte ich die Empfindung, daß das Reisen in der afrikanischen Steppe mit solchen Bequemlichkeiten seine ganz besonderen Vorzüge hat. Wenn auch das Marschieren im heißen Sonnenbrand weniger angenehm sein mag, als das bequeme Fahren im D-Zug deutscher Eisenbahnen, so sind diese Nachtquartiere im eigenen Zelt, fern von aller Kultur, umgeben von einem eigenartigen Naturvoll und einer herrlichen Natur, doch von ganz anderem Reiz, als die Ruhe in den noch

so bequem eingerichteten großstädtischen Hotels der Gegenwart.

Ich glaube, jeder, der das Glück gehabt hat, solche Abende in der weiten, unendlichen Steppe zu verleben, wird mir zugeben, daß sie unvergleichlich schön sind und daß man dafür gern alle sogenannten Bequemlichkeiten und Unnehmlichkeiten des modernen Kulturlebens hingibt.

Meinem Reisebegleiter, dem diese Freuden des Lebens im Zelt seit Jahrzehnten bekannt waren, der sie aber gleich mir, dem unerfahrenen Neuling, immer wieder mit vollen Zügen genoß, waren aber gewisse unbequeme Beigaben des heutigen Lagers viel unangenehmer als mir. Er hatte den Ort des Lagers gleich nicht gutgeheißen. Aber erst als gegen Abend der Wind wie gewöhnlich umschlug und statt von der See vom Lande her wehte, empfand auch ich es, daß unsere Zelte in unmittelbarer Nähe eines geräumigen Ziegenstalles aufgeschlagen waren, von dem nicht bloß das Meckern und Blöken der Ziegen und Schafe herübertönte, sondern vor allem auch ein recht penetranter Geruch unsere Riechorgane belästigte.

Trotzdem hatte dieser Ziegenstall mein besonderes Interesse erregt. Er ist, wie ich das nachher recht häufig gefunden habe, als Pfahlbau errichtet, d. h., er ruht auf etwa $1\frac{1}{2}$ —2 m hohen Pfählen aus hartem Eisenholz. Darauf ist der Stall aus Stangen zusammengezimmert. Auch der Boden besteht ausschließlich aus etwa armdicken Rundhölzern, und eine ziemlich steile Rampe leitet die 30—40 Ziegen durch eine kleine Tür in dieses sichere Nachtquartier. Durch die Ritzen zwischen dem Bodenbelag fällt der Dünger hindurch; die Tiere selbst liegen oben trocken und reinlich.

Unten häuft sich aber immer mehr die Masse der kleinen Rosinen an, die hier leider nicht als düngende Substanz die Bewertung finden, die man ihr daheim gern zuerkennen würde. Die Ställe haben den doppelten Vorzug, daß, wenn man die Laufbrücke wegnimmt, die Tiere in ihrer erhöhten Behausung einigermaßen sicher sind vor den Angriffen der Leoparden und lustig und trocken liegen. Das ist, wie mir nachher der Akide des Dorfes erzählte, für die Regenzeit von besonderer Bedeutung, weil die weidenden Tiere den ganzen Tag über in dem nassen Tonboden herumkneten und gar leicht an einer Klauenfäule leiden, die sie zugrunde richten würde, wenn sie nicht während der Nacht trocken und lustig untergebracht werden.

Der Anblick der feisten Tiere mit ihren glänzenden Fellen und reichlichem Nachwuchs bestätigte mir aber, daß hier die Zucht dieser nutzbaren Haustiere jedenfalls auch landwirtschaftlich ein vorteilhaftes Unternehmen sein müßte. Auch die wenigen Fettschwanzschafe, die der kleinen Herde beigemischt waren, zeigten sich in vortrefflichster Beschaffenheit. Da nach den Versicherungen der Eingeborenen verderbliche Seuchen und Krankheiten unter den Tieren nicht bestehen, und die unabsehbaren Grasflächen reichliche und nahrhafte Weide jahrein jahraus bieten, so könnten Hunderttausende von Nutztieren vorläufig diesen Überfluß an saftigen Gräsern ausnützen und in Ziegen- und Lammfellen wertvolle Exportartikel liefern, selbst wenn das jetzt besonders hochgeschätzte Fleisch bei reichlicheren Viehbeständen nur mit geringem Gewinn abzusetzen wäre.

Der Rindviehbestand des Dorfes war leider wie derjenige der ganzen Gegend minimal. Nur etwa sechs

kleine Zeburinder wurden am Abend in eine von hohen, eingerammten Pfählen umgebene Boma eingetrieben. Auch sie waren wohlgenährt, und ihr saftiges Fleisch würde sicherlich auch für die Ausfuhr nach den ostafrikanischen Hafensplätzen des Südens, wie nach Zanzibar und Mombasa leichten Absatz finden können.

Europäer, die sich hier ansiedeln, würden wohl gut tun, auch Trockenfutter herzustellen, um wertvollere Tierbestände während der schlimmsten Regenzeit im Stalle oder im offenen Schuppen halten und vor Krankheiten bewahren zu können.

Die Spitzen der reifenden Maispflanzen und das junge Gras der eventl. zu verbessernden Weiden könnten leicht getrocknet werden und würden wahrscheinlich, auf dem Wasserwege versandt, selbst einen lohnenden Exportartikel nach den futterarmen Häfen an den Küsten des indischen Ozeans liefern können.

Am nächsten Morgen sandte ich meine Askaris aus Mohoro samt dem kleinen, bisher nicht benutzten Esel wieder nach dorthin zurück. Der Sergeant mit seinen Leuten übernahm die Führung der Karawane, und der prächtige Reitesel, dessen ich mich nunmehr zu erfreuen hatte, machte mir den Marsch des nächsten Tages noch wesentlich angenehmer, als den des vergangenen.

Wieder zogen wir durch gewaltige Grassteppen hindurch; gleichmäßig guter, rotschwarzer Boden, nur ausnahmsweise mit leichteren sandigen Stellen abwechselnd, schuf auch hier eine üppige Vegetation. Mehrmals hatten wir tiefeingeschnittene, kleine Täler zu passieren, in denen ziemlich breite Bäche ihr Wasser dem Rufiji zuführten. Zum Durchreiten waren sie zu tief und zu sumpfig, deshalb trugen uns stets einige kräftige Neger

auf ihren Schultern hindurch. Für einen lebhafteren Verkehr würden solide Brückenbauten hier wohl das erste Erfordernis sein.

Die Gegend war weniger dicht bevölkert, so daß Raum für zahlreiche Ansiedelungen im Überfluß vorhanden ist.

Etwa 30 km legten wir bis gegen Mittag zurück, und viele Kilometer weit dehnte sich die fruchtbare Ebene zu beiden Seiten unseres Weges aus, so daß viele tausende Hektar ertragfähigsten Bodens hier der Kulturarbeit harren.

Gegen Mittag kamen wir in Ripei, einem auf dem hohen Uferrand des Flusses gelegenen kleinen Dorfe an. Hier sollten wir rasten und die Karawane meines Sohnes erwarten. Sein Boy, auf den Namen „Hans“ lauschend, vortrefflich geschult und ausgezeichnet deutsch sprechend, kam mir bereits am Eingang des Dorfes entgegen; eine große arabische Kanne voll frischer Milch hatte ihm der Altkide des benachbarten Dorfes als Gastgeschenk für mich mitgegeben. Ich ließ es aber vorläufig im Stich und ritt, von ihm begleitet, der nahenden Truppe entgegen. Wenige hundert Schritte hinter dem Dorfe trafen wir uns; mitten in einem großen abgeernteten Reisfelde fielen wir uns auf afrikanischem Boden in die Arme. Ich brauche die Freude nicht zu schildern, den einzigen Sohn nach langer Abwesenheit unter schweren Kämpfen mitten im Feindeslande gesund und munter, wenn auch in zerfetzten Kleidern und mit wundgelaufenen Füßen, in meinen Armen halten zu können. Der ganze Nachmittag gehörte der Freude des Wiedersehens und ward natürlich ausgefüllt mit Erzählungen und Fragen nach der Heimat und nach dem, was in den letzten Wochen

hier geschehen und geleistet war. Wir hatten bereits in Mohoro durch den Bezirksamtman und nachher auf dem Marsch durch den Sergeanten, der in all den Gefechten der letzten Wochen sich vortrefflich bewährt hatte, von den Schwierigkeiten und Strapazen der Kämpfe gehört, die hier zur Sicherung der Rufijilinie von einem kleinen Häuflein Marinamannschaften und zirka 30 Askaries Tausenden von Shenzis gegenüber ausgefochten werden mußten. Wochenlang hatte die kleine Schar fast ständig zu kämpfen gehabt, zum Glück ohne eigene, schwere Verluste; nur ein einziger Matrose war an der Seite meines Sohnes erschossen worden, aber Hunderte von Schwarzen hatten ihr Leben bei den Kämpfen lassen müssen. Mehr als 30 Neger, die seine sichere Büchse niedergestreckt hatte, konnte mein Sohn, so schmerzlich es ihm natürlich war, selbst auf seine Schußliste setzen.

Doch all diese kriegerischen Unternehmungen, die Ursachen des Aufstandes und die Möglichkeit, solchen Unruhen zu begegnen, will und kann ich in diesen, mehr der wirtschaftlichen Bedeutung des Landes gewidmeten Zeilen nicht schildern.

Noch viele Monate hat der Kampf in diesen Gegenden gedauert, wenn auch die spätere Arbeit mehr eine Friedensarbeit war, und eine verständige Rückführung der aufgeregten Bevölkerung zu friedlicher Arbeit die Haupttätigkeit der nächsten Monate darstellte. Zum Glück hatte das scharfe und schnelle Vorgehen gegen die vom Süden über den Rufiji herüberdrängenden, auf-rührerischen Horden und die schnellen Erfolge der deutschen Waffen dahin geführt, daß die am nördlichen Ufer des Stromes wohnenden Stämme treu blieben und dem kleinen Häuflein, das weit ins Innere vorgeschoben,

monatelang kaum Verbindung mit der Außenwelt halten konnte, das Leben leichter machten.

Die Bewohner von Ripei kamen am Abend in ihren langen, weißen Hemden, um mir ihre Hulldigung darzubringen, da ihnen mein liebenswürdiger Reisebegleiter auseinandergesetzt hatte, daß ich als Vater des von ihnen geachteten und gefürchteten Leutnants besonders vom Kaiser geschickt sei, um mich zu überzeugen, daß sie auch treu ihre Pflicht erfüllten. Sie mochten mich wohl für einen besonderen Oberhäuptling halten, denn die Definition meiner Eigenschaft als Vizepräsident des Reichstages, die ihnen John Booth zu geben versuchte, indem er ihnen auseinandersetzte, daß ich in der großen Volksversammlung oben auf dem großen Stuhle säße, mag ihnen wohl nicht voll den Begriff des Leiters einer deutschen Volksvertretung gegeben haben.

Den Abend benutzten wir noch, um, am hohen Ufer des Flusses entlang schlendernd, einige mächtige Krokodile zu erlegen, die auf den Sandbänken im Flusse träge ihre Zeit verträumten. Die meisten verschwanden, wenn die Kugel sie getroffen, im Wasser, aber am nächsten Morgen lagen vier dieser scheußlichen Ungeheuer, jedes etwa 3 m lang, oben am Ufer, wohin die Neger sie geschleppt hatten, den Rachen weit aufgesperrt und die mächtigen Eckzähne mit leeren Patronenhülsen dekoriert. Das größte der Tiere war mit einem einzigen Schuß durch die Wirbelsäule direkt aus dem Schlafe ins Jenseits befördert und rührte sich nicht von der Stelle, nur klappte der gewaltige Rachen mehrmals fast rechtwinklig auf, um dann mit scharfem Krachen wieder zusammenzuschlagen. Das Tier mochte mehr als 4 m von der Schwanzspitze bis zur Schnauze messen. Die unheimlichen Gesellen

sind so zahlreich hier vorhanden, daß die Neger stets nur mit großer Vorsicht sich dem Ufer nähern, und die Weiber, wenn sie Wasser schöpfen wollen, meistens aus einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m herab mit Schöpflöffeln, die an langen Stangen befestigt sind, das Wasser in ihre Kalabassen füllen.

Den kleinkalibrigen Repetierbüchsen vermag aber der Panzer dieser Eidechsen nicht Stand zu halten, und die Kämpfe, die hier am Rufiji leider so manchem Schwarzen das Leben gekostet haben, haben auch ebenso viele Hunderte dieser räuberischen Eidechsen ins Jenseits befördert.

Nachdem wir unter demselben Zeltdach zusammen die Nacht verbracht und bis zur späten Stunde miteinander geplaudert hatten, brachen wir am nächsten Morgen in aller Frühe mit einem Teil der Karawane auf, um nach dem weiter im Innern gelegenen Nyamwiki, dem damaligen Standquartier des Expeditionskorps, zu reiten. Herr John Booth kehrte mit seinen Boys in einem großen Einbaum in schneller Fahrt den Strom herab nach Mohoro zurück, um noch genauere Studien über die Baumwollkulturen und die Erfolge der Baumwollschule zu machen, während wir den Sergeanten mit einem Teil der Askaris und meine Träger mit dem Auftrage zurückließen, außer den bereits in großen Haufen im Lager aufgeschichteten Vorderladern der benachbarten Ortschaften weitere Gewehre einzuziehen.

Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, setzten wir in kleinen Einbäumen über den breiten Strom und kletterten am jenseitigen Ufer empor, über dem einige stolze Borassuspalmen ihre Fächerkronen im Morgenwinde wehen ließen. Es ist ein eigenartig schöner Anblick, die mächtigen, schlanken Schäfte dieser Fächerpalmen empor-

ragen zu sehen, die in der Mitte sich verdicken und nach der kugelförmigen Blattkrone zu sich wieder verzüngen. Namentlich, wenn sie, so wie hier, in zahlreichen Einzel-exemplaren verstreut, sich scharf gegen den hellen Morgen-himmel abheben, machen sie einen wunderbaren, phan-tastischen Eindruck, den der Beschauer so leicht nicht vergißt.

Wir waren jetzt in Feindesland und Vorsicht um so mehr geboten, als die Grassteppe bald in einen mehr oder weniger dichten Buschwald überging, der mit hohem Gras und zahlreichen Schlingpflanzen durchwachsen, den Aufständischen die besten Verstecke zu heimtückischen Über-fällen bot. Es wurde also mit besonderer Vorsicht marschiert, und wo das trockene Gras zu nahe an den engen Negerpfad heranrückte, zündete der altbewährte Askariunteroffizier, der die Löte führte, auch ohne be-sonderen Befehl das Gras an. Mit unglaublicher Schnelligkeit breiteten sich die Flammen aus und schlugen, mit dichten Rauchwolken durchsetzt, viele Meter hoch zum Himmel empor, knisternd und prasselnd dehnte sich das Flammenmeer links und rechts von unserem Wege aus, und sorglos und ruhig konnten wir mit unseren Begleitern unsere Straße ziehen.

Das Landschaftsbild änderte sich bald. Der Boden ward hügelig und leichter. Nur in den Talsenkungen war der humose, schwarze Ton überwiegend, dort wucherte auch junges, grünes Gras, während auf den Höhen bald ein lichter Dornbuschwald sich ausbreitete, dessen Boden kahl und steinig ist, so daß von Weg und Steg nichts zu sehen war.

Nach mehrstündigem Marsch kamen wir in felsige Gegend, in der am Bergabhänge mächtige Steinblöcke

von scharfkörnigem Sandstein zerstreut lagen, die in jener steinarmen Tiefebene des Rufijis sicherlich als gutes Baumaterial in Zukunft Verwendung finden könnten. Vor wenigen Wochen hatte hier ein blutiger Kampf stattgefunden, bei dem Hunderte von Schwarzen, hinter jenen Steinen Deckung findend, plötzlich, zum Glück etwas voreilig, ihre mit Blei und Eisenstücken vollgepfropften Vorderlader gegen die heranrückende, kleine Schusstruppe abgefeuert hatten. Der unglückliche Matrose, den der Führer des Feindes offenbar für den Offizier gehalten hatte, war zum Glück das einzige Opfer dieses Überfalls, von einzelnen leichteren Verwundungen abgesehen. Ich sah mit eigenartigen Gefühlen die Stelle, wo der Boden das Blut des braven Deutschen getrunken hatte und sah den Felsblock, von dem die Kugel meines Sohnes den heruntergeschossen hatte, der in seiner Siegesfreude nach dem glücklichen Schuß auf den Stein heraufgesprungen war. Die messingbeschlagene Steinschloßflinte dieses Anführers habe ich mir nachher als Andenken mitgenommen.

Ich sah auch nachher den Baum, an dem einige Gefangene dieses Tages nach schnellem Urteil aufgehängt wurden, weil es der kleinen Truppe von 25 Mann natürlich nicht möglich war, umstellt von einigen hundert feindlichen Wilden, die mit der Waffe in der Hand Gefangenen noch weiter mitzuschleppen. Charakteristisch für die Lebensauffassung der Neger ist es, daß, als die Askaris jenen Unglücklichen halb scherzend ihr Todesurteil meldeten, sie nur fragten, ob das unabänderlich sei, dann aber, ohne zu klagen, in den Tod gingen und sich zum Teil selbst die Schlinge um den Hals legten. Sie, die sonst, solange sie den feindlichen Geschossen entgehen können, laufen, so schnell und so weit sie ihre Beine tragen können,

zuckten nicht mit der Wimper, als das Schicksal für sie unabänderlich schien. Der dem Mohammedanismus entstammende Fatalismus gibt ihnen die Kraft zu so heldenmütigem Tode.

Bald hinter jener Stätte dehnte sich ein weites Tal aus, in dem größere, sumpfige Weiher von saftigstem Grün umgeben waren. Ein kleines Bächlein speiste in raschem Lauf diese Teiche, sein Wasser war heiß, es entströmte in ungewöhnlicher Menge heißen Quellen, die am gegenüberliegenden Ufer unter einer üppigen Vegetation von Papyrusbüschen und Pandanuspalmen aus dem steinigen Boden hervorsprudelten. Sie mögen für die Zukunft einmal der weißen Bevölkerung des Rufijitales eine wertvolle Heilstätte werden.

Auf dem weiteren Marsche kamen wir an zahlreichen Spuren des Aufstandes vorbei. Eines großen prächtigen Dorfes entsinne ich mich besonders, dessen Bewohner den Deutschen treu geblieben waren und dafür von den anrückenden Shenzis mit dem Verlust ihrer Habe bestraft wurden. Eine ungewöhnlich breite, saubere Dorfstraße war auf beiden Seiten dicht mit großen Hütten bestanden, die jetzt alle geschwärzt und niedergebrannt waren, bis auf wenige, mit Lehm bedeckte Seitenwände, die noch den Grundriß der Häuser verrieten. Die schönen, zum Teil eigenartig verzierten, gebrannten Tongefäße zum Wasser schöpfen und Trinken lagen vor den Ruinen der Häuser zertrümmert herum, mit ihnen die mächtigen Mörser, in denen die Bewohnerinnen Mais und Hirse zu stampfen pflegten. Mitten in der Dorfstraße, wo sie sich zu einem großen Platz erweiterte, stand ein gewaltiger Affenbrotbaum von etwa vier Meter Durchmesser, dessen knorrige, wulstige Äste hoch überragt

wurden von dem glatten, schlanken Stamm eines wohl 40 Meter hohen, mächtigen, bis zur Krone abstufen Baumes, dessen Namen ich leider vergessen habe. Ungstlich flogen einige Tauben um die Hütten herum, und eine Herde von schreienden und schnell die Flucht ergreifenden Affen vollendete das überaus malerische Bild.

Als wir aus dem Dorfe wieder herausritten, traten einige Schwarze plötzlich aus dem dichten Gebüsch hervor und auf uns zu. Sie hielten meinem Sohn jeder ihren Zettel hin, auf dem vom Unteroffizier der Station bestätigt wurde, daß sie ihre 3 Rp. Strafgehalte bezahlt hätten, zu denen diejenigen Aufrehrerischen, die sich unterwarfen, gezwungen waren. Sie fragten demütig, ob sie ihre Hütten wieder aufbauen dürften und auch ihre Weiber und Kinder wieder zurückbringen könnten. Das wurde ihnen natürlich ohne weiteres gestattet, sogar der Wunsch ausgesprochen, sie möchten in vernünftiger Weise auch auf ihre Kameraden, die noch im Busch versteckt waren, Einfluß üben und sie zur Rückkehr und zur Wiederaufnahme der Feldarbeit bewegen.

Schon wollten wir weiter reiten, als uns die verlegenen Mienen der Leute veranlaßten, uns noch einmal zu ihnen umzuwenden. Auf die Frage, was sie noch wollten, antworteten sie mit der Gegenfrage, ob ihnen nicht der Bwana Kubwa Schakulla (Nahrungsmittel) und Saatkorn zur Wiederbestellung ihrer Felder anweisen lassen könnte, sie hätten nichts, um Frau und Kind zu ernähren. Das war eine heikle Frage, auf die, wie ich mich nachher überzeugte, allein die prompte Antwort paßte, die ihnen sofort gegeben wurde: „Ihr selbst habt die Hütten und Vorräte zerstört, was ich an Nahrung habe, brauche ich für die, die mir treu geblieben. Wollt

Ihr Korn, so kommt zur Boma und arbeitet dafür.“ Wie falsch es gewesen wäre, einer humanitären Regung folgend, den Leuten, die offenbar in Not waren, Unterstützung in Aussicht zu stellen, habe ich erst einige Tage später erfahren, als ich wieder in Ndunde im Schatten der Kokospalmen auf dem alten Lagerplatze saß und der Askide mich fragte, ob er und seine Getreuen denn nun auch vom Bwana Kubwa Schakulla und Reis bekommen würden. Er habe gehört, daß man den Aufständischen Saat Korn und Nahrungsmittel geben wolle; sie wären doch treu geblieben und hätten zum mindesten dasselbe Unrecht auf solche Geschenke.

Die Logik ist garnicht von der Hand zu weisen und allzu mitleidiges Nachgeben gegen die Not der Aufständischen hätte vielleicht manchen zu der Ansicht gebracht, daß es gar nicht so dumm ist, sich erst als Feind aufzuspielen und nachher den Unterhalt schenken zu lassen.

Nach etwa sechsstündigem Marsch kamen wir in Nyamwiki an, in dem Kriegslager, in dem die Truppe ihr festes Standquartier aufgeschlagen hatte, um von hier aus Streifzüge zu unternehmen und das Land zu beruhigen. Auf dem hohen Ufer eines breiten Nebenarmes des Rufijis war die Boma aus eingerammten Baumstämmen erbaut worden, rundum das Gelände von Gras und Buschwerk gesäubert und sturmfrei gemacht. Ein weiter Exercierplatz zur Einübung der zum Teil noch jungen Mannschaften war vor dem Eingangstor geebnet worden. Innerhalb des Pallisadenzaunes zogen sich, an denselben angelehnt, um einen viereckigen Platz herum die grasgedeckten Hütten der Askaris, die es sich mit ihren Weibern und den zu ihrer Bedienung mitgebrachten

Boys dort wohlgehen ließen. Zwei Zelte dienten den wenigen Europäern, die noch vorhanden waren, zur Unterkunft, ein drittes dem Kommandanten als Quartier. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen war über letzteres noch aus kräftigen Stangen ein grasbedecktes Dach erbaut, das vor dem Eingang des Zeltes eine breite, luftige Veranda freiließ, auf der wir nach dem langen Marsche einige Stunden behaglich verträumten und dem Treiben der Leute in dem kleinen Lager zuschauten. Neben dem Zelt war, da die Krokodile das Baden im Flusse nicht gestatteten, ein kleines Badehaus errichtet, in dem ein nicht allzugroßer Einbaum lag, und die Negerweiber beeilten sich, in schnellem Lauf mit ihren großen Kalabassen Wasser heranzuschleppen, um diese originelle Badewanne zu füllen, nachdem ihnen gesagt war, daß der „Bwana Kubwa Sana“, d. h., der ganz große Herr, also meine Wenigkeit, ein Bad zu nehmen wünsche.

Auf dem Kasernenhof waren einige der Askaris beschäftigt, die zahlreichen Jagdtrophäen, mehr als 40 verschiedenartige Antilopengehörne zu säubern und zu präparieren, die mein Sohn in den letzten Tagen erbeutet hatte; denn seine Büchse mußte vor allem für die Bepflegung der Mannschaften sorgen, und täglich wurden ein bis zwei Buschböcke oder andere Antilopen erlegt und ihr Wildpret unter die Mannschaften verteilt. Sie schienen sich dabei außerordentlich wohl zu fühlen, wenigstens stellte mir der Unteroffizier einige der älteren Askaris vor, die, wie er behauptete, bei der reichlichen Fleischkost dick und fett geworden waren. An einen alten Ladestock hatte eines der Negerweiber etwa ein Duzend Fleischstücke von der Größe eines Beefsteaks gesteckt und sie am offenen Feuer geröstet. Mit wahrer Gier fielen

ihre Zeltgenossen über diese Leckerbissen her, die sie, ohne alle Zutaten, mit großer Schnelligkeit verzehrten.

Nachdem wir einige Stunden uns von den Strapazen des Marsches erholt hatten, meldete uns einer der Unteroffiziere, daß draußen vor der Boma die Bewohner der benachbarten Dörfer sich versammelt hätten und mir ihre Huldigung darbringen wollten. Wir gingen zu ihnen hinaus. Die Leute, die mit ihren langen, weißen, sauberen Hemden dicht gedrängt im Schatten eines mächtigen Affenbrotbaumes gesessen und gestanden hatten, ordneten sich schnell in Reih und Glied, und der Alkide trat vor und hielt eine längere Ansprache an mich, die ich, ohne ein Wort zu verstehen, natürlich mit großem Ernst und verständnisinnigem Blicke anhörte. Zum Schluß mochte wohl ein Hoch auf mich ausgebracht worden sein, denn aus hundert Kehlen schrien sie mich jubelnd an. Ich bin sonst nicht schüchtern im Reden, aber diesmal versagte mein Talent und ich mußte es meinem Sohn überlassen, in fließendem Suaheli den Schwarzen meinen Dank auszusprechen für ihre Treue und ihre liebenswürdige Begrüßung. Er betonte dann die Bedeutung meines Besuches und forderte sie auf, nach wie vor dem großen Herrn, dem Deutschen Kaiser, die Treue zu bewahren; ich würde sicherlich alles in Aleia berichten und sie würden nur den Vorteil davon haben, wenn sie ihrem Kaiser gehorsam blieben. Inzwischen hatten sich unbemerkt die Askaris mit ihren Gewehren schnell hinter uns in Reih und Glied geordnet und als die Rede mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser endete, präsentierten die Truppen und das „Hurra“, das aus ihren Kehlen ertönte, war ein so urwüchsiges und so begeistertes, daß ich diese eigenartige Huldigung fern in der Wildnis

Afrikas vor unserem Deutschen Kaiser niemals vergessen werde.

Aber die Zeit drängte, ich konnte nicht länger weilen, weil der Regierungsdampfer uns zu einem bestimmten Tage an der Mündung des Rufiji erwartete. Darum mußten wir nach wenigen Stunden der Ruhe den Rückweg antreten, aber diesmal nicht im Sattel, sondern auf dem bequemeren Wasserwege.

Etwa 12 Kisten voll Kupfer- und Silbermünzen, entsprechend einigen tausend Rupies, von den Schwarzen gezahlte Strafgeelder nahmen wir mit, um sie an das Bezirksamt in Mohoro abliefern zu können. Im übrigen war wenig Gepäck zu verstauen, und die mächtigen Einbäume, die unser am Ufer harrten, konnten mit zahlreichen Ruderern besetzt werden, um mit Hilfe der starken Strömung des Flusses in schneller Fahrt dem gestrigen Nachtquartier zuzueilien.

Solch ein Einbaum ist ein bewunderungswürdiges Zeichen der ausdauernden, geschickten Arbeit der Schwarzen. Fast 1 m breit und tief und etwa 10 m lang war das stattliche Fahrzeug, in dem wir beide, auf unseren Stühlen sitzend, und etwa 10 Bootleute mit ihren leichten, breitschaufligen, kurzen Rudern Platz nahmen. Die meisten der Boote sind freilich wesentlich kleiner, oft nur 40—50 cm weit und nur geeignet, 1—2 Leute mit geringer Ladung aufzunehmen. Sene großen, seltenen und wertvollen Kanoes dagegen können bequem 20 Zentner Ladung transportieren. Leider scheinen die Baumriesen, aus deren hartem Holz sie ausgehöhlt werden, in der Nähe des Flußbettes nachgerade selten zu werden, und zum Transport aus weiterer Ferne reichen die primitiven Hilfsmittel der Eingeborenen nicht aus.

In schneller Fahrt durchschnitten wir zunächst das ruhige Wasser des Nebenarmes, an dem Nyamwiki gelegen ist, als wir aber in den Hauptstrom einbogen, schlugen uns wohl meterhohe Wellen entgegen, die der noch immer scharf blasende Süd-Ost-Monsum regelmäßig in den Nachmittagsstunden zu jener Jahreszeit aufwühlt. Unsere Leute hatten schwer zu kämpfen mit den Wellen, und wir kamen nicht so schnell, als wir erwartet hatten, vorwärts. Die Sonne senkte sich, und die Dämmerung brach herein, als wir noch weit ab von dem Ziele unserer Reise auf dem Strome kreuzten, um bei dem wechselnden Fahrwasser bald auf dieser, bald auf jener Seite des Ufers die schnelle Strömung zum raschen Weiterkommen auszunutzen. Dafür stiegen überall am Horizonte gewaltige Rauchwolken auf, die, von dem roten Schein der Präriebrände phantastisch beleuchtet, einen stimmungsvollen Hintergrund zu dem schönen Bilde der hohen, bewaldeten Flußufer abgaben. Hätte man nicht gewußt, daß es meist friedliche Feuer sind, von den Eingeborenen angelegt, um den Boden für die bald beginnenden Neukulturen vorzubereiten, so hätte die Phantasie im Lande des Aufruhrs uns die schönsten Bilder von brennenden Dörfern und vernichteter, menschlicher Habe ausmalen können.

Aber die Dunkelheit senkte sich immer mehr auf das Wasser herab, und die Fahrt ward dem Neuling fast unheimlich, weil unsere Leute das Fahrwasser nicht genau erkennen konnten, und wir häufig auf den Sandbänken festsaßen, worauf die Ruderer schnell ins Wasser springen und das also erleichterte Boot wieder in das tiefere Fahrwasser schieben mußten, stets laut schreiend und möglichst mit den Beinen das Wasser schlagend, um

etwaige Krokodile zu verscheuchen. Dafür tauchten aber in immer größerer Nähe die mächtigen Leiber der Nilpferde auf, die, in ihren abendlichen Spielen durch die Bootsfahrer gestört, laut schnaubend und prustend, sich mit ihren massigen Körpern aus dem Wasser hoben und uns zum Teil mit offenbar feindlichen Absichten folgten, so daß unsere Leute ängstlich rufend mit erneuter Kraft ihre Ruder benutzten, um der unangenehmen Nachbarschaft der plumpen Gesellen zu entgehen.

Als wir unvermutet, mitten im Strom, auf einen im Grunde des Flusses feststehenden Baumstamm gerieten, dessen Zweige vorbeitreibendes Schilf und Gras festgehalten hatten, war die Situation bei der unheimlichen Nähe der Tiere recht ungemütlich, und nur dem geschickten Manövrieren und der angestrengtesten Arbeit der Bootleute, die uns gegen das stark fließende Wasser wieder frei machten von den uns umrankenden Baumzweigen, gelang es, der offenbaren Gefahr zu entinnen. Manches der großen Tiere hatte den Büchsen der Europäer in den letzten Wochen erliegen müssen, und mehr als einmal fuhr unser Boot an den aufgedunsenen Kadavern dieser mächtigen Dickhäuter vorbei, die, ihre kurzen Füße nach oben gerichtet, im Wasser schwammen oder auf die Sandbänke aufgetrieben waren, wo Scharen von großen Geiern und Marabus sich damit beschäftigten, die gewaltigen Fleischmassen gierig zu verschlingen.

Von unserem Lager in Ripei war vom Flusse aus so gut wie nichts zu sehen, und wir spähten bei wachsender Dunkelheit mit besorgten Blicken nach dem Ufer aus, um die charakteristischen Formen der großen Mangobäume zu sehen, unter denen unsere Zelte aufgeschlagen waren. Aber das 5—6 Meter hohe Ufer gestattete uns

keinen Blick auf die oben gelegene Landschaft. Wir mußten schließlich, als wir uns der Stelle nahe glaubten, wiederholt unsere Büchsen abschießen, um dann endlich, dicht hinter uns, den Lichtschein einer Laterne zu sehen, der uns zu unseren, bereits ängstlich gewordenen Leuten führte.

Noch eine Nacht durften wir gemeinsam im Zelte verbringen, dann mußten wir am frühen Morgen uns trennen, und ich schied mit der bangen Sorge im Herzen, ob die Gefahren des Kampfes und die Strapazen des Lebens in der Wildnis auch in der Zukunft so leicht und glücklich überstanden werden würden, wie bisher, aber doch auch mit der frohen und durch den Besuch verstärkten Zuversicht, daß Vorsicht und erprobte Beherrschung der eigenartigen Verhältnisse auch fernerhin die Gewähr glücklichen Vollbringens bieten werden.

Mit drei großen Einbäumen, in deren einem ich mit dem Unteroffizier und einem halben Duzend Ruderern Platz nahm, während in dem anderen die drei uns begleitenden Askaris, ein Matrose, sowie unsere Träger und Lasten untergebracht waren, ging es am nächsten Morgen in flotter Fahrt stromabwärts. Wir hatten einen weiten Weg vor uns, da wir möglichst bis nach Msomeni, einem großen Dorf, nicht weit von Mohoro, bis zum Abend kommen mußten.

In Ndunde, unserem ersten Nachtquartier, machten wir kurze Zeit Mittagsrast und erhielten zum Teil neue Ruderer. Dennoch kamen wir erst spät am Abend an unserem Bestimmungsorte an, obwohl unsere braven Leute ihre Schuldigkeit taten in einer Weise, der wir unsere Hochachtung nicht versagen konnten. Solange das helle Tageslicht uns leuchtete, war das Fahrwasser leicht zu

finden, und der ortskundige Bootsmann, der im Hinterteil des Schiffes mit seinem leichten Ruder das Fahrzeug steuerte, wußte geschickt allen Sandbänken auszuweichen und das Boot stets dahin zu treiben, wo die starke Strömung ein schnelleres Vorwärtstommen ermöglichte.

Gewaltige Wassermassen wälzte der Rufiji noch um diese Zeit, also dem Ende der Trockenzeit, dem Meere zu; aber man sah auch allenthalben die zerstörende Kraft des schnellfließenden Wassers, denn bei dem unregelmäßigen Strom wurden überall von den mehrere Meter hohen Uferböschungen die Sand- und Tonmassen unterspült und fortgerissen, die dann im stillen Wasser sich zu Sandbänken und Untiefen ablagerten, die einer Ausnutzung des Stromes als Transportmittel für größere Fahrzeuge mancherlei Schwierigkeiten bieten. Aber überall zeigten die Profile des Ufers eine 2—3 Meter mächtige, humose, bald rötlich, bald schwarz scheinende Schicht fruchtbarsten Tonbodens, hier und da mit schwachen Sandstreifen vermischt, so daß diese geologischen Profile, an denen man stundenlang in schneller Fahrt vorbei zieht, den besten Beweis für die Fruchtbarkeit und Güte dieser Niederungsböden ablegen.

Eine üppige Vegetation von hohem Gras und Schlingpflanzen, mit niedrigen Gebüschern abwechselnd, zierte den Uferstrand, und zahllos waren die Wasser- und Singvögel, die, ohne Scheu vor den Menschen, in ihren phantastischen Formen und prächtigem Federkleid aus nächster Nähe bewundert werden konnten. Auf allen Sandbänken lagen zahlreich, oft zu Dutzenden, die Leiber der schlafenden Krokodile herum, und zu Hunderten standen zeitweilig die weißen und grauen Reiher, schwarze Störche

und große prächtige Gänse in dem flachen Wasser. Der mächtige, über 2 Meter hohe Riesenreiher ließ uns öfters bis auf 100 Schritt herankommen, ehe er mit gewaltigen Flügelschlägen in die Ferne zog. Mehr als ein Duzend großer Krokodile schossen wir während der Fahrt; ein gewaltiges Exemplar, das mitten im Wasser schwimmend, auf etwa 30 Meter die tödliche Kugel aus der Büchse des Sergeanten erhalten hatte und das sofort mit dem weißen Bauch nach oben, mit den kurzen Beinen in der Luft strampelte, hätte uns beinahe gefährlich werden können, weil wir, um es näher zu betrachten, dicht herandruckten und das Antier dann im letzten Todeskampf sich herumwälzte und mit dem mächtigen Schwanz derartig gegen die Bordwand des Bootes schlug, daß wir froh sein mußten, daß niemand an jener Stelle saß, dem die Schläge hätten verderblich werden können.

Am späten Abend begann dasselbe Schauspiel wie gestern. Die Steppe brannte, und blutrot färbte sich der Abendhimmel. Unsere Askaris mit ihren Lasten waren in dem leichteren Boot uns in der Dunkelheit vorausgekommen; sie waren mitten in eine Herde von etwa 15 Ribokos (Flußpferde) hineingeraten und hatten leichtsinniger Weise von ihren Büchsen Gebrauch gemacht und das eine oder andere Tier verwundet. Wir hörten die Schüsse in der Dunkelheit und konnten uns nicht erklären, woher sie kamen. Als wir aber nachher uns jener Stelle näherten, sperrten die aufgeregten, schnell durcheinander schwimmenden Ungeheuer uns die eigentliche Fahrstraße, und unsere Ruderer waren nicht zu bewegen, durch sie hindurch zu fahren. Aber der Versuch, sie zu umgehen und am seichten Ufer entlang das Boot vorwärts zu treiben, mißlang. Immer wieder saßen wir in der Dunkelheit fest, und vier- bis

fünffmal mußten unsere Mannschaften ins Wasser springen, um das Boot rückwärts zu schieben, bis wir in leidlich tiefes Wasser kamen, um dann doch in schnellster Fahrt dicht an den aufgeregten Flußpferden vorbeizufahren. Ich selber glaubte an Gefahr dabei nicht, weil mir unser Boot zu schwer und zu groß schien, als daß die Tiere es hätten umwerfen können, aber die Angst der Schwarzen war eine so offenkundige und ihre ängstlichen Zurufe zeugten so sehr von wirklicher Besorgnis, daß ich annehmen muß, die Gefahr war größer, als mir damals zum Bewußtsein kam.

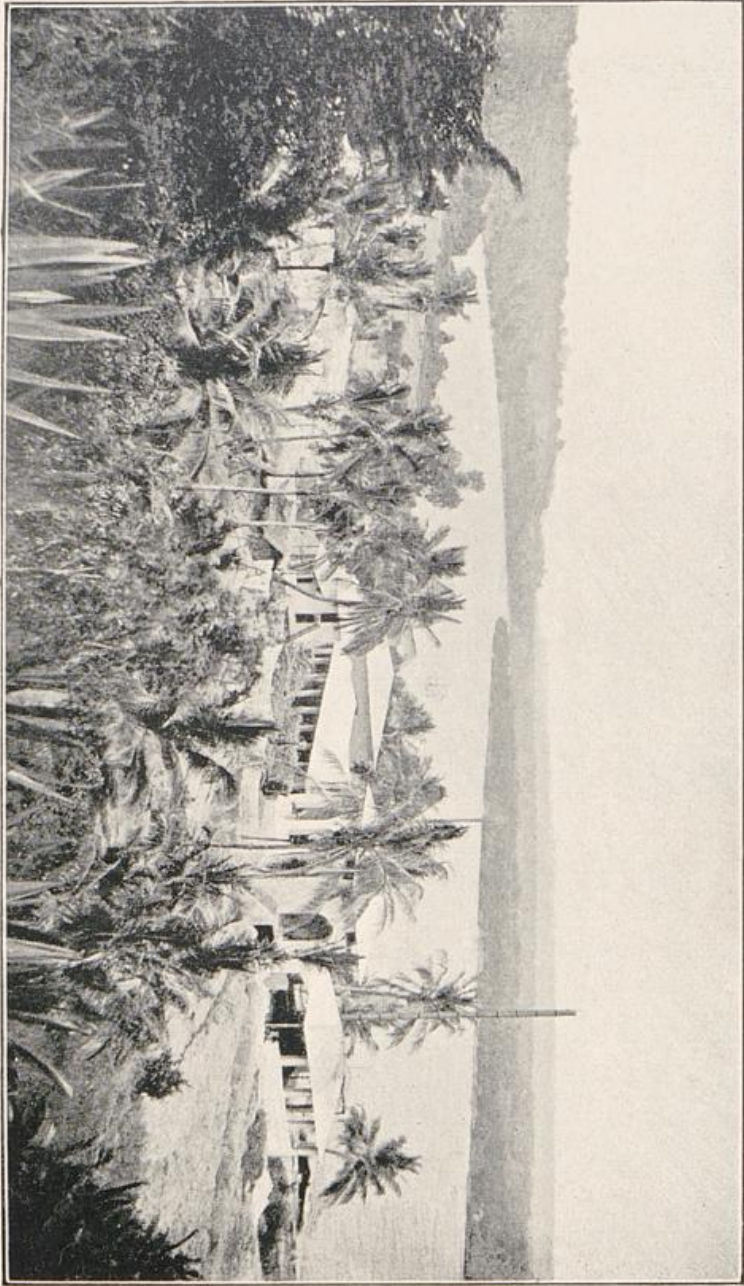
Die Nacht im Zelt mitten in dem großen Dorfe, in Msomeni, verbracht, war ziemlich unruhig. Gewitterwolken hatten sich aufgetürmt, und ferne Blitze leuchteten am Horizont. Als gegen zehn Uhr der Himmel sich aufgeklärt hatte, zog ein prachtvolles Meteor, blau und grün glänzend, in langsamer Fahrt von Norden nach Süden streifend, über den Nachthimmel. Ich machte den Sergeanten noch darauf aufmerksam; es war aber die unschuldige Ursache, daß wir in der Nacht nicht recht zur Ruhe kamen. Nur drei Askaris außer dem Unteroffizier begleiteten mich. Das Land schien sicher, und ich hatte den Unteroffizier gebeten, die Leute ruhig schlafen zu lassen und nicht durch unnützes Wachestehen zu ermüden. Aber mitten in der Nacht ward ich plötzlich geweckt; sechs Askaris waren in schnellem Lauf von Mohoro herübergekommen und brachten eine besorgte Depesche, man habe am Abend Raketen-signale aus der Richtung unseres Lagers gesehen und fragte, ob wir Hilfe brauchten. Zufällig waren am gleichen Tage die Telegraphendrähte wieder einmal durchschnitten worden, und Landleute hatten die Kunde gebracht, daß von

Norden aufrührerische Horden heranzögen. Man hatte offenbar das glänzende Meteor für eine Leuchtrakete gehalten, wie sie die Marinemannschaften zu Signalzwecken mit sich führten. Da wir uns anfangs nicht erklären konnten, was für Signale gemeint seien, und in Erinnerung an die gestern Abend gehörten Schüsse, wurden wir doch etwas unruhig, bis mir die Himmelserscheinung einfiel, und wir uns den wirklichen Zusammenhang so konstruieren konnten.

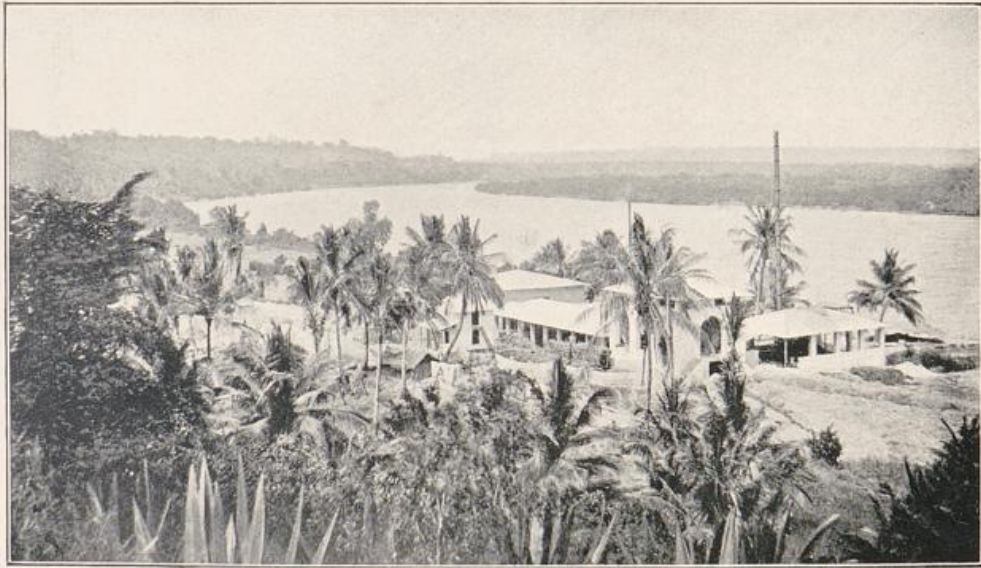
Wir stellten nun mehrere Wachen auf, legten unsere Revolver schußbereit zur Hand und schliefen dann, bis uns am Morgen ein auf unsere Zeltdächer niederprasselnder Regen aus dem Schlafe weckte.

Herr John Booth, der gegen 9 Uhr von Mohoro aus wieder zu uns kam, klärte den Sachverhalt völlig auf, so daß wir beruhigt unsere Askaris zurückließen und schleunigst neue, auch zum Segeln eingerichtete Boote bestiegen, um die weite Fahrt durch das Rufijidelta nach Salale rechtzeitig vollenden zu können und noch vor Eintritt der gegen 7 Uhr zu erwartenden Flut beim „Kaiser Wilhelm“ einzutreffen.

Der Regen hatte bald nachgelassen. Bei herrlichstem Wetter fuhren wir in flotter Fahrt den Strom herab, dieselben entzückenden Landschaftsbilder und herrlichen Baumpartien erfreuten uns, wie auf der Fahrt den Mohoroßfluß herauf. Zahlreiche Seitenarme des Stromes zweigten nach beiden Seiten ab, alles war mit scheinbar undurchdringlichem Wald bestanden. Als der Stromlauf nach Norden umbog, konnten auch die Bootsleute auf eine kurze halbe Stunde das primitive Segel einsetzen und sich einige Ruhe in ihrer schweren Arbeit gönnen. Dann aber mußten sie von neuem in angestrengtester Arbeit weiterrudern.



Sanfarbeitungsanfalt am Pangani.



Sanfbearbeitungsanstalt am Pangani.

Von früh um 9 Uhr hatten sie mit ihren ungefügigen, in Baststricken hängenden Rudern, die weit schlechter waren als die unserer gestrigen Bootsleute, rastlos gearbeitet.

Wir suchten gegen Mittag an den bewaldeten Ufern nach irgend einer Stelle, wo wir hätten aussteigen und vielleicht abkochen können, aber nirgends war in dem *Lande* - schlammigen Ufer ein Ladeplatz zu finden. Zudem machten wir die traurige Entdeckung, daß unsere Frühstückskörbe leer waren. Mein kluger Baraka, so hieß mein Diener, hatte freilich am Morgen noch ein Huhn gekauft, es auch geschlachtet und zerlegt, aber der Regen mochte ihm wohl das Feuer gelöscht haben, so hatte er es roh in den Kochtopf getan und als er gefragt wurde, ob er etwas zu essen mitgenommen habe, antwortete er, er habe ja das Huhn bei sich, außerdem zwei Eier. Mein Freund Booth hatte die letzten Überreste aus der Speisekammer des Herrn Keudel zusammengerafft, mußte aber die traurige Entdeckung machen, daß der lebenswürdige Gastfreund doch egoistischer war, als er ihm zugetraut hatte, denn alle Konservenbüchsen, bis auf eine kleine Büchse mit Kaviar, waren wieder ausgepackt. Nun sollte das Huhn verzehrt werden, aber für den Genuß von rohem Fleisch waren wir trotz unserer afrikanischen Erfahrungen noch nicht genügend vorbereitet. Wir nahmen also Eier und Kaviar zur Hand; aber auch da gab es eine weitere Enttäuschung, das eine Ei war faul. Also pro Mann ein halbes Ei, dick mit Kaviar bestrichen, das war alles, womit wir während des langen Tages unseren Leib stärken konnten. An Landen war, wie gesagt, nicht zu denken, um dort eventl. das Huhn zu braten.

So ging es in flotter Fahrt weiter. Bei einförmigem
Paasche, Deutsch-Ostafrika.

Singen arbeiteten die Ruderer mit einer Ausdauer, die wirklich bewunderungswürdig war; wollten sie nachlassen, so fing einer ein neues Lied an, und Herr Booth dichtete ihnen den Text zu weiteren Liedern, die sie dann stundenlang in gleichmäßigem Takt herleierten. Ab und zu ein Scherzwort meines Begleiters und das Versprechen, einige Pfennige Extrazulage am Abend zu erhalten, ermunterte sie immer wieder.

Als aber die Sonne sank und wir noch weit vom Meere entfernt waren, auch bereits das Einströmen der Flut bemerkbar wurde, ließen wir die Hoffnung sinken, noch zum Schiff zu kommen, und malten uns die Freuden der Nacht aus, in dem engen, vollbepackten Boote unter den Stichen der Moskitos, im Nebel des Flusses aushalten zu müssen, bis der Morgen kam, und dabei ohne Essen und Trinken. Das war wenig erfreulich. Aber unsere Bootsleute leisteten Übermenschliches; obgleich wir gegen das auflaufende Wasser immer langsamer vorwärts kamen, sahen wir doch plötzlich zu unserer großen Freude bei einer Biegung des Flusses die Lichter des Dampfers vor uns auftauchen und gegen 9 Uhr abends konnten wir froh an Bord steigen und uns hier an den einst gelästerten Fleischtöpfen des goanesischen Kochs gütlich tun.

Unsere wackeren Ruderer, die fast 12 Stunden, ohne Ruhe und Rast und ohne Essen und Trinken, schwer gearbeitet hatten, erhielten für diesen Tag und den nächsten, an dem sie mit ihren großen Booten wieder zur Heimat zurücksegeln und rudern mußten, den ausbedungenen Lohn von $\frac{1}{2}$ Rupie, also nicht ganz 70 Pfg. für zwei Tage. Als wir zur Belohnung für ihr braves Verhalten jedem noch etwa 20 Pfg. zugaben, waren sie seelensvergnügt, und den ganzen Abend hörten wir sie am

Ufer singen und jubeln, offenbar froh der einträglichen Safari.

Am nächsten Morgen lag unser Dampfer noch immer friedlich in der Mündung des Rufijis, dem Forsthaus von Salale gegenüber. Bei Nacht konnte er der fehlenden Seezeichen wegen die Ausfahrt nicht wagen, und am Morgen mußte er abwarten, bis das wiederauflaufende Wasser ein gefahrloses Passieren der Barre gestattete.

Ein friedlich schönes Bild umgab uns. In geringer Entfernung von uns lag im Flusse verankert die alte „Ulanga“, ein Heckraddampfer, den Carl Peters vor Jahren herausgebracht hatte, um mit ihm die Schifffahrt auf dem Rufiji zu erleichtern. Er hat aber wenig oder gar nicht seinem Zweck gedient, denn es stellte sich heraus, daß er für weitere Fahrten in das Innere hinein zu groß und tiefgehend war und an ein Baggern zur Besserung des Fahrwassers kann erst gedacht werden, wenn größere Ausfuhrmengen lebhafteren Verkehr erzwingen.

So lag der Dampfer abgetakelt im Fluß und wurde als Holzlagerplatz benutzt, von dem aus die Regierungsdampfer, sowie die sonst zum Holzeinkauf einlaufenden Segler leichter ihre Ladung an Brennmaterial und Nutzholz übernehmen konnten.

Auch am Ufer waren unter den Kokospalmen große Massen von Brennholz aufgeschichtet, die einen wesentlichen Handelsartikel des Flußgebietes bilden und der kaiserlichen Forstverwaltung nicht unbedeutende Einnahmen jährlich sichern. Der Verkehr war aber nicht groß genug, um der bisher hier bestehenden Zollnebenstelle genügende Beschäftigung und Ersatz ihrer Unkosten zu bieten; man hatte sie deswegen, ebenso wie zwei andere in dieser Gegend, aufgehoben und der Förster hatte

zugleich die Funktionen des Zollbeamten mit übernommen.

Früher waren die Mündungsarme des Rufijideltas das ersehnte Ziel zahlreicher arabischer und indischer Dhaus gewesen, die in den weiten herrenlosen Waldungen in unvernünftigstem Raubbau das Holz fällten und es als wertvolle Ladung nach den Küsten Arabiens und des Roten Meeres brachten. Die deutsche Regierung hat dieser räuberischen Willkür bald ein Ende gemacht und die ausgedehnten prächtigen Waldungen zum Staatsbesitz erklärt, dabei ihrerseits aber Vorsorge getroffen, das begehrte Holz zu angemessenen Preisen zu liefern.

So ist auch heute noch der Holzhandel im Rufijidelta ein ziemlich lebhafter. Zwei Förstereien in Salale und Mpsalla haben die Aufsicht über die mehr als 60 000 ha großen Waldungen und die Verpflichtung, das erforderliche Brennmaterial heranzuschaffen. 16 000 Festmeter soll jede der Förstereien jährlich liefern; es fehlt aber leider noch immer an geeigneten Arbeitskräften, um dieses Quantum zu erreichen. Das ist zu bedauern, da nach den Angaben des Forstbeamten die Waldbestände so unerschöpflich sind, daß leicht das Doppelte ohne Gefährdung nachhaltigen Betriebes jährlich geerntet werden könnte, und es an lohnendem Absatz nicht fehlt. Namentlich die dauerhaften Eisenbahnschwellen aus Mangrovenholz werden für Südafrika stark gesucht und hoch bezahlt.

Das Schwierigste ist die Gewinnung des Holzes, denn die Mangroven wachsen zumeist in fast unpassierbarem, sumpfigem Schlick. Das Holz in der Nähe des Ufers ist aber fast wertlos, während in dem etwas höher gelegenen Innern außerordentlich wertvolle Holzbestände vorhanden sein sollen. Hier muß das Holz geschlagen

und dann zum Wasser herangebracht werden, von wo es breite, flachgehende Prähme dann nach dem Lagerplatz bei Salale bringen.

Man sucht die Bewohner des Deltas, die auf den im Innern der Wälder nicht seltenen Sanddünen und Erhöhungen ihre kleinen Felder und Hütten besitzen, immer mehr zur Arbeit heranzuziehen und hat sie allmählig an einen Stücklohn gewöhnt, indem man für Sauen der Hölzer und Anfahren an die Ablage 25 Heller, etwa 33 Pfg. pro Goria (20 Stück Rundholz) zahlt. Geschickte Arbeiter vermögen etwa 3 Gorias pro Tag fertigzustellen und verdienen dadurch einen, für jene Gegend ungewöhnlich hohen Lohn. Die Regierung gibt den Raummeter Brennholz mit 5 Rupies ab, während für Nuzshölzer 15—20 Rupies, je nach Stärke und Güte des Holzes, gezahlt werden.

Aber das Leben im Delta ist ungesund, die Eingeborenen haben deshalb meistens auf dem Festlande noch ihre besonderen Schamben, auf denen sie Reis und Mais bauen, während sie in dem Mündungsdelta des Flusses meist nur Kokospalmen und Mohogo kultivieren. Die Regierung sucht sie zur Anpflanzung von größeren Palmenbeständen zu bewegen, hat aber bisher, wie gesagt, nicht Leute genug heranziehen können, um den starken Bedarf an Brennholz zu decken.

Die beiden Förstereien liefern deshalb nur einen jährlichen Reinertrag von etwa 30 000 Rupies.

Der Versuch, die überaus dauerhaften und deshalb wertvollen, starken Stämme an Ort und Stelle zu Brettern zu schneiden, um sie dadurch auch für weiteren Export geeignet zu machen, ist leider mißglückt, weil das sonst gut eingerichtete Sägewerk dicht am Meere den guten Holzbeständen zu fern lag und der Transport der

großen Stämme, von denen die Regierung sich verpflichtet hatte, täglich 15 Festmeter zu liefern, allzu schwer war. 50—60 Leute mußten oft bei Mangel an sonstigen Transportgelegenheiten die schweren Stämme durch den Schlamm tragen, und dazu waren schließlich die Arbeitskräfte nicht zu finden. Das Sägewerk ist deshalb leider bankrott geworden und sollte auf Abbruch verkauft werden.

Die Forstverwaltung sorgt, wie wir später noch sehen werden, in neuester Zeit immer mehr für eine intensive Kultur der Holzbestände, und hat es sich namentlich zur Aufgabe gemacht, gewisse, außerordentlich wertvolle Mangrovenarten zu kultivieren und die minder brauchbaren, zum Teil nutzlosen Gattungen durch sie zu ersetzen.

Auch die Nutzung der Mangrovenrinde zu Gerbstoffen hat man begonnen, aber aus Mangel an Arbeitskräften noch nicht genügend entwickeln können. Mit Zwischenpflanzungen von *Dividivi* hatte man gleichfalls Versuche gemacht, um auch dieses hochgeschätzte Gerbmateriale zu liefern, für das die Produktionsbedingungen günstig sind.

Für die Zukunft dürften also wertvolle Ausführartikel bei zunehmender Bevölkerung sicherlich aus dem Niederungsgebiet des Rufiji gewonnen werden. Der schöne Strom wird aber erst die Bedeutung erlangen, zu der er befähigt ist, wenn am Oberlauf die Großkulturen entstehen, auf deren Möglichkeit und Berechtigung wir oben verwiesen haben.

Der Verkehr mit den Einbäumen (*Mtumbi*) ist heute schon ein lebhafter. Er kann noch wesentlich gesteigert werden und wird, wenn flachgehende Motorfahrzeuge

die Bergfahrt erleichtern, auch ohne große Flußkorrekturen namhafte Transportmengen zum Hafen bringen können.

Eine Regulierung des Flußlaufes dürfte aber nach dem fachverständigen Urteil unseres Kapitäns, der jene Gewässer früher gründlich befahren hat, mit geringen Mitteln möglich sein, und bis zu den Panganifällen hinauf, also mindestens 100 Kilometer, könnte der schöne Strom als wertvolle Verkehrsader für die Kolonie leicht nutzbar gemacht werden.

Nach den Mitteilungen des Herrn Dr. Arning kommt dann am Oberlauf freilich eine kurze Strecke von schwer zu passierenden Stromschnellen, die eventl. mit einer Eisenbahn zu umgehen wären. Der weitere Oberlauf bietet aber wiederum einige 100 Kilometer weit einem geordneten Schiffahrtsbetrieb kaum Schwierigkeiten.

Bagamojo und Pangani.

Solange der Handelsverkehr an der Küste der Kolonie hauptsächlich auf die Verbindung mit den kleinen, wenn auch ungewöhnlich seetüchtigen Segelschiffen, den Dhaus, angewiesen war, galt Bagamojo als der wichtigste Handelsplatz Deutsch-Ostafrikas. Hier waren und sind noch immer große indische Kaufhäuser vorhanden, welche die alten Beziehungen zu dem gegenüberliegenden Sansibar aufrecht erhalten. Die Karawanenstrassen aus dem Innern münden im Norden hauptsächlich in Bagamojo, weil von hier aus die Überfahrt nach dem Sammelhafen von Sansibar bei günstigem Winde nur wenige Stunden in Anspruch nahm.

Tausende von Trägern kamen oft gleichzeitig hier mit ihren wertvollen Lasten an Elfenbein, Gummi, Wachs usw. an und die Karawanserei der D.O.A.G. soll zeitweise mit 15 000 und mehr Trägern gleichzeitig bevölkert gewesen sein. Hier versorgten sie sich vor ihrer Rückkehr ins Innere mit allen Bedarfsartikeln.

Jetzt ist die Herrlichkeit mehr oder weniger zu Ende, weil Bagamojo nur eine offene Reede hat, die den größeren Schiffen den Zugang kaum gestattet, sie jedenfalls zwingt, fern von der Küste zu Anker zu gehen. Die veränderten Handelsbeziehungen in das Innere und die hoffentlich immer mehr schwindende Bedeutung von

Sansibar als Stapelplatz werden unerbittlich die bisherige Vormachtsstellung der alten Stadt beseitigen; denn ein eigenes nahe Hinterland mit reichlichen Ausfuhrartikeln ist bisher nicht vorhanden. Ob es in baldiger Zukunft geschaffen werden kann, darüber konnte ich Auskunfts nicht erhalten. So wie jetzt zum großen Kummer der Leiter der einst bedeutsamen Faktoreien in Bagamojo die große Ugandabahn aus weiten Teilen des Innern den Verkehr von der deutschostafrikanischen Küste abgelenkt und dem Viktoria-Nyansa, sowie jener großen, modernen Verkehrsstraße zugeführt hat, so wird die im Bau begriffene Bahn von Dar es Salam nach Morogoro, die über kurz oder lang doch in das Innere fortgeführt werden muß, sowie die besseren Hafeneinrichtungen dafelbst den noch verbleibenden Rest des Binnenverkehrs der Hauptstadt zuführen.

Als ich am 30. September nach mehrtägigem Aufenthalt in Dar es Salam und zahlreichen Ausflügen in die nähere Umgebung mit dem kleinen Regierungsdampfer „Kovuma“ auf der Reede vor Bagamojo vor Anker ging, war der Strand fast verödet. Mehrere hundert Meter von dem Ufer entfernt mußte selbst unser kleines Fahrzeug den Anker werfen. Im Boot fuhren wir bis an die Wassergrenze, aber da es gerade Ebbezeit war, mußten wir noch beinahe 200 m weit in einem Tragstuhl von Negern durch das seichte Wasser und den schmutzigen Strand ans Ufer getragen werden.

Die Pest in Sansibar war der schlimmste Feind für den Handel von Bagamojo, denn während sonst die Dhaus in schneller Fahrt von dort herüberkommen, Waren bringen und holen, da sie weit mit der Flut auf den seichten Strand auflaufen und dann, trockenfallend,

bequem löschen und laden können, war jetzt kaum ein einziger dieser Verkehrsvermittler zu erblicken.

Nur wenige Stunden durften wir dem Besuch der Stadt widmen, aber er bestätigte uns die Hoffnungslosigkeit dieses einst berühmten Handelsplatzes. In herzlichster Weise wurden wir willkommen geheißen von dem stellvertretenden Bezirksamtmanne, dem Zolldirektor und dem Leiter der Filiale der D.O.A.G. In den schönen Anlagen hinter dem Wismandenkmal vor der Boma hatte die Kapelle der Negerschule unter der Führung ihres Lehrers mit der schwarz-weiß-roten Fahne Aufstellung genommen und begrüßte uns mit einigen vorzüglich gespielten Musikstücken. In dem Hause des Bezirksamtmanns wurden wir auf das Liebenswertigste bewirtet und auf der weiten Veranda des Herrn Zollinspektors tranken wir, mit dem schönen Blick über die herrlichen Anlagen und das weite, brandende Meer, unseren Kaffee, der uns hier ebenso wie das Mittagmahl in der Boma von schönen Frauenhänden kredenzt ward; denn beide Beamten hatten ihre deutschen Frauen mit herübergebracht, und Klima und Leben in der alten Stadt schienen ihnen in jeder Weise zuzusagen.

Eine kurze Fahrt durch die weit ausgedehnten Straßen der Araberstadt, die in ihren Steinhäusern mit flachen Dächern zum Teil an Mombasa erinnert, aber sauberer und besser gehalten ist, ließ uns einen Einblick in das geschäftliche Leben tun. Offenbar überwiegt hier noch der Einfluß der indischen Kaufleute weit mehr als in den übrigen Hafenplätzen.

Ein Besuch der Niederlassung der katholischen Väter vom heiligen Geist war mir ganz besonders interessant. Herrliche Kokospalmenhaine haben die Missionsbrüder hier

zum Teil auf sumpfigem und überaus ungesundem Boden unter vielen Opfern an Menschenleben geschaffen und ein schöner, schloßartiger Bau von drei Stockwerken, rund umgeben von wohlgefügten Parkanlagen und einem mustergültigen, großartigen Obst- und Gemüsegarten beherbergt die heutigen Diener der Mission. Alle Anlagen, namentlich der große Garten, sowie die stattlichen Gebäude zeugen von der rastlosen Arbeit, die hier geleistet ist.

Die Schule, die von den Vätern für Negerkinder seit langen Jahren geleitet wird, verfolgt, wie mir der Pater ausdrücklich versicherte, in erster Linie den Zweck, die heranwachsende Negerjugend neben der Erziehung zu christlicher Moral zu fleißiger, wirtschaftlicher Arbeit heranzubilden. Der seit Jahrzehnten im ostafrikanischen Dienst bewährte, vortreffliche Mann erklärte mir rundweg, daß er auf die eigentliche Schulbildung bei den ihm anvertrauten Zöglingen weniger Gewicht lege, als darauf, daß sie zu ernster Pflichterfüllung und treuer Arbeit erzogen werden. Nur kurze Zeit wird deswegen am Tage der eigentlichen Lehrtätigkeit gewidmet und man sorgt absichtlich dafür, daß die Zöglinge wohl Lesen, Schreiben und Rechnen lernen und in der Katechese bewandert sind, hält es aber nicht für zweckmäßig, darüber hinaus den wissenschaftlichen Unterricht auszudehnen, weil, wie man sagte, das am wenigsten im Interesse der Neger selbst liege, die vor allen Dingen als Handwerker, Gärtner und Ackerbauer ihre Zeit zu nutzen und Pflichtgefühl und Lust zur Arbeit lernen sollen.

Als wir uns am späten Nachmittag wieder an Bord unseres kleinen Dampfers zurückbegeben wollten, hatte sich das Strandbild wesentlich geändert. Die Flut

hatte eingesezt und der Südostmonsum trieb die Wellen, stark brandend, an die Küste, so daß wir nur mit Mühe in unser, jetzt freilich hart am Strande schaukelndes Boot getragen werden konnten und dabei unsere Träger fast bis an den Hals ins Wasser gerieten, wir selbst aber reichlich mit Salzwasser überschüttet wurden.

Bisher hat man auch nicht die geringsten Pieranlagen gebaut und keine Anstalten getroffen, um das Landen leichter und bequemer zu machen. Bei der Ausichtslosigkeit, den Handel dauernd an diese offene Reede zu fesseln, dürften auch in nächster Zukunft wohl kaum Aufwendungen für diesen Zweck erforderlich werden.

Ganz ähnlich sind die Landungsverhältnisse in dem weiter nördlich an der Küste gelegenen Sadani, das wir erst am nächsten Morgen erreichten, weil unser Dampfer im Dunkel der Nacht sich nicht den vorgelagerten Korallenriffen zu nähern wagte. Auf hoher See mußte er Anker werfen und auf den unruhigen Wellen während der ganzen Nacht ein Schaukelspiel aufführen, das nicht gerade behaglich war, weil auf dem für ein Nachtquartier nicht eingerichteten Dampfer mehr als ein halbes Duzend Europäer neben zahlreichen Negern und Indern untergebracht war und wir kaum Platz fanden, unsere Selbstbetten auf dem engen Verdeck aufzustellen.

Von Sadani selber haben wir wenig gesehen, wir liefen die offene Reede an, vor allem, um die Post abzugeben und gleichzeitig mit dem Distriktschef, Herrn Wendt, uns kurz über die Aussichten der dort unter seiner hervorragend tüchtigen Leitung begonnenen Kulturen zu orientieren. In weiter Ferne leuchteten aus den Kokospalmen das stattliche Stationshaus und die Zollschuppen herüber, nur mit dem Fernglas konnten wir

nähere Einzelheiten unterscheiden, so weit mußten wir, an der Boje liegend, dem Festlande fernbleiben.

Das Strandbild war dasselbe wie in Bagamojo, öde und leer, weil kein Schiff von Sansibar herankommen konnte.

Die Berichte des Herrn Wendt waren aber umso interessanter, da er uns die erfreuliche Mitteilung machen konnte, daß in dem überaus fruchtbaren Gelände hinter Sadani die Baumwollkultur ungewöhnlich kräftig eingeseht hatte und günstige Erträge versprach. Mehr als 425 ha waren damals bereits mit Baumwolle bepflanzt, ohne daß ein Zwang seitens der Bezirksverwaltung geübt wurde. Die Qualität der Baumwolle war eine ganz hervorragende und auch die geernteten Mengen teilweise außerordentlich hoch. Bis zu 860 Pfund pro Hektar reiner, entfernter Baumwolle hatten die Felder geliefert. Herr Wendt war deshalb der frohen Zuversicht, daß bei der hohen Bewertung, die seiner Baumwolle auf den europäischen Märkten zuteil ward, eine schnelle Ausdehnung der Baumwollkulturen gerade in diesem Distrikte mit Sicherheit zu erhoffen wäre.

Ich habe später von Herrn John Booth erfahren, daß er nach eingehender Bereifung des Hinterlandes von Sadani gerade die dortigen Böden für ganz hervorragend geeignet hält, Baumwolle in größeren Mengen zu produzieren. Er schätzte das nahe dem Hafen gelegene Gelände erstklassigen Baumwollterrains auf mindestens 25000 ha, und nach Beschlüssen, die das kolonialwirtschaftliche Komitee gerade bei Abschluß dieser Druckbogen gefaßt hat, kann ich mitteilen, daß die Absicht besteht, einen brauchbaren Dampfpflug hinauszuschicken, um gerade hier, wo in dem gegenwärtigen Bezirksbeamten ein vortrefflicher Mann zur

Überwachung der Versuche vorhanden ist, eine Großkultur für Baumwolle möglichst bald ins Leben zu rufen.

Hoffen wir, daß die Erwartungen nicht getäuscht werden und daß es gelingt, hier wirklich festen Fuß zu fassen und der deutschen Industrie, was sie in erster Linie wünscht, große Quantitäten vortrefflicher ostafrikanischer Baumwolle baldigst zur Verfügung zu stellen. Die Vorbedingungen dazu scheinen mir nach jeder Richtung hin hier gegeben zu sein.

Am späten Nachmittag fuhr unser Dampfer vorsichtig über die Barre hinweg in den schönen Pangani-
strom ein, der freilich kaum halb so breit als der Rufiji, doch insofern einen außerordentlich günstigen Eindruck macht, als die Küste am südlichen Ufer mit prächtigen Felsbildungen steil zum Meere abfällt, während das nördliche Ufer zwar flach verläuft, aber einen festen, sandigen Strand aufweist, der mit den schönsten Kokospalmen dicht besetzt ist und deswegen sehr viel einladender wirkt, als die weit ins Meer hinausragenden, sumpfigen Mangrovenwäldungen des Rufijideltas. Die Felsen am südlichen Ufer, die nur ein schmales Vorland am Strande freilassen, steigen wohl hundert Meter, fast senkrecht, empor und sind auf ihrem höchsten Gipfel mit einem schönen Aussichtstempel geschmückt. Üppigstes Grün wuchert auf den Hängen und bedeckt die oberen Flächen des Korallengebirges. Auf der nördlichen Seite liegt die eigentliche Stadt Pangani.

Eine große, prächtige Markthalle ist weit nach dem Meere zu vorgeschoben, während nach dem Innern das stattliche Hospital die Reihe der Häuser an der Strandstraße abschließt. Eine feste Quaimauer faßt den Fluß auf dieser Seite ein, und eine breite, schattige Strand-

promenade zieht von dem soliden und gut gebauten Regierungsgebäude an den Hotels, den Wohnhäusern der Europäer und indischen Großkaufleute entlang. Dahinter dehnen sich, verhältnismäßig eng gebaut, die alten Araberviertel und daran anschließend die weite Negerstadt mit schönen, breiten Straßen und allerdings noch jungen, aber hoffnungsfreudigen Alleen aus. Daran schließen sich dann die Kokospalmenwäldungen, die schönsten, die ich je gesehen habe, nicht übermäßig dicht stehend, unter ihren schattenden Wedeln reichlich Raum lassend für die Negerhütten und ihre ungewöhnlich üppig gedeihenden Gartenkulturen von Mohogo, Mais, Bataten usw.

Es ist eines der idyllischsten Bilder, die man sich denken kann, dieses ausgedehnte Negerdorf im Schatten der Kokospalmen. Die Wände der Hütten sind aus den kunstvoll geflochtenen Wedeln der Kokospalme gebildet, und ein dichtes Dach von Palmenblättern deckt die verhältnismäßig großen Wohnräume. Nicht selten umgibt ein Zaun von demselben Flechtwerk den kleinen Hof, der die Hütte umschließt. Überall grünt und blüht es und Menschen wie Haustiere scheinen in dieser paradiesischen Umgebung vortrefflich zu gedeihen.

Die sumpfigen Terrains, die zwar meist von stark fließendem Wasser durchströmt und deswegen weniger gefährlich, aber immerhin eine Brutstätte für die Träger der Malaria, die Anopheles, sind, werden jetzt durch eine solide gebaute Chaussee durchschnitten, die aus Korallensteinen aufgeschüttet wird und eine bequeme Landverbindung von Pangani nach dem Hafen von Tanga bilden soll. Man hofft dann auch, auf dem besseren Wege das Material leichter heranschaffen zu können, um eventl. diese sumpfigen Stellen auffüllen

und dadurch zu einer weiteren Gesundung des Ortes beitragen zu können. Die Chaussee, die mit großem Eifer begonnen ist, soll der Küste parallel laufen und eine Reihe von großen Plantagen erschließen, die jetzt dort für Sisal- und Kokoskulturen in Angriff genommen worden sind. Sie wird auch sonst dem Verkehr der Stadt zugute kommen, solange nicht die Hafenverhältnisse in Pangani selber derart verbessert sind, daß eine bequeme und regelmäßige Seeverbindung mit dem Hauptausfuhrhafen der nördlichen Plantagengebiete geschaffen werden kann.

Nach sachverständigem Urteil würden die Unkosten und Mühen einer solchen Hafencorrektur nicht groß sein, da es in erster Linie sich nur darum handelt, die Barre, die dicht vor der Mündung des Flusses in das Meer den größeren Schiffen den Zugang erschwert, durch Baggern zu beseitigen. Hinter der Barre ist das Fahrwasser des Stromes tief genug, um auch größere Dampfer aufnehmen zu können. Dadurch würde der gegenwärtig freilich noch ziemlich stillen, aber infolge der wachsenden Ausdehnung der großen Plantagen in der nächsten Nachbarschaft des Ortes nicht aussichtslosen Stadt neues Lebensblut zugeführt werden.

Am Pangani konnte ich den ersten Einblick gewinnen in die aussichtsreichen Plantagenkulturen, die im Norden unseres Schutzgebietes von wachsender, volkswirtschaftlicher Bedeutung sind.

Nachdem wir am ersten Abend mit dem Herrn Bezirksamtman die nächste Umgebung der Stadt durchstreift und dann unter seinem gastlichen Dache mit den Leitern der Plantagen von Kikogwe, Mvera und Buschirihof, sowie den Vertretern der D. O. A. G.

und anderen europäischen Ansiedlern auf der breiten Veranda seines gastlichen Hauses die Abendstunden in lehrreichem Gespräch über das Land und seine Zukunft verbracht hatten, fuhren wir am nächsten Morgen mit dem Fährboot hinüber nach dem südlichen Ufer, nach dem großen Dorf Bueni, um von dort den Weg zu den Sisalplantagen hinaufzureiten.

Hier ist altes Kulturland. Die D.O.A.G. hatte am Panganistrand zuerst ihre Plantagenarbeit begonnen, und Rifogwe kann ein Lied davon singen, welche Opfer es fordert, in einem unbekanntem Lande, dessen klimatische und Bodenverhältnisse nicht sicher beurteilt werden können, tropische Kulturen anzulegen. Man hatte das scheinbar fruchtbare Plateau, über dessen fast ebenes Gefilde die erfrischenden Seewinde kühlend und regenspendend hinwegziehen, anfangs zur Kokospalmenkultur benutzt, aber wenig günstige Ergebnisse dabei gehabt. Dann wurden Baumwollfelder und große Kulturen von Liberiakaffee angelegt, viel Geld und Arbeit darauf verwandt, den Boden zu reinigen, den Wald zu roden, Baumwolle und Kaffee zu pflanzen; aber alle Liebesmüh war vergeblich, für die Baumwolle war das Klima nicht beständig genug, der Kaffee gedieh zwar leidlich gut und brachte anfangs zufriedenstellende Ernten, aber bei den niedrigen Preisen und dem unsicheren Klima war von gewinnbringender Kultur nicht die Rede.

Bei meinem Besuch fand ich nur hier und da noch vereinzelte Kaffeebäume mitten in den Sisalkulturen, an ihre Nutzung oder Pflege dachte niemand mehr. Dafür ist sieghaft die Sisalagave hier eingezogen und hat von hier aus ihren Siegeslauf begonnen, der sicherlich zu den günstigsten Resultaten im Norden wie im Süden der Kolonie führen wird.

Herr Dr. Hindorf, der hochverdiente Begründer dieser Sisalkulturen, war es, der 1892 die ersten Agavenstecklinge von Florida hierher schicken ließ, und aus den 62 Pflanzen, die von der großen Sendung lebensfähig angelangt waren, sind im Laufe weniger Jahre die Millionen jener prächtigen Agaven gezüchtet, die für das Gedeihen der Kolonie und ihre wirtschaftliche Prosperität schon jetzt von entscheidender Bedeutung geworden sind.

Auf die Art dieser Kulturen und ihren ökonomischen Wert komme ich nachher in einem besonderen Kapitel zu sprechen. Hier will ich nur kurz skizzieren, was ich auf diesen Plantagen gesehen habe.

Die Wege, die sich langsam vom Flußufer nach dem höher gelegenen Plateau heraufziehen, sind außerordentlich gut traziert und gut gehalten. Auf halber Höhe bereits begegnete uns eine stark qualmende, fahrbare Lokomobile, die, auch ohne Schienen laufend, einige Anhängewagen, hoch mit Hanfballen beladen, zu dem am Flußufer gelegenen Magazin der Plantage brachte, von wo der Hanf mit einem kleinen Dampfer der D.O.A.L. nach Tanga versandt wird.

Raum waren wir auf die Höhe gelangt, als auch bereits die ersten Agavenfelder uns winkten. Bis dicht an die runden Hütten einer Wanyamwesiansiedelung dehnten sich die fast unabsehbaren Felder aus, auf denen die stacheligen Agaven mit ihren, bis zu 2 m langen, dickfleischigen Blättern, schnurgrade in langen Linien stehend, ein schönes Bild für den Kulturfreund darboten, aber das Auge dessen, der landschaftliche Schönheiten sucht, weniger befriedigen werden.

Die Wirtschaftsgebäude von Rifogwe machten einen vortrefflichen Eindruck. Üppige Gartenanlagen mit zahl-

reichen Ziergewächsen umgaben den eigentlichen Wirtschaftshof mit seinen Stallungen und hochgebautem Europäerhaus. Fruchtbäume waren in der Nähe gepflanzt und trugen bereits reichlich Früchte. Die tropische Sonne macht es den Begründern solcher Ansiedelungen leichter als dem deutschen Landwirt zu Hause, sein Heim mit schönen schattenden Bäumen, bunten Ziersträuchern und schnell tragenden Fruchtbäumen, Mangos, Bananen, Papayas, Orangen, Mandarinen und dergl. zu umgeben. Fast überall, wohin man in der Kolonie kommt, erfreut den Besucher dieses Streben der Ansiedler, ihr Heim zu schmücken mit dem, was eine üppige Vegetation ihnen verhältnismäßig leicht bietet.

Die Häuser selbst sind zumeist einfach genug. Oft nur aus Brettern zusammengenagelt und mit Wellblech gedeckt, harren sie noch der besseren Zeiten, in denen die Plantagen die reichen Mittel liefern sollen, um das einfache Haus behaglicher und für dauernden Aufenthalt bequemer und zuträglicher zu gestalten.

Eine stattliche Herde von einigen 40 Eselstuten wurde gerade von den sie hütenden Massais über den Hof getrieben, und ich hatte Gelegenheit, hier die ersten Repräsentanten dieses viehzüchtenden, freien, stolzen Volksstammes zu bewundern. Hoch aufgeschossen, mager und schlank, mit ungewöhnlich dünnen Beinen und Armen, nur mit einem Lederschurz bekleidet, einen langen, mit Eisen beschlagenen Hirtenstab in der Hand, so folgten sie stolz ihrer Herde und sind als Viehwärter und Viehpfleger unübertrefflich, zu anderer Arbeit bisher aber nicht zu verwenden. Ihr krauses Haar hatten sie in eine Reihe von dünnen Zöpfen geflochten, die Ohrläppchen hingen wohl 12—15 cm weit herunter; ein wall-

nußgroßes Stück roten, harten Lons, mit Messingdrähten kunstvoll durchzogen und mit Nägeln verziert, zog die Ohrläppchen immer tiefer zu den Schultern herab.

Auch die Rinderherden, die hier ziemlich frei von verheerenden Seuchen auf den reichen Weiden gut gedeihen, stehen unter der sachgemäßen Pflege dieser Söhne der Massai-steppe.

Röstliche frische Milch konnte uns der Plantagenleiter als das Ergebnis dieser tierzüchterischen Bestrebungen als seltenes Erfrischungsmittel anbieten.

Im leichten mit zwei Eseln bespannten Wagen fuhren wir dann durch die Agavenfelder hindurch, an den Fabriken vorbei, in denen die Blätter zu Hanf verarbeitet, gepreßt und zum Versand fertig gemacht werden, hinaus zu der zweiten Plantage, nach Mvera, die, mit der ersten zusammenhängend, unter einheitlicher Leitung steht und zurzeit bereits 1800 000 schnittreife Agavenpflanzen aufwies, während eine dritte Plantage der D.O.A.G., im Norden der Kolonie bei Moa gelegen, gleichfalls bereits $1\frac{1}{2}$ Millionen Pflanzen ausgepflanzt haben soll.

Alle Wege in der Plantage waren gut gehalten und — für uns eine besondere Annehmlichkeit — auf beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von *Cassia florida* bepflanzt, die so üppig gediehen, daß sie bereits 2—3 Jahre nach dem Pflanzen eine herrliche, schattende Allee bilden, die Menschen und Tieren das Fortbewegen selbst beim Sonnenbrand des Tages leicht und angenehm machen.

In dem höher gelegenen Mvera wurde erst jetzt, nachdem die Plantage durch die Hanfpflanzungen nicht bloß all die Verluste wieder eingebracht hatte, die man

durch die vergeblichen Kulturen von Kokospalmen, Kaffee und Baumwolle erlitten hatte, sondern bereits reichliche Überschüsse lieferte, dem bewährten Leiter ein neues Wohnhaus erbaut. Umgeben von den wundervollen Anlagen, die hier seit Jahren geschaffen sind, beschattet von prächtigen Mangobäumen und schnell wachsenden Palmen der verschiedensten Arten machte dieses schlicht und einfach aus Korallensteinen von den Negern erbaute Haus einen vortrefflichen Eindruck. Die Decken der hohen Zimmer wurden, wie in den meisten arabischer Kultur zugänglichen Landstrichen, durch Auflegen zahlreicher, starker Rundhölzer errichtet, die ausschließlich solchen Bäumen entnommen, die gegen Termitenfraß gesichert sind, lange Zeit aushalten. Man packt darauf eine ziemlich dicke Schicht von Korallensteinen, die durch Mörtel miteinander verbunden werden, so daß die obere, mit Zement glattgestrichene Fläche kein Wasser durchläßt. Von unten werden diese Decken verputzt oder, wie es vielfach geschieht, mit gehobelten Brettern verschalt. Ein ziemlich steiles Wellblechdach über diesem wasserdichten Abschluß sichert das Haus auch in der Regenzeit gegen eindringende Nässe, während die massive Decke angenehme Kühlung in den Wohnräumen schafft.

Hinter Mvera sahen wir die besten Agaven, die ich je wieder zu Gesicht bekommen habe. Der Boden war hier etwas wasserhaltiger und tiefgründiger, so daß die einzelnen Pflanzen eine ungewöhnliche Größe und die Blätter eine Länge von mehr als 2 m erreichten, eine wahre Freude für diejenigen, die hier nach langjährigen, vergeblichen Mühen endlich das Richtige gefunden haben, um den Boden und sein Klima zu nutzen.

Große Dörfer der eingeborenen Arbeiter waren von

der Plantagenleitung geschaffen worden, zumeist lange, zusammenhängende Hütten, die, mit kleinen Eingängen versehen, sich in großer Ausdehnung die Straße entlang zogen. Es wimmelte darin und davor von Kindern und Frauen, die lachend und schwatzend ihre geringe Hausarbeit verrichteten, während durchschnittlich mindestens die Hälfte der Männer ihren Familienangehörigen beim Faulenzen behilflich war und nur die andere Hälfte in den Agavenfeldern oder in den Fabriken von 6 Uhr morgens bis 2 oder 3 Uhr nachmittags tätig waren und dafür 11—12 Rp. monatlich verdienten.

Bis dahin hatte man nicht über Arbeitermangel zu klagen, und das eingeführte System, einer Art von Stücklohn, bei dem man den Arbeitern in Feld und Fabrik ein bestimmtes Arbeitsquantum zuwies, nach dessen Beendigung sie Feierabend hatten, schien sich gut zu bewähren. Seitdem soll in den letzten Monaten infolge des Aufstandes auch hier ein fühlbarer Arbeitermangel eingetreten sein, der die notwendigen Arbeiten zum Reinigen der Felder wesentlich erschwerte.

Hoffentlich werden diese Übelstände bald beseitigt, damit jene aussichtsvollen Kulturen sich schnell weiter entwickeln können.

Den Abend nach diesem anregenden Ausflug verbrachten wir in Pangani, wo der Herr Bezirksamtman mir zu Ehren eine besondere Festlichkeit veranstaltet hatte, eine große Lichtergoma der eingeborenen Bevölkerung. Diese Negertänze zum Klange der großen Trommel (Goma), von den Eingeborenen mit einer Leidenschaft getanzt, die dem Beschauer fast unverständlich ist, wenn man den gleichmäßigen, langweiligen Rhythmus derselben

beobachtet, sind häufig genug geschildert worden, so daß ich kaum länger dabei zu verweilen brauche.

Der Eindruck war aber doch ein ganz eigenartiger. Auf dem weiten Gomapläze hatte sich gegen 8 Uhr abends, als nur das milde Licht der Sterne leuchtete, eine Schar von wenigstens 300 Tänzern und Tänzerinnen zusammengesunden, die in einer langen Ellipse aufgestellt waren, auf der einen Seite die Mädchen, auf der anderen die Männer; die Vertreter des weiblichen Geschlechts alle mit brennenden Stearinkerzen in der Hand, während die Männer nur ausnahmsweise diese Fackeln trugen. Die Frauen waren malerisch mit der langen Kanga bekleidet, deren ich schon bei der Besprechung der Bevölkerung Mombasas Erwähnung getan habe. Mit ihrem, zum Teil abenteuerlichen, zum Teil aber auch in klassischen Formen gehaltenen buntfarbigen Aufdruck machten diese langen, weißen Gewänder, die unter den Armen über der Brust zusammengezogen werden und in schönem Faltenwurf den Körper bis zu den Knöcheln bedecken, einen durchaus sympathischen Eindruck. Viele der Mädchen hatten in ihr krauses Wollhaar schöne, weiße Blüten des Blang-Blangstrauches gesteckt und die reicheren von ihnen, die Lieblingsfrauen der Suaheli und Araber, waren oft ganz behangen mit schönen, silbernen Ketten und silbernen Armbändern.

In gleichmäßigem, langweiligem Rhythmus bewegten sie sich kaum merklich nach rechts herum weiter, die rechte Hand der Schönen, die fast ausnahmslos die brennende Zigarette zeitweilig zum Munde führte, wurde sonst in gleichem Tempo auf und ab bewegt, während die linke krampfhaft das brennende Licht hielt. Dazu sangen sie höchst unmelodisch immer dieselben Lieder und dieses

stumpfsinnige, langsame Herumrücken im Kreise, bei dem sie in einer Stunde etwa einmal die Runde vollendeten, dauerte bis in die späte Nacht hinein, solange wir geneigt waren, neue Lichter zu opfern und weitere Rupien für den Ankauf von Zigaretten zu spendieren. In der Mitte der Runde waren Stühle für uns aufgestellt, und ein dienstfertiger Goanese brachte uns Bier und Sodawasser. Ausnahmsweise nur traten einzelne von den Männern aus der Reihe hervor und liefen mit grotesken Sprüngen an den Reihen der Schönen vorbei, die aber selten den Mund zum Lachen verzogen und vollauf mit ihrer stumpfsinnigen Singerei beschäftigt zu sein schienen. Die Goma wurde immer lauter geschlagen, zwischendurch jauchzten und schrien einzelne der Tänzer oder Musikanten, die nebenher auf Triangeln und sonstigen Musikinstrumenten einen Höllenlärm vollführten, aber vergeblich wartete man, daß das ewige Einerlei durch irgendwelche eigenartige Tänze unterbrochen werden würde. Wir hatten deshalb bald genug des grausamen Spiels und gingen durch die wundervolle Nacht die einsame Straße entlang zur Boma zurück. Auf der Veranda sitzend, hörten wir von der anderen Seite des Flusses, von Bueni her, gleichfalls die offenbar viel leidenschaftlicheren Gesänge und das Gomaschlagen der dort sich auf eigene Faust tagtäglich auf dem Tanzplatz amüsierenden Dorfbewohner.

Wenig Arbeit am Tage, Brettspiel am Nachmittage, Rauchen und Betelkauen, Pombetrinken, Tanzen und Singen am Abend, das ist schließlich für den, der nicht allzu verwöhnt in seinen Ansprüchen ist, eine ganz gute Manier, das Leben zu verbringen.

Ein herrlicher Spazierritt brachte uns am nächsten

Morgen zu der leider verfrachten, viel besprochenen Zuckerfabrik am Pangani. Wir setzten wieder im Fährboot auf das südliche Ufer des Stromes über, wo uns die Reittiere und Herr Lauterbach, der Plantagenleiter von Mvera und Kikogwe, erwarteten.

Anfangs führte der Weg durch das weit am Fluß sich heraufziehende Dorf Bueni und die Vorstadt Mtogo-Bueni (Klein-B.). Die Hütten waren für Negerwohnungen außerordentlich solide gebaut, meist mit dicken Lehmwänden. Erst weiter stromaufwärts wurden sie leichter und weniger dauerhaft.

Das Landschaftsbild war entzückend, prächtigste Urwaldvegetation, fast undurchdringlich mit Schlinggewächsen aller Art durchzogen, bedeckte den steilen Abhang des Berges, an dessen Fuß wir eine zeitlang dem Strome folgten. In den kleinen Tälern, die sich zeitweilig nach dem Hochplateau heraufzogen, gediehen alle tropischen Kulturpflanzen in geradezu staunenswerter Üppigkeit. Ein Beweis, was der Boden auch ohne sorgsame Kultur bereits zu leisten vermag.

Zeitweilig hatten wir durch mangrovenbewachsenes Überschwemmungsgebiet unseren Weg zu nehmen, weil die auflaufende Flut des Stromes regelmäßig diese flachen, sandigen Ufer vorübergehend mit brackigem Wasser überflutet. Die Wege und Brücken, die einst hier angelegt waren, um die Dörfer an der Mündung des Stromes mit der Zuckerfabrik zu verbinden, waren zum Teil bereits weggeschwemmt und in Verfall geraten, seitdem die mit so großen Hoffnungen gebaute Fabrik die Erwartungen der Gründer gründlich getäuscht hat. Sie ist jetzt in den Besitz der D. D. A. G. für billiges Geld übergegangen und wird hoffentlich recht bald wieder in

Betrieb genommen, denn ich glaube, wie ich in einem späteren Kapitel über die Zuckerkulturen darlegen werde, daß bei verständiger Verwaltung und sachgemäßem Betriebe die Zuckergewinnung am fruchtbaren Unterlauf des Pangani ein einträgliches Geschäft sein kann.

Nach einem kurzen Ritt über die Berge hinweg kamen wir zu der Fabrikanlage, deren ungewöhnlich großes, stattliches Wohnhaus leider verschlossen, aber unter strenger Aufsicht war, während die in tadellosem Zustande erhaltene Fabrik uns willig geöffnet und gern gezeigt wurde.

Die Anlage ist von rein technischem Standpunkt aus durchaus gut. Man hatte eine Zuckerfabrik gebaut aus soliden, viereckig behauenen Sandsteinquadern, dreistöckig aufgetürmt, mit mächtigen eisernen Fenstern, vorzüglichen Vakuum und Verdampfapparaten, Zentrifugen und Filterpressen, hat auch einen größeren Zuckerboden dahinter und eine modern eingerichtete Brennerei zur Verarbeitung der Melasse angelegt. Aber bei all diesen, in Deutschland ausgeklügelten Plänen, hat man, wie mir schien, wenig an die Bedürfnisse der Tropen und die besonderen Verhältnisse unserer ostafrikanischen Kolonie gedacht. Für die Winterkampagne im kalten Norden sind derartige, massive Steinpaläste mit festschließenden Fenstern gewiß unentbehrlich; aber unter der Tropensonne, wo man nichts als Schatten und möglichst reichlich kühlenden Luftzutritt erwartet, würden leichte, größtenteils offene Fabrikräume, wie sie in Kuba und Westindien allgemein sind, weit mehr dem Bedürfnis entsprechen und unendlich viel weniger Geld gekostet haben, als dieser vornehme Quaderbau. Zudem war die Brennerei mit ihrer großartigen Einrichtung ziemlich überflüssig, da in Ost-

afrika wegen des Beitritts zur Kongokonvention Spiritus an Eingeborene nicht verkauft werden kann und die Ausfuhr von Rum, sofern es nicht Qualitätsware ist, sich bei den heutigen Preisen nur ausnahmsweise als lohnend erweist.

Daß man auch insofern Fehler genug gemacht hat als man die Fabrik fertig stellte, ehe man sich das nötige Rohmaterial von den alten arabischen Pflanzern gesichert hatte, die oberhalb der Fabrik an beiden Seiten des Flußlaufes ihre alten Zuckerrohrschamben betrieben und ähnlich wie in Mohoro in primitivster Weise das Rohr verarbeiteten, will ich hier nur kurz erwähnen. Diese Fehler werden zu vermeiden sein; eine technische Vervollkommnung der Fabrik durch Schaffung besserer Mühlenapparate usw. wird ohne große Unkosten sich ermöglichen lassen, und wenn man aus der Melasse Speisesyrup und braunen Zucker für die Neger herstellen wollte, so würde man sicherlich bessere Geschäfte als mit der verunglückten Brennerei machen. Ich glaube auch, daß man die reichlich vorhandenen Dampfkräfte zweckmäßig außerhalb der eigentlichen Zuckerkampagne für Ölmüllerei oder dergl. verwenden könnte.

Der Anblick einer eigenartigen Ölmühle unter den Kokospalmen von Pangani hat mich auf diesen Gedanken gebracht. Dort war im Besitz eines Inders eine verhältnismäßig große Ölmühle primitivster Art. Etwa 10 Kamele, denen man die Augen verbunden hatte, wurden im engsten Kreise von etwa 3 m Durchmesser herumgetrieben, um einen in einem hölzernen Mörser von Tamarindenholz schräg stehenden, mit Steinen belasteten Baum zu drehen, der in diesem Mörser kleine Quantitäten von Sesamsamen oder Kopra allmählich zerrieb. Ein Neger-

junge hockte auf dem Mörser, um mit den Händen stets die durch den Stempel aufgetriebene Masse wieder herunterzustoßen und gleichzeitig die unglücklichen, überall wundgezogenen Kamele rastlos im Kreise herumzuziehen. Tropfenweise floß das Öl durch eine kleine Röhre aus dem Mörser ab. Die ausgepreßte Sesammasse, offenbar wertvoller Ölkuchen mit noch immer reichlichem Ölgehalt diente den Kamelen als nahrhaftes Kraftfutter, während die Koprakuchen als wertlos beiseite geworfen wurden. Bei neunstündiger Tagarbeit wurden die armen Kamele trotz des guten Futters bald zugrunde gerichtet und einzelne der erst seit einigen Monaten dort verwendeten, bedauernswerten Tiere waren bereits, mit Wunden und Narben bedeckt, zu reinen Skeletten abgemagert. Trotzdem soll die Mühle, die während des ganzen Jahres arbeitet, dem Besitzer eine anständige Rente abwerfen.

Eine modern eingerichtete, mit Dampf betriebene Ölmühle, die auch brauchbare Ölkuchen liefert, müßte demgemäß, da es an Rohmaterial, an Sesam, nicht zu fehlen scheint und die 30—40000 Kokospalmen der nächsten Umgebung von Pangani reichliche Mengen von Kopra liefern könnten, ein wirtschaftlich vorteilhaftes Unternehmen sein, namentlich wenn es als Nebenbetrieb an eine bestehende, größere Anlage angegliedert werden könnte, und deshalb keine nennenswerten Generalunkosten aufzubringen hätte.

Ich hoffe, daß die D.-D.-A.-G. ihren ungewöhnlich billig erworbenen Besitz bald sachgemäß verwerten wird, damit das viele, hier ausgegebene Kapital, wenn auch nicht den ursprünglichen Aktionären, so doch wenigstens der Kolonie zugute kommt.

In dem großen Regierungsboot des Bezirksamtmanns

ruderten uns dann dessen Bacharias in schneller Fahrt den schönen Strom herunter. Anfangs verfolgten uns auf der rechten Seite noch die hohen Berghügel, während bereits auf der linken flache Alluvialebenen unabsehbar mit Zuckerrohr bestanden waren, aus dessen lichtem Grün vereinzelt Kokospalmen emporgewachsen waren. Das Rohr war nicht sonderlich üppig, scheinbar war das Land zu sumpfig und schien noch unter dem Einfluß des Rückstaues vom Meere zu stehen.

Je weiter wir den Windungen des Stromes folgten, um so besser ward die Vegetation, um so zahlreicher wurden die Kokospalmen, die offenbar erst in jüngster Zeit hier angepflanzt waren. Dann drängten die Hügel auch auf der nördlichen Seite des Stromes an den Fluß heran und plötzlich entfaltete sich vor uns das landschaftlich schöne Bild der großen Hanffabrik der Deutschen Agavengesellschaft. Hart am Ufer gelegen, überaus praktisch erbaut, bot sie mit ihren soliden Gebäuden und ihren dampfenden Schornsteinen, begrenzt von dem teilweise noch unverändert schönen Urwald und dichten Kokosplantagen ein überaus malerisches Bild industriellen Lebens im tropischen Afrika.

Die Fabrik ist — worauf wir später zurückkommen — wesentlich anders gebaut, als die gestern besichtigten. Elektrisches Licht erleuchtet die Räume und gestattet auch Nachtarbeit, um die vorhandenen Maschinen auszunutzen. Auf dem Wasserwege werden die fertigen Hanfballen dem nahen Hafen zugeführt, während eine solide gebaute und überaus geschickt trazierte Eisenbahn zu dem mehr als 100 m über dem Fluß gelegenen Plateau hinaufsteigt, auf dem sich in weite Ferne die schönen Agavenfelder ausdehnen, die hier in den letzten Jahren mit ungewöhn-

lichem Aufwand von Energie und Arbeitskraft geschaffen worden sind. Das kleine, tief eingeschnittene Tal, an dem entlang die kräftige Dampflokomotive unseren offenen Wagen heraufzog, war mit den herrlichsten Urwaldbäumen dicht bewachsen und bildete einen Naturpark von besonderer Schönheit.

Das Wohnhaus, schlicht und einfach erbaut, an der Stelle, wo einst der Araberhäuptling Buschiri gehaust hatte, steht hoch oben auf dem Berge mit weiter Fernsicht über das sich durch die üppige Vegetation hindurchschlängelnde Silberband des Panganistromes.

Die liebenswürdige Hausfrau des Plantagenleiters hat es kunstfönnig zu einem wahren Puzkästchen zu machen verstanden und ihrer Fürsorge verdankten wir ein, für afrikanische Verhältnisse fast zu üppiges Mittagsmahl, so daß wir uns nur schweren Herzens von dieser gastlichen Stelle trennen konnten, um zunächst noch auf der Dampfbahn, dann, als sie nach 4 km endete, auf leichten transportablen Feldbahnen, einige Kilometer weiter durch die gleichmäßig schöne Agavenplantage hindurchzufahren und uns von der geleisteten Arbeit und dem vortrefflichen Gedeihen der Kulturen zu überzeugen. Mehr als in den gestern gesehenen Plantagen hat man sich hier die Hilfsmittel der modernen Technik zunutze gemacht, weil es an Arbeitskräften bereits damals zu fehlen begann. Die größte Sorge für die Zukunft des sonst gewiß aussichtsreichen Unternehmens wird die Beschaffung genügender Mengen von Handarbeitern sein, da man arbeitssparende Maschinen kaum in weiterem Umfange wird anwenden können.

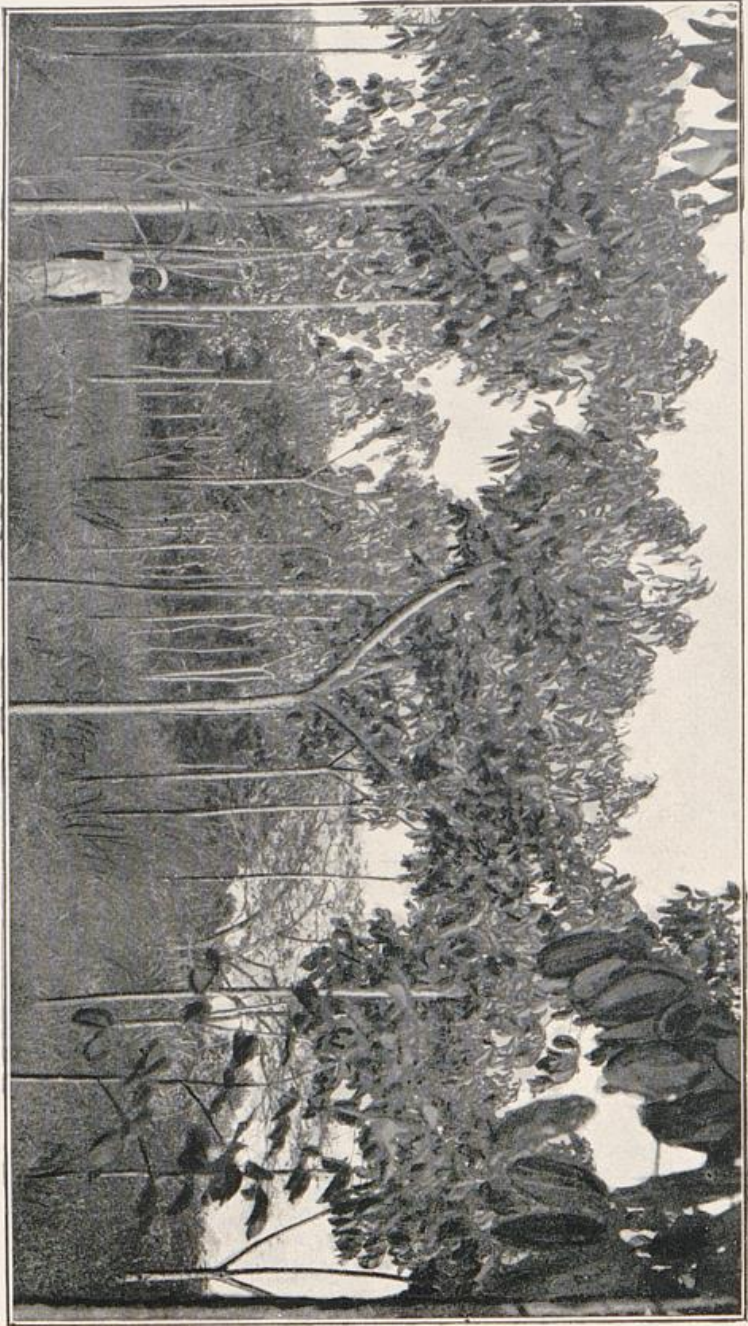
Nach einer Fahrt von mehr als 7 km kamen wir an das Ende der Plantage, wo die letzten Neurodungen

gemacht wurden, um den jetzt schon etwa 700000 Pflanzen betragenden Bestand weiter zu vermehren. Unter dem Schatten eines mächtigen Baumes hatte sich unsere Karawane, aus etwa 20 Trägern und einigen uns von Pangani mitgegebenen Askaris bestehend, gelagert, um uns zu erwarten. Die Leute waren am frühen Morgen von Pangani abgerückt und hatten bereits einen Marsch von einigen Stunden hinter sich, als wir gegen 2 Uhr zu ihnen stießen. Sie schienen uns schon ungeduldig zu erwarten; denn der Weg, der vor uns lag, war weit, wenn auch unser freundlicher Gastgeber uns zum Trost sagte, daß wir, wenn wir gut marschierten, in höchstens 5 Stunden am Ziele unserer Wanderung, in Lewa, der ältesten Plantage im schönen Bundeilande, sein würden.

Im Bondeilande.

Der Herr Bezirksamtmann, von dem wir nunmehr Abschied nehmen mußten, hatte uns gewarnt, vor dem Marsch durch die „trostlose Steppe“, die wir stundenlang zu durchqueren hätten, bis wir an das Hügelland von Bondei kämen. Er empfahl uns deshalb den Wasserweg. Aber von „trostloser Steppe“ habe ich recht wenig gefunden; es war ein abwechslungsreiches Hügelland mit vielfachen Buschpartien und dichtem Urwald in den Talenkungen, mit schlanken Borassuspalmern und viel verzweigten Dumpalmen besetzt, die sich aus dem mit guten Gräsern bewachsenen, fast durchweg kräftigen, kulturfähigen Boden erhoben. Die letzten schwachen Regen hatten alle Vertiefungen des Weges oft bis zu 1 Meter hoch mit Wasser gefüllt und mehrmals hatten wir fließendes Wasser zu passieren, ein Beweis, daß das Bild der „trostlosen Steppe“, das man sich in der Heimat so leicht von diesen Gebieten ausmalt, recht wenig zutrifft. Da, wo die Dumpalmen überwogen, war, wie stets an den Stätten dieser anspruchslosen Palmenart, der Boden leichter und sandiger, der Graswuchs spärlicher. Sonst aber überwog der schwere, schwarze oder rotgelbe Tonboden, den man in Deutschland als Kulturboden hoch willkommen heißen würde.

Zahlreiche Wildspuren zeigten, daß das Land zum mindesten als gute Viehweide zu benutzen wäre, und auch



Sechsjährige Pflanzung von Maniot Glaciovii.



Zweijährige Pflanzung von Maniot Glaciivii.

für Getreidekulturen oder Sisalpflanzungen würde der weitaus größte Teil dieser stundenlang durchwanderten „Steppe“ geeignet sein.

Aber bisher fehlt es für die dünne Bevölkerung nicht an besseren Ländereien und wir passierten auf diesem ausgedehnten Plateau keine einzige Negeransiedlung. Erst als wir nach mehrstündigem Marsch in das eigentliche Bondeiland kamen mit seinen, aus verwittertem Gneis gebildeten, fruchtbaren Roterden, sahen wir unter großen Bananenhainen, von Mais- und Mohogofeldern umgeben, wieder zahlreiche Hütten der Eingeborenen, die mit den kleinsten Kulturlächen imstande waren, den Bedarf der eigenen Familie an Nahrungsmitteln zu decken.

Jetzt begann ein ziemlich beschwerlicher Marsch, denn tief eingeschnittene, wasserreiche Täler trennen die Hügelrücken dieser schönen Landschaft und in ständigem Bergauf, Bergab mußten wir die steilen Berge oft in Serpentinaen hinaufklettern, um dann nach kurzem Marsch durch üppigen, dicht verwachsenen Wald oder durch hohes, nahrhaftes Gras wieder hinab zu steigen in reich kultivierte Täler oder zu rauschenden, klippenreichen Waldbächen. Die Kniegelenke begannen bereits zu schmerzen, als die Sonne untergegangen war und wir noch immer eine Hügelkette hinter der anderen aufsteigen sahen, ohne dem Ziele näher zu kommen. Unser Führer tröstete uns zwar, das nächste Tal würde das letzte sein, aber wenn wir dann mit frischem Mut wieder den Berg erklettert hatten und unten durch den plätschernden Bach hindurchgewatet waren, dann kam immer noch der allerletzte Berg und schließlich fünf- bis sechsmal der unwiderruflich letzte Bach, den wir zu durchwaten hatten.

Die dunkle Nacht hatte sich längst über den engen zum Teil tief in die Felsen eingewaschenen Pfad gesenkt; über große Steinblöcke stolperten wir in der Dunkelheit hinweg und der Weg in dieser Waldwüste war nicht ungefährlich, da es von Raubtieren hier wimmelt und wir kaum zu einer Abwehr imstande gewesen wären. Tausende von grünlich leuchtenden Glühwürmern schwirrten in den blütenreichen Büschen und verbreiteten mit der schmalen Sichel des eben sich erneuernden Mondes ein feenhaftes Licht, aber wir waren doch froh, als gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr uns aus der Ferne der Schein einer Laterne winkte, deren Träger uns entgegengeschickt war, da man fürchtete, wir könnten in der Dunkelheit den Weg verfehlt haben.

Nach weiterem anstrengenden, halbstündigen Marsche kamen wir auf die wohlgepflegten, von hohen, schattenden Bäumen umgebenen Wege der alten Plantage und konnten in dem Herrenhaus von Lewa, den derzeitigen Leiter derselben, Herrn Bischoff, und Herrn Lettre begrüßen, einen jahrzehntelang in den Tropen tätigen Pflanzer, der in unmittelbarer Nachbarschaft sich eine neue große Plantage zu schaffen im Begriff war.

Das Haus, vor etwa 12 Jahren aus europäischen Brettern mit Wellblechdach erbaut, machte nach der ermüdenden Wanderung in dem trüben Licht der Lampe insofern einen eigenartigen Eindruck, als die Wände des Zimmers mit Löwen- und Leopardenfellen, mit mächtigen Schädeln dieser gewaltigen Raubtiere und zahlreichen Waffen und Geräten der Neger überreich dekoriert waren. Nicht weniger als sieben ausgewachsene Löwen hatte der Plantagenleiter im letzten Jahre in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses erlegt und noch wenige Tage vor unserer Ankunft waren zwei Löwen am Abend bis auf die Veranda

des Hauses gekommen. Trotzdem schienen die Bewohner nicht abgeneigt, die Raubtiere zu schonen, weil sie die besten Wächter des Hauses seien und räuberisches Gefindel bei Nacht fernhalten, vor allem aber einer weiteren Zunahme der hier wie anderswo in der Kolonie geradezu zur Landplage gewordenen Wildschweine am besten entgegenarbeiten. Seit Menschengedenken war nur ein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Mensch die Beute eines Löwen geworden war.

Die Geschichte von Lewa, der Ostafrikanischen Plantagengesellschaft gehörend, ist mit der Kulturgeschichte unserer ostafrikanischen Kolonie aufs engste verwachsen.

Mit verhältnismäßig großen Mitteln haben energische, mit der Tropenkultur vertraute Männer, an deren Spitze Dr. Schröder-Poggelow genannt werden muß, hier als Kulturpioniere versucht, dem scheinbar reichen Boden Erträge abzurufen. Aber ähnlich wie in Rifogwe ist auch hier viel Lehrgeld gezahlt und viel Arbeit unnütz aufgewandt, ehe man zu einträglichen Kulturen sich durchgearbeitet hatte. Man begann mit großen, sachgemäß angelegten Tabakpflanzungen. Die mächtigen Tabakscheunen zum Trocknen und Fermentieren des Produktes waren teilweise noch erhalten, aber statt des feinen Sumatradeckblattes, das man erhofft hatte, gewann man schwere, schlecht brennende Tabake, die vielleicht nicht richtig bearbeitet und fermentiert waren, jedenfalls aber trotz der javanischen Vorarbeiter, die man herübergebracht hatte, keine Rente, sondern nur wachsende Verluste brachten.

Auch Kaffee wurde vergeblich kultiviert, bis man sich unter Führung des Direktors Köhler der Gewinnung

von Kautschuk zugewendet hat, dessen, wie es schien, überaus bodenwüchsigte Lieferanten, die Manihot Glaziovii, vor langen Jahren hier als Alleebäume gepflanzt waren und jetzt in einem Alter von 12—14 Jahren bei zufälliger Anzapfung ungewöhnlich reichliche Mengen eines brauchbaren Kautschuks lieferten. Einzelne dieser starken Stämme hatten bei probeweiser Anzapfung 3 bis 5 Pfund Kautschuk im Jahre geliefert, ohne daß sie im mindesten in ihrer Lebensfähigkeit gestört waren.

Daraufhin hat man sich seit einigen Jahren ausschließlich auf den Anbau dieser Kautschukpflanzen gelegt, und ich sah am nächsten Morgen die ausgedehnten Kulturen, die sich in der Nähe des Wirtschaftshofes über die Bergabhänge ausdehnen. An Saat und Stecklingen fehlt es nicht, weil bereits junge Bäume reichlichen Samen tragen und hier in dem regenreichen Klima auf fruchtbarem Boden eine Vermehrung durch Stecklinge so gut wie sicher ist. Um die Kosten des Anbaues zu vermindern, hat man überall in den Neukulturen Baumwolle zwischen die Gummibäume gepflanzt und war, als wir die Felder besichtigten, bereits seit Wochen mit der Ernte beschäftigt. Eine gute Qualität von egyptischer Abassiwolle war in beträchtlichen Mengen in den Trockenschuppen aufgespeichert, während die dicken Gummibälle durchgeschnitten in der Sonne schmorten, um den beim Gewinnen des Kautschuks unvermeidlichen Wassergehalt zum Verdampfen zu bringen.

Wie üppig die jungen Manihotbäume wachsen, davon konnte ich mich an Ort und Stelle überzeugen. Bäume, für die am 20. März desselben Jahres der Same in die Erde gelegt war, maßen am 4. Oktober bereits mehr als 2 m und hatten in Brusthöhe etwa

3 cm Stammdurchmesser. Man hoffte bei der Baumwolle auf einen Ertrag von etwa 5 Zentner reiner Wolle pro Hektar und glaubte damit den größten Teil der Unkosten für das Roden und Kultivieren der Kautschukwäldungen decken zu können.

Dadurch scheint endlich begründete Hoffnung vorhanden zu sein, daß auch dieses Schmerzenskind deutscher Plantagenwirtschaft in Ostafrika seinen Begründern noch einmal Freude bereiten und angemessene Gewinne abwerfen wird. Die zurzeit etwas knappen Mittel, die der Gesellschaft zur Verfügung standen, hinderten allerdings eine schnellere Ausdehnung der Kulturen und machten ein sachgemäßes Reinigen der heranwachsenden Bestände schwierig, obwohl der Leiter durch Einsammeln des überall wildwachsenden, roten Pfeffers dem Betriebe nicht unbedeutende Nebeneinnahmen zuführte, und gleichzeitig die Früchte der als Alleebäume gepflanzten Kapokbäume gute Baumwolle lieferten, die zu hohen Preisen abgesetzt werden konnte.

Offenbar sind hier die Vorbedingungen für das Gedeihen der Gummipflanzen durchaus günstige, und im Gegensatz zu anderen Plantagen fehlt es hier nicht an Arbeitskräften; man war sogar nicht einmal imstande, die sich anbietenden Arbeiter bei dem beschränkten Etat der Verwaltung alle beschäftigen zu können.

Die Art der Gummikulturen und ihre wirtschaftlichen Aussichten sollen in einem späteren Kapitel besonders behandelt werden.

Nach eingehender Besichtigung der vorhandenen Kulturen machten wir uns mit Herrn Lettre auf den Weg zu dessen eigener Plantage.

Durch gleichmäßig fruchtbares Land, dem man bei geeigneter Auswahl der Kulturpflanzen wohl eine

günstige Zukunft prophezeien kann, kamen wir nach etwa 2 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche auf der Pflanzung des Herrn Lettre an.

Hier konnte ich den Beginn der Kulturarbeiten am besten betrachten, weil erst seit wenigen Monaten die Arbeit in Angriff ist. Tausend Hektar Landes waren nach dem üblichen Pachtkontrakte von der Regierung erworben mit der Verpflichtung, jährlich 50 ha zu kultivieren und mit dem Recht, das bebaute Land zu dem billigen Preise von 4 Mk. pro Hektar zu erwerben und das Ganze als Eigentum zu reklamieren, sobald die Hälfte in Kultur genommen ist. Bereits 90 ha waren von dem schweren Urwald gereinigt, das Holz gebrannt und weite Flächen waren schon mit meterhoher, herrlich blühender Baumwolle bestanden, zwischen denen die jungen Manihotbäume, in einer Entfernung von 3 $\frac{1}{2}$: 2 $\frac{1}{2}$ m gepflanzt, üppig aufschossen.

Einen ziemlich steilen Hügel, dessen Felsengerüst vielfach zu Tage trat, hatte sich der Besitzer zur Anlage des Gehöftes ausgewählt. Das oberste, luftige Felsplateau, nur etwa $\frac{1}{2}$ Morgen groß, mit wunderbarem Rundblick auf die umgebenden urwaldbedeckten, hohen Berge, sollte das zukünftige Herrenhaus tragen. Bisher begnügte sich der Besitzer mit einer einfachen, aus Stangen mit Lehmewurf hergestellten und mit Gras gedeckten Hütte, die, etwa 10 m lang und 5 m tief, innen sauber mit Kalk geweißt, durch zwei Türen ihr Licht erhielt und einen immerhin behaglichen Wohn- und Arbeitsraum darstellte. Einige Nebengebäude, Stallung, Vorratsschuppen, Küchenraum usw., waren in derselben einfachen, aber den klimatischen Verhältnissen durchaus praktisch angemessenen Weise hergestellt, und mit einem

gewissen Stolz konnte der Erbauer darauf hinweisen, daß das Wohnhaus nur 90 Rupien, alle anderen Gebäude zusammen nicht viel mehr an Unkosten erfordert hatten.

Ich meine, das ist eigentlich die verständigste und am meisten zu begünstigende Art der Besiedelung. Tüchtige, in tropischer Kultur erfahrene und durch vorherigen Aufenthalt in der Kolonie mit den Bewohnern und ihrer Sprache vertraute, unternehmungslustige Leute sollten sich auf eigene Faust, vielleicht von einigen Kapitalisten unterstützt, an die Kulturarbeit machen. Sie werden mehr und besseres leisten und erreichen, als kapitalistische Gesellschaften, die einen, wenn auch noch so bescheidenen Verwaltungsapparat in Europa unterhalten müssen und gezwungen sind, hochbesoldete Plantagenleiter herauszuschicken. Selbstverständlich werden letztere, während sie ihr Leben aufs Spiel setzen, nicht Lust haben, für eine fremde Gesellschaft ein entbehrungsreiches Indianerleben zu spielen, sondern mit Recht verlangen, daß ihnen ein geräumiges, anständiges, behaglich eingerichtetes Wohnhaus gebaut werde, daß die Wirtschaftsgebäude solide und dauerhaft errichtet, auch sonst für Unnehmlichkeiten des Lebens durch Anschaffung von Reitieren usw. leidlich gesorgt werde. Zehntausende von Mark müssen auf die Weise jährlich ausgegeben oder in den ersten Jahren verbaut werden, ehe an einen Ertrag der Plantage zu denken ist, und nicht selten werden selbst die gut empfohlenen und an sich leistungsfähigen Beamten hier in dem erschlaffenden Tropenklima in ihrem Streben nachlassen und allzuleicht dem „Wisky und Soda“, oder gar dem Champagnergenuß sich mehr als notwendig hingeben.

Wer dagegen nach reiflicher Erwägung seine eigene

Scholle erworben hat, kann sehr wohl die ersten Jahre hindurch mit wenigen tausend Mark in bescheidenen Wohnräumen ohne große Einrichtungskosten sein Leben verständig einrichten, da ihm die üppige Vegetation der Tropen in kürzester Zeit Gemüse und Früchte, Fleisch und Geflügel reichlich zur Verfügung stellen wird. Wenn er dann einsichtig genug ist, neben den Dauerkulturen, die erst nach Jahren Ertrag versprechen, einen Teil der Fläche mit weniger einträglichen, aber lohnenden, kurzlebigen Pflanzen, wie Mais, Baumwolle usw., zu bestellen, so wird er frühzeitig Einnahmen gewinnen und imstande sein, ohne allzu große Kapitalien sich eine lohnende Plantage zu schaffen, die die Chancen sicheren Gewinnes viel mehr bietet, als jene kapitalistischen Unternehmungen, für die bisher allein das Geld in der Heimat zu finden war. Eine pekuniäre Unterstützung durch rechtzeitige Kreditgewährung an solche Besitzer ist leider zurzeit noch recht schwer zu erlangen, da geeignete Kreditinstitute, die dringend erwünscht wären, nicht vorhanden sind und Privatkapitalisten nur auf Grund persönlicher Kenntnis helfend eintreten können.

Hoch oben auf dem vorhin erwähnten Felsplateau schlugen wir unsere Zelte auf und verbrachten, von küh- lenden Winden umfächelt, mit dem herrlichsten Rundblick auf die geheimnisvollen Waldberge, in anregendster Unter- haltung einen genussreichen Abend.

Am nächsten Morgen brachte uns unser Wirt, der bereits frühzeitig seine Arbeitskolonnen gemustert hatte, die Nachricht, daß während der Nacht drei Löwen in nächster Nähe unseres Lagers umhergestreift seien und etwa 100 m von uns entfernt zwei Wildschweine gerissen hatten, deren Überreste noch vorhanden waren.

Daneben lag eine große Zibetkaze, die wohl für ihre Lust, an der Beute zu partizipieren, mit einer gewaltigen Ohrfeige gestraft worden war. Auch als wir uns, nachdem wir die ersten Morgenstunden der Besichtigung einzelner Kulturen gewidmet hatten, auf den Weg zur nächsten Eisenbahnstation machten, sahen wir nicht selten in dem Schlamm der Niederungen die mächtigen Taten der Löwen frisch ausgetreten, und mehr als einmal machten mich meine Träger auf die Fährten von Leoparden (Schuis) aufmerksam.

Wenn ich von meinen „Trägern“ spreche, so ist das wörtlich zu verstehen, denn nach den anstrengenden Märschen der letzten Tage nahm ich keinen Anstand, mich zeitweise in dem Tragstuhl des Herrn Lettre tragen zu lassen und habe später dieses leidlich bequeme Beförderungsmittel der Not gehorchend öfter benutzt. Es ist erstaunlich, was diese schwarzen Burschen, deren vier an langen Stangen den Tragstuhl auf den Schultern tragen, zu leisten vermögen. Am liebsten laufen sie im kurzen Zuckeltrab, wobei sie noch fortwährend schreien und durch gegenseitiges Zurufen sich ermuntern. Mitten im Laufen wechseln sie dabei oft die Last, indem sie den Tragbaum mit kurzem Ruck über den Kopf weg von einer Schulter zur anderen schieben und dabei den in der Sänfte Sitzenden fast aus dem Gleichgewicht bringen. Da aber der Schweiß den kräftigen Burschen gar bald in mächtigen Tropfen aus ihrem phantastisch frisierten Wollhaar hervorquoll, habe ich eigentlich nur wenn wir sumpfiges Land oder einen kleinen Bachlauf zu passieren hatten, die Hilfe der Träger in Anspruch genommen, sonst bin ich lieber auf eigenen Füßen marschiert, um dabei besser beobachten zu können.

Die mehr als 2 Stunden lange Wegstrecke bis zum

Eisenbahndamm war gerade als Kommunalweg neu traziert und beinahe vollendet. Sie führte ausschließlich durch fruchtbares, wasserreiches Hügelland, das zumeist den Charakter der sogenannten Obstbaumsteppe trägt, weil die aus dem breitblättrigen, hohen und saftigen Gras aufragenden einzelnen Bäume, wohl wegen der regelmäßigen Grasbrände, nur niedrig und äftig bleiben und unseren Apfel- und Pflaumenbäumen am meisten ähnlich sehen.

Wo hier und da Ansiedelungen der Eingeborenen vorhanden waren, gediehen die Kulturen in der prächtigsten Weise, namentlich Bananen und Mais erreichten eine ungewöhnliche Höhe und waren reich mit Fruchtkolben und Fruchtbüscheln beladen.

Einige Wochen später marschierte ich, von Usambara herabkommend, noch einmal durch ähnliches Gelände, um der großen Friedrich Hoffmann-Plantage, jetzt von den Herren Eismann, Vater und Sohn, bewirtschaftet, meinen Besuch abzustatten.

Auch diese einst mit großen Hoffnungen angelegte Pflanzung, deren Begründer zugleich der Erbauer der Eisenbahn von Tanga nach Muhesa war, und sich in damaliger Zeit ein Areal von nicht weniger als 40000 ha vom Gouvernement gesichert hat, ist bisher aus der Versucharbeit noch nicht recht herausgekommen. Die Umgebung des stattlichen Wohnhauses, das dicht am rauschenden Pangani, etwa 50 m über dem Wasserspiegel, erbaut ist, kann beinahe auf den Namen eines tropischen botanischen Gartens Anspruch machen, so mannigfaltig sind die hier zu Versuchszwecken angebauten Nutzpflanzen. Leider haben sie bisher vielmehr ein wissenschaftliches Interesse erweckt, als wirklichen Kulturwert

erlangt. Daß viele von ihnen vortrefflich gedeihen, beweist der Augenschein, aber wirtschaftlichen Nutzen haben bisher nur wenige gebracht.

Die große Kaffeekultur von mehr als 260 ha Ausdehnung hat eine Unmenge Geld verschlungen, die Liberia-Kaffeesträucher standen auch damals noch in leidlich gutem Wachstum und waren zum Teil reich mit Früchten behangen. Aber das Unkraut wucherte zwischen ihnen und man ließ die Beeren ungepflückt zur Erde fallen, weil man herausrechnete, daß bei den minimalen Preisen, die gegenwärtig der Liberiakaffee auf dem Weltmarkte erzielt, kaum die Kosten des Pflückens, viel weniger die der Reinigung des Bodens aufgebracht werden könnten.

Der Hain von *Cassia florida*, in dessen kühlem Schatten wir am Abend ausruhten, zeigte zwar herrliche, schlanke Stämme, die in 6—7 Jahren zu ungewöhnlichen Höhen emporgewachsen sind, aber an eine Nutzung ist noch längst nicht zu denken, ebensowenig wie die Teakbäume, die viele Kilometer weit einen breiten Fahrweg beschatteten und gleichfalls nach sechsjährigem Wachstum bereits Stämme von 30—40 cm Durchmesser aufwiesen, dem Plantagenbesitzer einen baldigen Nutzen abwerfen können.

Unten am Fluß, in dem feuchten, humosen Alluvialboden, war eine ziemlich große Vanilleplantage angelegt, die im Schatten kleinblättriger Akazien, überall durchrieselt von dem weiter oberhalb abgeleiteten Panganivasser, den Vanillepflanzen die nötige feuchte Wärme sicherte, die zu einem erfreulichen Gedeihen der Schoten erforderlich ist. Das Produkt, das Herr Eismann nach einer von ihm selbst erdachten Fermentationsmethode ge-

wonnen hatte, erschien meinem Laienverstande hervorragend gut. Die Schoten waren von langen, feinen, weißen Kristallen bedeckt, deren Vorhandensein das Zeichen reichen Vanilingehalts sein soll. Man schätzt, daß derartige Vanillekulturen pro ha einen jährlichen Ertrag von 10000 Mt. geben können. Ob hier bereits derartige Resultate erzielt sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Am zukunftsreichsten schienen auch hier die in letzter Zeit wesentlich vermehrten Agavenbestände zu sein, die sich gut entwickelten und ebenso wie die als Zwischenkultur benutzte Baumwolle lohnende Erträge in Aussicht stellten. Leider war noch keine brauchbare Fabrik zur Hanfgewinnung vorhanden, sondern nur einige leistungsunfähige Handraspadoren in der Nähe des Flusses aufgestellt, mit denen die wachsende Ernte gewiß nicht verarbeitet werden kann.

Die großen Wasserkräfte, die hier in dem schnell fließenden, mächtigen Panganistrom vorhanden sind, würden zum Betriebe der Fabrikanlage mit Leichtigkeit verwandt werden können. Herr Eismann, der auf dem linken Ufer des Pangani sich eine eigene Plantage angelegt hat und bereits mehr als 100 ha gerodet und mit Baumwolle und Sisal bepflanzt hat, hoffte in nächster Zeit die Kraft des Panganistromes durch Turbinen für die Verarbeitung der Agaven nutzbar machen zu können. Das Land ist vortrefflich und die im Pangani aufgespeicherte Wasserkraft eine ganz ungewöhnliche. Eine lange Hängebrücke primitivster Bauart, aus Kokosstricken mit Stahldrahteinlage hergestellt und mit einem, nur etwa 25 cm breiten, schwankenden Laufbrett versehen, führt über die mit gewaltiger Kraft über die Felsblöcke hinrollenden

Wassermassen, die gerade unterhalb der Brücke, wo ein tiefer Spalt in dem Flusse zu sein scheint, ungewöhnliche Tiefe aufwiesen.

Einige hundert Meter oberhalb der Brücke, die nur schwindelfreie Menschen passieren können, stürzt das Wasser in mächtigen Kaskaden mindestens 30 m tief herab und bildet im Verein mit der aus allen Felspalten hervorstachsenden Urwaldvegetation ein ungewöhnlich schönes Landschaftsbild. Dabei sind die Stromschnellen, die hier der baldigen Verwertung harren, noch nicht zu vergleichen mit den eigentlichen Panganifällen, die wenige Wegstunden unterhalb Tausende von Pferdekraften repräsentieren sollen, deren Ausbeutung sich das Gouvernement vorbehalten hat. Vorarbeiten zu ihrer technischen Verwertung sind bereits gemacht, aber bisher hat man sich an ihre industrielle Nutzung noch nicht herangewagt.

In der heutigen Zeit, wo man zur Gewinnung von Kalziumkarbid, von Kalkstickstoff und dergl. überall nach großen Wasserkräften sucht, wäre für kapitalkräftige Unternehmer vielleicht auch hier Gelegenheit zu gewinnbringender Betätigung gegeben. Namentlich verdienen, worauf ich nochmals hinweisen möchte, die landwirtschaftlichen Kulturen in diesen fruchtbaren und klimatisch begünstigten Landstrichen am Pangani und im Bondeilande die Aufmerksamkeit, nachdem man gelernt hat, daß Baumwolle, Sisal und Kautschuk hier vortrefflich gedeihen und große Gewinne in naher Zukunft in Aussicht stellen.

Leider ist man bisher eigentlich überall noch im Stadium der Vorarbeiten. Nur die oben genannten

großen Plantagen der D.-O.-A.-G. und der Deutschen Agavengesellschaft sind bereits in die Jahre der Nutzung eingetreten.

Auch die Kautschukpflanzung des Herrn Ischaesch bei Mufesa, hart an der Eisenbahn gelegen und noch zum Bوندهilande mitgerechnet, ist bereits über das Stadium der Versuche heraus und wirft bereits seinem Besitzer reichen Gewinn ab. Der Herr dieser zurzeit etwa 1000 ha großen Plantage kann als das Prototyp der Pflanzergelten, die wir hoffentlich recht bald in großer Zahl in der Kolonie haben werden.

Als mittelloser Mann, gärtnerisch vorgebildet, kam er hinaus, hat an dem damaligen Endpunkt der Eisenbahn in Mufesa den Karawanendienst nach den Usambarabergen eingerichtet und geleitet, dabei sich die Mittel erworben, um seine Plantage allmählich ausbauen zu können und darf jetzt getrost als ein reicher Mann angesprochen werden, obgleich auch er anfangs vergebliche Versuche nach verschiedenen Richtungen gemacht hat. Die Tabakkulturen, die er zuerst in großem Umfange anlegte, mußten wieder aufgegeben werden; die Zuckerrohrpflanzung, die er noch heute in einer Ausdehnung von etwa 50 ha gut bestandenen Rohres an den Ufern eines wasserreichen, kleinen Flusses besitzt, hat zwar leidlich gute Erträge erzielt, da der Besitzer verständig genug war, sich mit einfachen Mühleneinrichtungen zu begnügen, ohne kostspielige Apparate für den kleinen Betrieb anzuschaffen. Aber einfache Pressen, mit Maultieren betrieben, die leider nur zu oft dem verderblichen Stich der Esesfliege zum Opfer fallen, können keine großen Gewinne abwerfen, namentlich, wenn das an und für sich sehr saftige und zuckerreiche Rohr auf den Köpfen der

Neger von den Feldern zur Mühle getragen werden muß. Der Rum, den er in einer einfachen Brennblase aus dem Zuckersaft destillierte, war ein durchaus brauchbares, wenn auch nicht hoch aromatisches Getränk, konnte aber bei den Absatzbeschränkungen, von denen ich vorher gesprochen habe, nicht zu einem rentablen Verkaufsprodukt gemacht werden. Dagegen leuchtete uns am Abend der Schein einer Spiritusglühlampe, für die das Zuckerrohr gleichfalls den Brennstoff geliefert hatte und bei den natürlichen Annehmlichkeiten der nicht rußenden und vor allen Dingen kaum wärmenden Spiritusbeleuchtung sollte man diesen Rohstoff für die Brennerei zu ähnlichen Zwecken mehr ausbeuten.

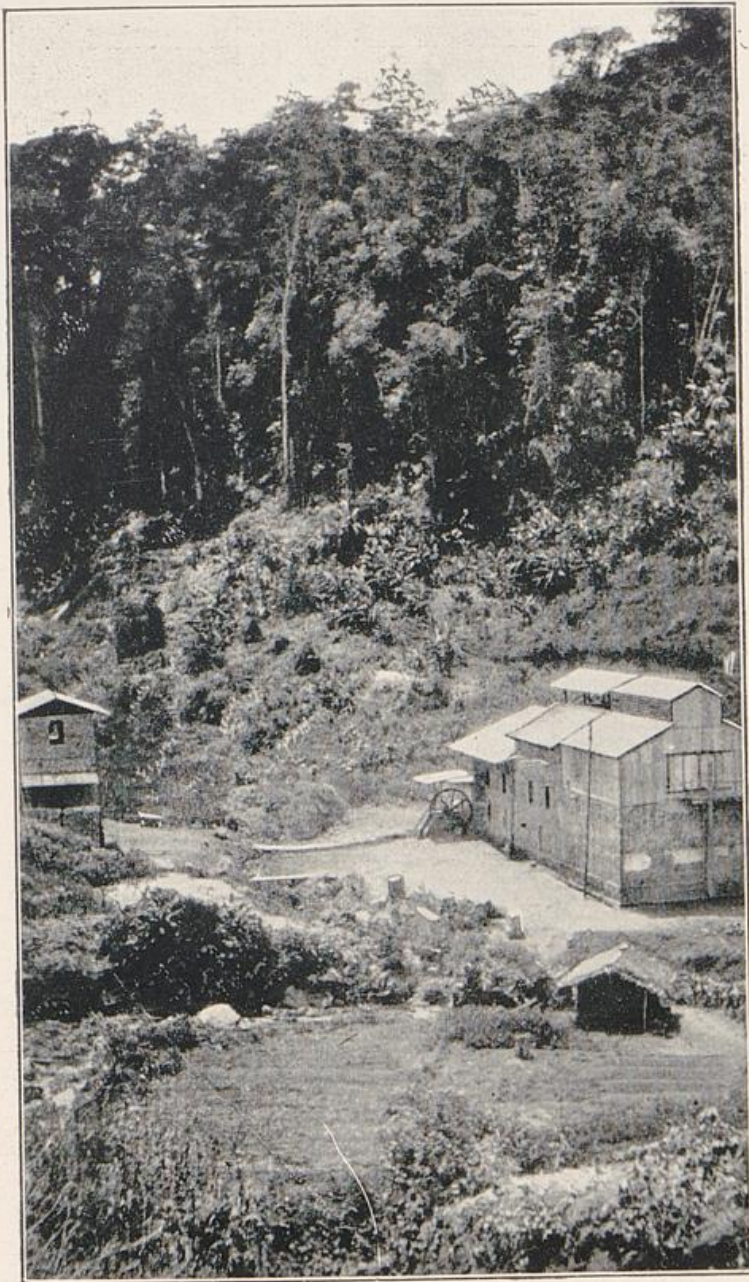
Der Glanzpunkt der Plantage aber waren die geradezu mustergültigen Anpflanzungen von *Manihot Glaziovii*, die zurzeit meiner Anwesenheit etwa 1000 Morgen in dicht geschlossenen Beständen bedeckten, und in einer Weise gleichmäßig und üppig wuchsen, daß es eine wahre Freude war, diese Kultur mit dem Besitzer zu durchwandern. In schönen geraden Linien zogen die jungen Pflanzen sich die sanft ansteigenden, humusreichen Abhänge hinauf, sauber gehalten und da, wo die Bestände bereits ein Alter von etwa $1\frac{1}{2}$ —2 Jahren erreicht hatten, mit ihrem dichten Laubdach den Boden so beschattend, daß kaum noch ein Reinhalten und Bearbeiten desselben erforderlich war. Die ersten 16000 Pflanzen, die vor etwa drei Jahren gepflanzt wurden, hatten damals bereits eine Erflingsernte ergeben, die pro Jahr und Baum einen Reinertrag von etwa 1 Mk. dem glücklichen Besitzer lieferte. 250000 Bäume werden in allernächster Zeit tragfähig sein und man kann sich leicht die Rente des Unternehmens ausrechnen, wenn man diese Einheitszahlen

zugrunde legt. Kein Wunder, wenn der Besitzer mit berechtigtem Stolz seine schöne Plantage zeigte, die in der ganzen Kolonie als nachahmenswertes Beispiel hingestellt wird und nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, die Kautschukkultur schnell populär zu machen.

Erwähnen will ich noch, daß auf dieser, meines Erachtens, besten Plantage der ganzen Kolonie noch eine Menge anderer tropischer Nutzpflanzen probeweise gezogen wurden. Eine kleine Fläche von üppig gedeihendem Liberiakaffee wird neben der Versorgung des eigenen Haushalts noch immer einen ganz annehmbaren Überschuß liefern. Etwa ein halbes Hundert junge Kakao-bäume waren probeweise gepflanzt und die etwa 3 m hohen jungen Stämme zeigten bereits ungewöhnlich reichen Fruchtansatz. Ebenso waren große Kokospalmenplantagen vorhanden, deren Früchte vorteilhaften Absatz fanden, Kapokbäume waren mit Fruchtkapseln behangen, einige Ölpalmen usw. zeigten ungewöhnlich kräftiges Wachstum und ein kleiner Hain von Teakhölzern enthielt Stämme, die nach zweijährigem Wachstum bereits 5—6 m hoch waren. Größere Bestände wären die beste Sparbüchse für die Zukunft.

Auch Pferdezucht und Maultierzucht gedeihen unter der sorgfältigen Pflege des Pflanzungsleiters.

Er hatte bereits begonnen, eine neue Plantage anzulegen, denn mit Recht wollte er von den 1000 ha der ersten Pflanzung nicht mehr als die Hälfte in eigene Kultur nehmen, um den Rest des Landes den bei ihm angesiedelten Arbeitern zur Gewinnung eigener Nahrungsmittel übrig zu lassen. Große Arbeiterkolonien sind aber für eine tragfähige Gummipflanzung ebenso notwendig wie



Aufbereitungsanstalt der Kaffeeplantage Sakarre.

für die Sisalpflanzen. Wir berechneten, daß etwa ein Arbeiter pro ha ständig erforderlich sein wird für die Gummigewinnung, selbst wenn die Leute allmählich geschickter werden und, wie es jetzt schon vorkommt, pro Tag mehr als 2 Pfund zapfen lernen.

Soffentlich sind Plantagen wie diese im reichen Panganital bald nicht mehr die Ausnahme, sondern die erfreuliche Regel!

In den Kaffeepflanzungen West-Ussambaras.

Ein Extrazug der Ussambarabahn hatte mich nach der Rückkehr von der Plantage des Herrn Lettre im eleganten Salonwagen an den Endpunkt der wichtigen Verkehrsstraße, nach Mombo, gebracht, um von hier aus den Aufstieg in die Berge West-Ussambaras zu beginnen.

Die Bahn und ihre Bedeutung will ich später besprechen.

Am 1. Oktober 1904 war Mombo zur Stadt erklärt und der Bebauungsplan vom Bezirksamt ausgelegt. Im Februar 1905 ward die Bahn eröffnet. Im Oktober desselben Jahres waren bereits sämtliche Bauplätze für Europäerwohnungen, 16 an der Zahl, sowie die Eingeborenenstadt mit 120 Bauplätzen vergeben und größtenteils bebaut. Ein Hotel und mehrere Steinhäuser waren bereits vollendet; 11 große Plantagen in der Nähe der Bahn waren in den letzten Monaten an Europäer ausgegeben, meistens 500—1000 ha groß.

Das war der zunächst sichtbare Erfolg des Eisenbahnbaues, und alle Blicke richteten sich sehnsüchtig in die weitere Ferne, um das sich hier anschließende, überaus fruchtbare Gelände,¹⁾ das sich nach dem Paregebirge

¹⁾ Nach den chemischen Untersuchungen von Bodenproben aus der Baumsteppe westlich von Mombo, die Geheimrat Wohltmann in den „Berichten über Land- und Forstwirtschaft

und dem Kilimandscharo zu hinzieht, an das Eisenbahnnetz anschließen zu können. Man war überzeugt, daß eine schnelle Besiedelung mit Sicherheit zu erwarten sei, sobald die Transportschwierigkeiten überwunden wären, die man damals noch zum Teil durch Schiffbarmachung des Oberlaufes des Pangani glaubte bewältigen zu können. Leider hat sich nach den mir gemachten Mitteilungen diese Hoffnung nicht bewährt, und man wird den baldigen Eisenbahnbau nicht lange hinauschieben können, da sich die Ansiedelungen der Buren und anderer weißer Pflanzler am Meruberge und Kilimandscharo in schnellem Tempo vermehren.

Nach kurzer Besichtigung der vom Gouvernement angelegten Versuchsplantagen, namentlich der großen Baumwollfelder und der eben vollendeten Baumwollginanlage mußten wir uns beeilen, um noch rechtzeitig an das Ziel unserer Reise, nach Wilhelmsthäl, gelangen zu können.

Der Vertreter der dortigen Forstverwaltung, Herr Forstassessor Gieseler, hatte sich uns als treuer, wertvoller Reisebegleiter für die nächsten Wochen angeschlossen; aber die von ihm telephonisch bestellten Reittiere waren leider nicht gekommen, weil die Botschaft nicht ans Ziel gelangt war. Es galt also, den steilen Anstieg zu Fuß zu machen und das war, nachdem wir am Morgen bereits 3—4 Stunden marschiert hatten, für meine alten Knochen keine ganz leichte Aufgabe. Denn mehr als 6 Stunden mußten wir bei heißem Sonnenbrand ständig bergan steigen, um die etwa 1000 m höher gelegene Station zu

in *Deutsch-Ostafrika*“ I. S. 190 ff. veröffentlicht, handelt es sich hier z. Th. um „selten schöne Böden in bezug auf Nährstoffreichtum“, „vorzüglich für Bewässerung“ geeignet.

erreichen. Der ursprüngliche, anfangs nicht mit großem Geschick tracierte, in zahllosen Serpentinien sich den Berg heraufziehende Weg, der für Fuhrwerk wegen der scharfen Kurven und steilen Abfälle nur schwer zu passieren ist, soll durch einen besser ausgewählten, fahrbaren Weg ersetzt werden, dessen Steigungen nicht über 4% hinausgehen. Leider fehlten die Mittel, um diese, meines Erachtens, wichtigste Straße schnell zu bauen und dadurch das aufstrebende Bergland West-Ussambaras mit seinen schönen Kaffeepflanzungen, Gemüse- und Getreideländereien in schnelle Verbindung mit der Eisenbahn zu bringen.

Spät abends kamen wir in Wilhelmsthal an, schließlich so ermüdet, daß wir die großartigen Naturschönheiten des Umbiritales mit seinem mächtigen Wasserfall und seiner schönen Urwaldvegetation trotz des hellen Mondlichtes kaum genießen konnten. Um so herzlicher war der Empfang in dem aus roten Backsteinen solide und zweckmäßig erbauten Bezirksamt durch den damaligen Leiter desselben, Herrn von Kostiz.

Man ist hier oben in einer Höhe von ca. 1500 m über dem Meeresspiegel in eine ganz andere Welt versetzt. Die drückende Schwüle der Tropen macht trotz der Nähe des Äquators wenigstens am Abend einer erfrischenden Kühle Platz, und der Blick aus den Fenstern des Regierungsgebäudes auf das weite Tal mit den schönen Berggründen, die sich bis zu der über 2000 m hohen Kuppe des Majambeberges hintereinander aufstürzten, erinnerte mit den prachtvollen Eucalyptuswäldungen, die vor wenigen Jahren an den Bergabhängen der nächsten Nachbarschaft angepflanzt waren, weit eher an die tannenbedeckten Berge Thüringens als an tropische Landschaftsbilder.

Ein gesundes, von Malaria freies Klima gestattet hier auch den Europäern fleißiges Arbeiten im Freien, und die tropische Sonne, verbunden mit reichlichen, wenn auch nicht ganz regelmäßigen Regenfällen, bewirkt ein üppiges Wachstum aller Kulturpflanzen, das die Arbeit der Ansiedler lohnend und ertragreich macht. Hier ist die Kleinsiedlung auch bereits zur Tat geworden; drei deutsche Kolonisten hatten in unmittelbarer Nähe der Station kleine Besitzungen von etwa 100 ha Landes erworben und betrieben einen wachsenden Getreide- und Gemüsebau, der ihnen die Kosten des Unterhalts reichlich sicherte, bis die von ihnen in sorgsamster Weise gepflegten Kaffeekulturen ertragsfähig werden.

Das Bezirksamt selber hatte versuchsweise eine ziemlich große Kaffeepflanzung angelegt und sie an einen der Ansiedler verpachtet.

Ich habe selten bessere Bestände gesehen. Die Bäume waren, obgleich erst 3—4 Jahre alt, überladen mit Früchten, sie wuchsen ohne alle Schattenbäume und versprachen eine ungewöhnlich reiche Ernte. Die bisher an den Markt gebrachte Ware ist in Deutschland als erstklassig bezeichnet und hoch bewertet worden.

Was mich besonders freute, war die Zuversichtlichkeit und Zufriedenheit der Ansiedler, die, erst seit einigen Jahren hier ansässig, aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, doch bereits auf gute Erfolge zurückblicken konnten und der festen Hoffnung waren, daß sie bei fleißiger Arbeit ganz anders als in der alten Heimat vorwärts kommen können. Sie waren alle von der Überzeugung durchdrungen, daß die schönen Bergtäler um Wilhelmsthäl herum für deutsche Kleinsiedlungen vortrefflich geeignet wären und daß, wenn erst die Fahr-

straße zur Eisenbahnstation vollendet sei, die Produkte ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht leicht lohnenden Absatz finden würden.

Wochenlange Streifzüge durch das reiche Bergland bestätigten und befestigten auch in mir diese Ansicht. Von meinem Aufenthalt im Schumewalde und auf der jetzigen Domäne Kwai, sowie von der zukünftigen Besiedelung des Landes will ich später berichten und den Leser bitten, zunächst mit mir einige der größeren Kaffeepflanzungen zu besuchen.

Sakarrani, der schöne Besitz des aus seinen Kämpfen gegen die Wahehe rühmlichst bekannten Hauptmanns Prince war unser nächstes Reiseziel. Der Weg von Wilhelmsthale dorthin ist lang und schwierig, aber überaus anregend und lohnend. Auf guten Straßen, die den Beweis liefern, wie fleißig hier in den letzten Jahren von der Regierung, den zahlreichen Missionsstationen und nicht minder von den Pflanzungsbesitzern gearbeitet worden ist, ritten wir an den Hängen der leicht bewaldeten, vielfach gut kultivierten Berge entlang.

Überall umgaben schöne, große Bananenhaine die Dörfer; Maisfelder waren in leidlicher Größe bei den zerstreuten Hütten der Eingeborenen angelegt, hier und da sah man auch europäische Kartoffeln, deren Kultur die Schwarzen bald den Ansiedlern abgelauscht und deren Wert sie schätzen gelernt hatten. Bis zu den höchsten Höhen der Berge hinauf, wohl 1800—2000 m über dem Meeresspiegel, waren kleine Zuckerrohrfelder zu sehen, deren süßes Rohr freilich nicht zur Gewinnung von Zucker benutzt, aber als viel begehrtes Nahrungsmittel direkt von den Negern genossen wird. Nur ausnahmsweise sollen die Frauen das Rohr pressen und daraus

Syrupartige Speisen machen, ebenso wie sie vielfach die reifen Bananen, in dieser Gegend das Hauptnahrungsmittel des Volkes, in der Sonne trocknen lassen, um sie aufzubewahren und nach Bedarf Mehl daraus zu bereiten.

Obwohl die Regenzeit erst bevorstand, war doch überall Wasser in genügender Menge vorhanden, und fast in jeder Talspalte rauschte ein Bächlein über die glatt gewaschenen Steine hinweg und wurde nicht selten von den Eingeborenen zu primitiven Bewässerungsanlagen benutzt, indem sie durch horizontale Gräben das Wasser zwangen, durch ihre Bananen- und Maisfelder zu rieseln.

Schöne Viehherden waren vereinzelt auf den offenbar durch regelmäßige Feuer ihres Waldbestandes beraubten Bergabhängen zu sehen und die älteren Ansiedlungen der Eingeborenen waren mit Vorliebe auf hohen Bergfegeln angelegt und mit Steinmauern umgeben, innerhalb deren dicht gedrängt die runden Hütten standen, weil man die Zeit noch nicht vergessen hat, in denen vor Festsetzung der deutschen Herrschaft regelmäßig die räuberischen Massai das Land durchstreiften, um Vieh und Getreide zu rauben. Jetzt sind friedliche Zeiten gekommen, und die Dörfer dehnen sich allmählich nach den Talebenen aus, aber es ist reichlich Platz für deutsche Ansiedlungen vorhanden, und manchen schönen Talsessel passierten wir, der für eine Anlage deutscher Dörfer geradezu ideal genannt werden könnte.

Fließendes, fallendes Wasser, dessen Kraft im Interesse der Bewohner leicht verwertet werden könnte, fruchtbare Talböden, nahrhafte Weiden an den langsam aufsteigenden Berghängen und ein gesundes Klima scheinen

geradezu zur Besiedelung einzuladen, und der verfügbare Raum ist meines Erachtens unendlich viel größer, als von verschiedenen Autoren behauptet worden ist.

Was hier wirtschaftlich auf kleiner Fläche geleistet werden kann, dafür war mir die Trappistenmission zu Gare das beste Beispiel. Ich habe sonst zu meinem lebhaften Bedauern wenige der Missionsstationen besichtigen können; hier machten wir kurze Rast, um zu sehen, was intensive Arbeit in kürzester Zeit geschaffen hat.

Nur klein ist der Besitz der fleißigen Brüder; im ganzen waren 54 ha kultiviert, aber sie ernährten reichlich den Pater mit vier Laienbrüdern und sechs Schwestern, die, ihrem Gelübde treu, schweigsam ihre Arbeit verrichteten. Was sie bisher geschaffen, verdient allerhöchste Anerkennung. Die Arbeit ist streng unter die Glieder der Ansiedlung verteilt. Als Maurer arbeitete der eine Bruder mit mehreren schwarzen Gehilfen an einem großen, zweistöckigen Gebäude, für das er selbst die Ziegelsteine geformt und gebrannt hatte. Die Grundmauern für die neue Kirche waren bereits vollendet. In einer überaus praktisch eingerichteten Tischlerei war ein anderer Bruder von früh bis spät tätig, Türen und Fenster, Dielen und Balken herzurichten und Möbel einfachster Art für die Ansiedlung zu fertigen. Schmiede- und Schlosserwerkstätten waren mustergültig eingerichtet, und Feld und Garten zeugten von der sorgsamsten Kultur. Die Schwestern teilten sich ebenso die Arbeit. Eine von ihnen ist Lehrerin. Wie der Pater den Unterricht der Knaben besorgt, unterrichtet sie die Mädchen. Die anderen leiteten die Garten-, Haus- und Viehwirtschaft, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend regen sie schweigsam die fleißigen Hände.

Reichlich fließendes Wasser durchrieselt die Beete des großen Gemüsegartens; alles gedieh in staunenswerter Weise. Herrliche Blumen, duftende, blühende Veilchen und Rosen waren in Massen vorhanden, ebenso Gemüse aller Art. Erdbeeren blühten und reiften auf weit ausgedehnten Beeten, die Obstkulturen gediehen vortrefflich, obgleich überall erst seit kurzer Zeit die Arbeit aufgenommen war.

Auf den Weiden tummelte sich eine Herde gutgehaltener Rinder, zum Teil bereits wertvolle Halbbluttiere, während im Stalle, sorgsam gefüttert und vor jeder Ansteckung geschützt, ein importierter Allgäuer Bulle und eine ebensolche Kuh standen, deren junger Nachwuchs zur Freude seiner Pflegerin vortrefflich gedieh. Pferde und Esel weideten in der Koppel, leidlich kräftige Ochsen zogen Pflug und Egge. Auch Schweine- und Federviehzucht wurde mit großem Erfolg betrieben.

Die Roggen- und Gerstenfelder waren zum Teil schon abgeerntet, aber die Kartoffeln und der Mais standen in vollem Wachstum auf den Feldern, und mit vortrefflichem Schwarzbrot aus selbst gebautem Roggen, mit tadelloser, frischer Butter, wohlschmeckendem Schinken und Savelatwurst wurden wir in liebenswürdigster Weise von dem Pater bewirtet, der uns damit zeigen wollte, was seine Wirtschaft zu leisten vermochte.

Aber Getreide, Obst und Vieh wurden hauptsächlich für den eigenen Bedarf gezogen, nur Kartoffeln und Gemüse wurden in geringen Mengen nach Tanga verkauft. Es fehlte an bequemer Gelegenheit zum Versand. 20000 Kaffeebäume, die bereits im vorigen Jahre eine Ernte von 60 Zentnern gegeben hatten, versprachen dagegen reichlichen Barertrag, ebenso wie eine, etwa 5 ha große

Kultur von Gerberakazien, die nach den Untersuchungen eines versuchsweise versandten Quantums Rinde bald lohnende Exportprodukte liefern wird.

Das Ganze gab den erfreulichen Beweis, daß fleißige Arbeit hier auch für den Europäer möglich und vor allen Dingen gewinnbringend ist, denn die Mission erhielt sich nicht nur selber, sondern konnte aus den Erträgen ihrer Kaffeelernte bereits Überschüsse an das Mutterhaus abgeben.

Arbeiter waren in genügender Menge vorhanden, sie erhielten täglich 20 Heller (27 Pfennig), machten aber stets nur für 14 Tage Akkord, weil sie trotz höheren Lohnes, den man ihnen bot, sich nicht entschließen konnten, längere Verpflichtungen einzugehen, sondern jedesmal erst nach Wochen oder Monaten der Ruhe wieder zur Arbeit zurückkehrten.

Die Schulkinder erzieht man selbstverständlich auch hier vor allem zur Arbeit und sucht aus ihnen tüchtige Handwerker, Garten- und Feldarbeiter heranzubilden.

Als wir nachher weiter ritten und schon mehr als 20 Minuten in flottem Tempo den Weg bergab verfolgt hatten, überholten wir — ein seltenes Bild in der afrikanischen Wildnis — zwei deutsche Schulkinder, einen Knaben und ein Mädchen, die beide, mit dem Schulranzen auf dem Rücken, dem nahen Elternhause zustrebten, das unten im Tale gelegen, einen neuen Ansiedler beherbergte, der bereits begonnen hatte, Kaffee- und Getreidekulturen mit eigenen Händen anzulegen.

Nach längerem, anstrengendem Ritt durch zahlreiche, fruchtbare Täler und ungewöhnlich steilem Anstieg durch einen fast ganz mit Bananen bestandenen, hohen Berg-
 abhang, kamen wir am späten Nachmittage bei dem Besitz

des Herrn Hauptmanns Prince an. Mehr als eine Viertelstunde weit waren uns die beiden ältesten Knaben auf ihren kleinen Ponny's entgegengeritten, und die liebenswürdige Frau des Besitzers, deren ostafrikanische Reiseschilderungen sie in den weiten Kreisen der Kolonialfreunde bekannt und beliebt gemacht haben, hieß uns in ihrem schönen Heim willkommen. Der kunstsinige Hausherr hat dieses, aus dem vorhandenen Material solide erbaute und mit mächtigem Strohdach bedeckte, stattliche Haus zu einem überaus behaglichen Wohnsitz gestaltet. Nach seinen Zeichnungen waren aus den wertvollsten Edelhölzern des benachbarten Urwaldes von einem indischen Tischler Möbel und Wandbekleidungen kunstvoll geschnitten, und zahlreiche Jagdtrophäen, Elefantenzähne, Löwen- und Leopardenfelle vervollständigten die geschmackvolle, eigenartige Dekoration.

Die Lage des Hauses auf halber Höhe des Berges mit einem prachtvollen Blick über die zum Tal sich herabziehenden, dunkelgrünen Kaffeepflanzungen zu den schönen Urwaldbäumen der umschließenden Berge, überragt von einer ungewöhnlich üppigen Waldvegetation, die durch einen freien, breiten Platz vom Hause getrennt, als wunderbarer Naturpark sich an die Kulturflächen anschließt, macht den Besitz zu einem geradezu beneidenswerten Juwel.

Fließendes Wasser für alle wirtschaftlichen Zwecke war reichlich vorhanden, die Regenmengen, die hier in dem waldbreichen Bergland fallen, sagen dem Kaffee ebenso wie all den Gemüse- und Obstkulturen außerordentlich zu, so daß alles in einer Üppigkeit gedieh, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Wir sahen wohl ein Duzend Pfirsichbäume, deren

Kerne vor etwa 2 Jahren in die Erde gesteckt waren, jetzt bereits zu mächtigen, mehrere Meter hohen Büschen herangewachsen, die mit vielen Hunderten von etwa walnußgroßen Früchten wie besät waren. Europäisches Gemüse von allen Arten war reichlich vorhanden, und die sorgsame Hausfrau zeigte uns mit besonderem Stolz ihren mit Enten, Gänsen, Puten und Hühnern wohl assortierten Geflügelhof. Wenn man sich dann vergegenwärtigt, daß hier ein wunderbares Klima in einer Höhenlage von etwa 1600 m den dauernden Aufenthalt auch dem Europäer gestattet, so wird man es verständlich finden, wenn die Besitzer mit treuer Anhänglichkeit an dieser Scholle haften.

360 000 Kaffeebäume waren bereits in dem gegen den Wind durch den Urwald geschützten Talkessel gepflanzt worden. Die erste Ernte war im Gange und gab zu den besten Hoffnungen Anlaß. Die tragfähigen Bäume waren geradezu überladen mit Früchten, so daß man fast Sorge haben konnte, daß die Bäumchen sich übertragen und allzu schnell ihre Ertragsfähigkeit verlieren. Da aber die weit ausgedehnten reichen Weiden große Viehhaltung gestatten und eine ungewöhnlich stattliche Herde (darunter viel gutes Halbblut) vorhanden war, hoffte der Besitzer mit Hilfe des gewonnenen Düngers die Erhaltung der Bodenkraft der Plantage erreichen zu können.

In der ihm gleichfalls gehörenden Nachbarplantage Herkulo, die sich durch stärkere Regenmengen auszeichnet, sollten die Ernteaussichten noch besser als in Sakarrani sein. Man fürchtete nur, für die eigentliche Ernte Arbeiterschwierigkeiten zu begegnen, weil die in der Nachbarschaft wohnenden Waschamba unverständlicher

Weise von der evangelischen Mission abgehalten wurden, zur Arbeit zu gehen.

Wenn die jetzt begonnenen Wegebauten bald vollendet und die Arbeitsschwierigkeiten, wie zu erwarten steht, durch verständiges Eingreifen der Regierung beseitigt werden, dürften diese wunderbar gelegenen Plantagen ihren Besitzern wohl auch angemessenen Lohn ihrer Arbeit bringen, trotzdem der Kaffee zurzeit auf dem Weltmarkt so entwertet ist, daß nur in den günstigsten Gegenden die Kaffeekulturen besondere Renten abwerfen.

Der rastlos tätige Hauptmann Prince hat deshalb, um sicher zu gehen, auch bereits die Kultur von Kautschuk in einer anderen, im Tiefland gelegenen Plantage in Angriff genommen, um nicht allzu abhängig von einer einzigen Großkultur zu sein.

Nach einer bis tief in die Nacht hinein ausgedehnten, besonders fröhlichen Sitzung ritten wir am nächsten Morgen weiter, um der größten Kaffeepflanzung Ostafrikas, Sakarre, einen Besuch zu machen.

Außerordentlich gut gehaltene Wege führten uns zunächst um die ganze schöne Plantage herum, bis wir nach Durchreiten eines gutbebauten Tales auf den großen Kommunalweg kamen, der von Baga nach der Bahnstation Korogwe führt. Dieser, mehr als 60 km langen, gut fahrbaren, 3—4 m breiten Straße folgten wir in stundenlangem, scharfem Ritt. Überall trafen wir scheinbar gute, kräftige Roterden mit schöner Vegetation, reichliches Weideland, Bananen-, Zuckerrohr-, Mais- und Kartoffelfelder. Stundenlang konnten wir in einer Höhe von etwa 1500 m, am Berghang entlang reitend, diese offenbar in früheren Zeiten reichlicher von Negern bewohnten, jetzt verhältnismäßig dünn besiedelten Ländereien

in scharfen Gangarten durchheilen, bis unsere kleinen Ponny's und wir selber nach achtstündigem Ritt so müde waren, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, in Balangaii, der Kaffeepflanzung der Ostafrikanischen Pflanzengesellschaft, einzukehren. Wir sahen vom Wege aus unten im Tale die schönen Kulturen und das stattliche Wohnhaus durch die Gebüsch hindurchschimmern, und da der Weg nach Sakarre noch immer einige Stunden weit war, entschlossen wir uns kurz, den steilen Fußpfad durch den Urwald herabzureiten, um kurze Rast im Hause des Herrn Hoffmann, des jetzigen Pflanzungsleiters, zu halten.

Die Pflanzung war gleich der derselben Gesellschaft gehörigen Besitzung Lewa lange Zeit wenig rentabel gewesen, vielleicht weil Fehler in der Verwaltung gemacht waren. Der jetzige Leiter hat offenbar mit ganz besonderem Fleiß gearbeitet; alle Pflanzungen waren tadellos sauber gehalten, das üppig wachsende Unkraut ward als Gründüngung sorgsam um die Pflanzen herum untergegraben, Wasserfänge waren gemacht, um bei starken Regengüssen das Abschwemmen der Humusteile zu verhindern, und alle Kaffeebäumchen machten den Eindruck kräftigen und gesunden Gedeihens. In kurzen Abständen zwischengepflanzte Maulbeerhecken gewährten dem Kaffee Schutz gegen den Wind und mäßigen Schatten. Ein von der brasilianischen Regierung gesandter, gerade anwesender Sachverständiger, der in Ostafrika die Aussichten der Kaffeekultur prüfen sollte, äußerte sich mir gegenüber ganz entzückt über das, was er hier gesehen.

Um nicht allein von der noch immer unsicheren Kaffeekultur abhängig zu sein, hatte man in ausgedehntem Maße Chininpflanzungen angelegt, die bisher vortrefflich

gediehen und vielleicht dazu beitragen, die Rente des Besitzes befriedigend zu gestalten.

Ein ganz ungewöhnlich schöner Urwald umgab die Pflanzung, er grenzte an die sehr viel ausgedehnteren Wälder von Sakarre. Mächtige, schlanke Stämme, zum Teil von Lianen umrankt, mit Farnkräutern und Orchideen in den Astwinkeln besetzt, drängten aus dem ziemlich steil abfallenden Tal eines rauschenden Flusses zum Lichte, während auf der anderen Seite des Weges in derselben Üppigkeit die mächtigen Waldbäume wucherten. In fortwährenden Windungen schlängelte sich der Weg am Berge entlang, aus allen Talfalten strömte in kleinen Raskaden reichlich Wasser herab, das wir auf Triften überschreiten mußten, die überaus praktisch aus lose übereinander geschichteten Steinblöcken bestehen, zwischen denen das Wasser, ohne den Verkehr zu hindern, hindurchrieseln kann, während eine Deckschicht klein geschlagener Steine dem Fuß sicheren Halt bietet.

Endlich lichtete sich der Urwald, dessen reiche Holzbestände bisher noch in keiner Weise genutzt sind. Wir sahen die ersten Kaffeekulturen Sakarres. Zahlreiche, ungewöhnlich üppige, wilde Bananen ragten aus dem Gestrüpp am Wege hervor, sie gehörten nicht zu den fruchttragenden Sorten, sondern liefern einen ausgezeichneten Hanf, dem Manilahanf ähnlich; ihre schönen, oft 3—4 m langen und etwa 60 cm breiten Blätter gewährten einen herrlichen Anblick.

Nach etwa zwölfstündigem Ritt stiegen wir vor dem großen Herrenhaus von Sakarre aus dem Sattel. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich hier eingefunden, und trotz der Ermüdung mußten wir bis in die späte Nacht bei fröhlichem Trinkgelage ausharren. Während meine

Begleiter dann bis in den hellen Tag hinein schliefen, benutzte ich die Gelegenheit, mit dem damaligen Pflanzungsleiter, der erst vor kurzem aus Mexiko herüber gekommen war, die Kaffeekulturen und die Fabrikanlagen der Plantage zu besichtigen.

Mehr als 1 Million Kaffeebäume sind hier in den humosen Bergabhängen gepflanzt worden, und Terrains zu weiteren Kulturen waren im Überflusse vorhanden.

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Haupthofes, ziemlich hoch gelegen, sind äußerst solide und praktisch eingerichtet. Schöne Gartenanlagen mit den feinsten europäischen Gemüsearten, gewaltige, 3—4 m hohe und breite Rosenbüsche, übersät mit duftenden Blüten in den verschiedensten Farben, zieren die nächste Umgebung. Sorgsam gepflegte, breite Wege durchziehen die Pflanzung nach allen Richtungen hin. Ein großer Fahrweg mit kostspieligen Brückenbauten ist vor einigen Jahren von der Pflanzung bis an die Bahnstation Korogwe mit einem Kostenaufwand von etwa 70 000 Mk. gebaut worden, und obwohl man hier keinerlei vergebliche Experimente mit anderen Kulturgewächsen gemacht hat, sind leider bisher die finanziellen Erträgnisse des großen Unternehmens noch nicht befriedigende gewesen. Obgleich die Kaffeebäume, wie es schien, mit großer Sorgfalt gepflanzt sind, hat sich doch die Hoffnung auf reiche Ernte, zu der sie anfangs berechtigten, leider nicht erfüllt. Sie trugen wohl in den ersten Jahren zu reichlich; die ungewöhnliche Trockenheit des Jahres 1900 hat auch dazu beigetragen, große Lücken in die Bestände zu reißen, mangelnde Kenntnis in der Wartung und Pflege der Pflanzen mag weiter verschuldet haben, daß dieselben Bäume, die im Jahre zuvor überreich mit Früchten



Durch die reiche Ernte geschwächte Kaffeebäume.

behangen waren, im nächsten Jahre oft kahl und blattlos wie Besenstiele dastanden und erst allmählich wieder durch geschickten Baumschnitt, sorgfältige Bearbeitung des Bodens und Verwendung des vorhandenen Düngers tragfähig gemacht werden konnten. Mit größter Sorgfalt waren unten in einem von fruchtbarem, tiefgründigem Humusboden bedeckten Tale neue Pflanzbeete angelegt worden, die, reichlich gedüngt und gut bewässert, schöne, kräftige Pflanzen trugen. Man hoffte, durch Ersatz einiger ungeeigneter Ländereien die Durchschnittserträge bald steigern zu können.

Allzuviel Hoffnung auf hohe Rentabilität der Pflanzung hegten jedoch die damaligen Leiter derselben nicht.

Die Aufbereitungsanstalten zum Entschalen, Trocknen und Polieren des Kaffees waren, etwa 5 km von dem Hauptgehöft entfernt, im Tale des Garaya angelegt, dessen Wasserkraft durch eine mächtige Turbinenanlage ausgenutzt wurde, die bis zu 100 HP zu entwickeln imstande war. Auf einer mehr als 4 1/2 km langen Rinne aus verzinktem Eisenblech wurden mit dem Wasser des Sakarrefalles die in den oberen Kulturen geernteten Kaffeebeeren zu der Aufbereitungsanstalt herangeschwemmt. Diese Leitung, ein kühnes, technisches Unternehmen in Anbetracht des Mangels an Hilfskräften, leistete vortreffliches, sie beförderte den Kaffee auf jene Entfernung in etwa 1 Stunde zu den Pulpemaschinen und konnte in 1 1/2 Minuten etwa 1 Sack Kaffee von 60 Pfund transportieren. Nur klagte man darüber, daß sie viel Reparaturen erforderte und vielfach gestört würde, weil sie zeitweilig nicht weniger als 15 m hoch auf Holzgerüsten über tiefe Täler hinweg geleitet werden muß.

Der Versand des fertigen Kaffees kann auf dem neuen Fahrwege mittelst Ochfengespannes zur Bahn erfolgen, und ohne besondere Mühe können von hier auch Kalk und künstliche Düngemittel den Kaffeepflanzungen zugeführt werden, wenn, wie es den Anschein hat, die vorhandenen Mengen von Kompost und tierischem Dünger nicht ausreichen, dem Boden die entzogenen Nährstoffe zu ersetzen.

Auch hier denkt man an Nebenkulturen, um die unsichere Rente aus dem Kaffeebau auszugleichen.

Die ungewöhnlich üppig wuchernden Hanfbananen scheinen zu einer Verwertung geradezu herauszufordern, und die Faser, die versuchsweise aus dem dortigen Bestande mit primitivster Handarbeit hergestellt wurde, hat sich als erstklassiges Produkt erwiesen. Es scheint aber bisher an geeigneten Maschinen zu fehlen, um die außerordentlich saftigen und schwer zu transportierenden Bananenstengel zu entfasern. Handarbeit, wie sie auf den Philippinen zur Bearbeitung des Manilahanfes billig und brauchbar vorhanden ist, kann aber bisher von den dortigen Bewohnern nicht in genügendem Maße geleistet werden, so daß man seitens der Direktion der Gesellschaft noch nicht an den Versuch herantreten ist, in größerem Umfange diese ungemein wertvolle Faserpflanze zu nutzen. Daß aber in ihr für die Zukunft, sobald leistungsfähige Maschinen zur Entfaserung konstruiert sind, ein aussichtsreiches Produkt vorhanden ist, schien mir außer Zweifel zu sein.

Auch die großen Holzbestände, die bisher aus Mangel an Transportgelegenheit in keiner Weise genutzt werden konnten, dürften für die Gesellschaft eine sehr wertvolle Reserve für die Zukunft bilden; denn die Transport-

In den Kaffeepflanzungen West-Ufambaras. 227

schwierigkeiten müßten sich bei ernstem Willen sehr wohl überwinden lassen.

Frühere Versuche, durch Viehzucht, namentlich durch Schweinehaltung in Verbindung mit Kartoffel- und Getreidebau, Nebeneinnahmen zu erzielen, haben keine Rente, sondern nur Verluste gebracht. Vielleicht, weil man nicht konsequent genug die einmal begonnene Zucht fortgeführt hat, vor allem aber, weil es an Absatz für die Erzeugnisse der Schweinezucht fehlte, da die meist dem Mohammedanismus anhängenden Bewohner der Küste alles Schweinefleisch ängstlich meiden.

An Arbeitskräften fehlte es der Plantage bei unserer Anwesenheit in keiner Weise. Durch verständige Behandlung hatte man Waschamba und Banyamwesi zu fesseln gewußt. Das Pflücken der Kaffebeeren erfolgte zum Teil durch Frauen, die während der Erntezeit für 10 Heller täglich einen halben Tag gern zur Ernte kamen, aber nicht geneigt waren, den ganzen Tag über tätig zu sein. Durch Einrichtung eines reichlich beschickten Marktes und Anlage eines eigenen Ladens, der, von einem Sinder verwaltet, den Negern der Umgegend ihre Bedarfsartikel zu billigen Preisen lieferte, hatte man die Arbeiter an die Pflanzung zu gewöhnen verstanden; denn wo der Neger reichlich Nahrung findet, bleibt er gern, namentlich wenn ihm, wie hier in einem viehreichen Lande, auch regelmäßige Fleischnahrung geboten werden kann.

Der Arbeitslohn wurde in Marken gezahlt, von denen je 30 mit 9 Rupie eingelöst wurden. Der Händler nahm diese Marken als bares Geld. Die Arbeiter benutzten sie gern, weil sie dadurch jeden Tag ihren Lohn in die Hand bekamen und Freiheit in der Wahl ihrer Arbeitszeit erhielten.

Obgleich wir selbst und unsere kleinen Reittiere nach den anstrengenden Märschen der letzten Tage wohl einige Ruhe verdient hätten, ritten wir doch am nächsten Mittag weiter, um noch nach Umbangulu zu Herrn Wiese zu kommen.

Der Weg ging anfangs ziemlich steil durch die Kaffeepflanzung bergab, dann durch ein schönes, breites, mit dichtem Urwald bestandenes Tal. Ein Führer, den wir aus dem Dorfe mitnahmen, lief in schlankem Trabe vor unseren Reittieren einher, und wir folgten ihm wohl eine halbe Stunde lang in scharfer Gangart, bis es wieder ziemlich beschwerlich bergauf ging auf gut gehaltenen und frisch gesäuberten Wegen an zahlreichen Negeransiedelungen vorbei, deren Kulturen den Beweis lieferten, wie ertragreich der scheinbar tiefgründige Boden ist.

Die Dorfvorsteher mußten wohl von unserer Ankunft erfahren haben und, um dem uns jetzt begleitenden Bezirksamtmann von Nostriz ihren Diensteifer zu zeigen, hatten sie alle Wege aufs sauberste gereinigt, so daß es ein wahres Vergnügen war, hier zwischen den ausgedehnten Bananenhainen hindurchzureiten.

Wir passierten am Nachmittage eine evangelische Missionsstation, die in schöner, gesunder Lage, mitten im Urwald, ihr bescheidenes Heim aufgeschlagen, aber bisher wenig Land gerodet und wirtschaftlich verwertet hatte. Die Missionschüler standen in großer Zahl am breiten Wege und riefen mir ihr „Jambo Bwana Kubwa“ zu. Leider mußten wir vorüberreiten, ohne Einkehr zu halten, denn die Zeit war knapp und der Weg noch weit und beschwerlich.

Wie hier vor der Missionsstation hatten sich auf

der ganzen Straße die männlichen Dorfbewohner versammelt, um mich zu begrüßen, denn die Nachricht, daß ein großer, weißer Herr aus Uleia mit großer Karawane und Askaries das Land durchziehe, schien überall hingekommen zu sein, und die Männer ließen es sich nicht nehmen, sich, sauber gepußt, am Wege aufzustellen, während die holden Dorfschönen mit ihrem nackten Nachwuchs in der Nähe der Hütten blieben und nur von ferne mit neugierigen Blicken die Reiter verfolgten.

Traf man einmal in den Bananenhainen oder auf der Landstraße einige Negerweiber, so drückten sie sich meistens in die Büsche mit so verschüchterten Mienen, daß man ihnen ansah, wie ungewöhnlich ihnen der Anblick der weißen Männer war. Erst wenn wir sie mit einem freundlichen „Jambo Bibi“ anriefen oder mein sprachgewandter Reisebegleiter, Herr John Booth, ihnen einige Scherzworte zuwarf, die nicht alle vor deutschen Frauenohren wiederholt werden könnten, blickten sie fröhlich auf, riefen ihr „Jambo Bwana“ oder lachten und jauchzten über den gehörten Wis noch lange nachdem wir vorüber waren.

Auch den Männern tat unser Gegengruß offenbar wohl; sie schienen durchaus friedfertig und mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden zu sein. Ihre Hütten waren sauber, ihre Felder gut bestellt und dehnten sich immer weiter aus, seitdem die Raubzüge der wilden Massai, denen all diese schönen Berge und Weidegründe noch vor 10—12 Jahren fast regelmäßig preisgegeben waren, durch die Macht der Europäer beseitigt sind. Aber die Angst vor den bösen Massai schien doch geblieben zu sein, und wenige Tage später erzählte man mir auf Wugiri als Beweis dafür folgende nette Geschichte:

Die Schwester, die in dem Höhenanatorium Wugiri die Wirtschaft leitet, wollte zum Andenken den Kriegsschmuck eines Massai erwerben; er hatte versprochen, ihr Federschmuck, Schild und Speer zu bringen und kam nun in seinem phantastischen Kriegsschmuck friedlich den Weg nach Wugiri herauf. Kaum näherte er sich dem Dorfe, in dem die Arbeiter und Boys untergebracht sind, als alle in panischem Schrecken das Hasenpanier ergriffen und bis auf den letzten Mann entsetzt in die Büsche flohen; so sehr war die Angst vor dem Repräsentanten dieser früheren Landplage geblieben, daß sie nicht wagten, dem einzigen Vertreter dieser fast vergessenen Kulturperiode standzuhalten.

Der Schluß unseres heutigen Weges war ganz besonders anstrengend, aber von geradezu großartiger, landschaftlicher Schönheit.

Nachdem wir einen breiten, wasserreichen Fluß auf einer seichten Furt passiert hatten, stieg der jetzt nur schmale Fußpfad ungewöhnlich steil bergan. Er zog sich oft kaum einen Meter breit an den Felsen in die Höhe, so daß uns zur Rechten schroff die Felswand emporstieg und zur Linken der Abgrund immer tiefer gähnte. Im Gänsemarsch hintereinander reitend, mußten wir uns ganz auf die Zuverlässigkeit unserer kleinen, ermüdeten Pferde verlassen. Zeitweise hingen die Felsen so über den Weg herab, daß man nur tief gebückt im Sattel sitzen konnte und der Gefahr, in die gähnende Tiefe zu stürzen, recht nahe war. Als dann plötzlich bei einer kurzen Biegung des Weges sich vor uns der weite Blick in die Ebene öffnete, die, von steilen Bergen umgeben, mindestens 500 m tief unter uns lag, überfiel mich fast ein Gefühl des Schwindels beim Anblick dieser ganz unvermittelt,

In den Kaffeepflanzungen West-Ufambaras. 231

fast senkrecht unter uns liegenden, gewaltigen Naturschönheiten. Nicht bloß, um den herrlichen Ausblick zu genießen, sondern auch um die Nerven zu beruhigen, hielt ich mein Reittier für wenige Minuten an. Dann ging mit frischem Mute auf ähnlichem Wege weiter, bis wir zur Höhe gelangten, wo uns Herr Wiese in schärfstem Trabe auf einem prächtigen Hengst entgegenkam und uns dann auf sicheren, breiten Wegen zu seinem schönen Besitz leitete.

Das Herrenhaus von Ambangulu, so kann man das schöne, zweistöckige Steingebäude ruhig nennen, liegt mit den ebenso solide gebauten Wirtschaftsgebäuden auf einem Felsplateau in geradezu herrlicher Lage. Wie eine Nase liegt es in prächtigstem Urwald. Von der Veranda des Hauses schweifen die Blicke über die mächtigen Bergrücken West-Ufambaras in die weite Ferne über die Steppen des Luengeratales hinweg zu den schönen Bergen von Ost-Ufambara. Das absolut zuverlässige Maximal- und Minimalthermometer zeigte für die letzten Jahre eine Höchsttemperatur von 22 Grad, eine niedrigste Wärmemenge von 11 Grad Réaumur. Ein beneidenswertes Klima!

Die Umgebung des Hauses ist mit vieler Sorgfalt und Liebe gepflegt. Schöne Blumengärten, Spargelbeete, die jahraus jahrein frischen Spargel lieferten, Erdbeerkulturen, Gemüsegärten von großer Ausdehnung, schöne Viehweiden, auf denen prächtige Pferde und Maulesel sich tummelten, zeigte uns der Besitzer mit großer Freude. Reichbestandene Luzernfelder und ange säte Weidegräser lieferten für die im Stalle stehenden edlen Reit- und Zuchttiere vortreffliches Grünfutter. Junge Chiniinpflanzungen waren in der Nähe angelegt,

232 In den Kaffeepflanzungen West-Ussambaras.

während sich die Kaffeepflanzung, in der zurzeit etwa 400000 Bäume vorhanden sind, von hier aus in die Bergtäler nach Süden hineinzieht.

Ich benutzte am nächsten Morgen die Gelegenheit, mit dem Besitzer den größten Teil der Pflanzung zu durchwandern und mich von dem Stand der Kulturen zu überzeugen. Der Boden war auch hier tiefgründiger, gelber Tonboden, der, bisher von schwerstem Urwald bedeckt, sehr wohl imstande sein müßte, reiche Kaffeenernten zu tragen. Aber nach den angestellten Untersuchungen schien er nicht besonders reich an Phosphorsäure und Kali zu sein und auch Kalk nicht im Überfluß zu enthalten. Ich habe nachher von dem Besitzer in Europa gehört, daß die auf meinen Rat vorgenommenen Düngungsversuche mit künstlichen Düngemitteln außerordentlich gut gewirkt hätten, so daß er auf doppelte Ernte rechnete. Ich riet ihm auch, durch Zwischensaat von Leguminosen, Stickstoff sammelnde Pflanzen zu gewinnen und durch ihr Unterbringen den Boden humoser und stickstoffreicher zu machen. Ich hoffe, daß auch diese Versuche, ohne große Ankosten zu verursachen, den gewünschten Erfolg haben werden.

Die Aufbereitungsanstalt für den gewonnenen Kaffee war hier geradezu mustergiltig. Sie wurde von einer kräftigen Dampfmaschine betrieben, da das scheinbar in reichlichen Mengen mit starkem Gefälle das Tal durchströmende Wasser doch als Triebkraft nicht ausreichen soll und ein mit der Aufbereitungsanstalt verbundenes Säge- und Hobelwerk große Mengen von Abfallhölzern zur Feuerung der Kessel lieferte, die eine zuverlässigere Betriebskraft zur Verfügung stellten.

Die Transportverhältnisse hindern noch eine größere Ausdehnung der technischen Betriebe; denn an wertvollsten Hölzern fehlt es hier nicht, und die Möglichkeit, sie zum Export nach Europa vorzubereiten und mit Vorteil abzusetzen, ist durch die Erfahrung der letzten Jahre bewiesen. Die Rente des Sägewerkes entsprach vollauf den Erwartungen.

Ein guter, fahrbarer Weg ist zwar nach Korogwe geschaffen worden, aber wenn auch in den Höhenlagen und im Gebirge die Weiden gesund und frei von Eselsfliegen sind, so ist doch die kurze Strecke Weges, die durch die heiße Ebene bis nach Korogwe zurückgelegt werden muß, so gefährlich und die Verluste an Zugtieren waren so groß, daß man den Transport mit Ochsenwagen notgedrungen aufgeben mußte.

Jetzt hatte man dafür einen ganz praktischen Ersatz in der Menschenkraft gefunden. Etwa zehn Neger spannten sich vor die ziemlich kräftigen, gut gebauten, vierräderigen Wagen und beförderten etwa 25 Zentner Last ohne große Schwierigkeiten zu Tal, während sie am nächsten Tage auf dem Rückwege ohne große Anstrengung 10 Zentner auf diese Weise mit heimbringen.

Der Lohn der Neger beträgt für die Hin- und Rückfahrt 4 Rupie, also 5,20 Mark, so daß dieses Fuhrwerk nicht einmal teurer wird, als wenn ein Ochsengespann verwandt werden müßte. Es stellt sich sogar eher billiger, weil nicht täglich Frachten zur Bahn zu bringen sind und die menschlichen Zugtiere in der übrigen Zeit zu anderweitiger Beschäftigung herangezogen werden können.

234 In den Kaffeepflanzungen West-Sumbaras.

Trotzdem plante der Besitzer entweder eine Drahtseilbahn, deren Kosten aber auf 150—180000 Mark veranschlagt waren, zu bauen oder die Anschaffung von Kraftwagen, um das heute sich schon gut rentierende Säge- und Hobelwerk verdoppeln und gleichzeitig große Mengen von künstlichem Dünger für die Kaffeepflanzungen heraufbringen zu können.

Im Schumewald.

Die weiten Waldungen, namentlich auf den Höhen des West-Usambaragebirges, drängen der Regierung beinahe die Pflicht auf, in verständiger Waldkultur diesen wertvollen Besitz zu erhalten und wirtschaftlich zu verwerten. Die Station Wilhelmsthal ist deshalb gleichzeitig Sitz der Forstverwaltung, welcher bisher in den gebirgigen Teilen des Bezirks der wesentlichste Teil der Verwaltungstätigkeit zufällt.

Gerade in jüngster Zeit ist die Verwertung der Holzbestände wesentlich näher gerückt, da die Untersuchungen des Forstpersonals ergeben haben, daß namentlich in dem ausgedehnten Schume- und Schagaiwalde ungemessene Flächen mit wertvollsten Zedernhölzern und dicht geschlossenen Podokarpusbeständen besetzt sind, die seit Jahrtausenden unberührt der Ausbeutung harren. Namentlich das überaus wertvolle Holz der Zedernbäume (*Juniperus procera*) ist auf den europäischen Märkten besonders hoch klassifiziert,¹⁾ und die Firma Wilkins & Wiese

¹⁾ Forstassessor Gieseler kennzeichnet das Holz der ostafrikanischen Zeder im „Pflanzer“ II. d. 7. wie folgt: „Es zeichnet sich dadurch aus, daß es von außerordentlich großer Dauer und sehr guter Struktur ist, daß es insektensicher ist, sehr gute Farbe hat, sich nicht wirft, nicht reißt und sich sehr leicht bearbeiten läßt. Es eignet sich daher besonders zu feinem Möbelholz, zu Furnieren und zu Tafelungen und geringes Holz zur Zigarrenkistenfabrikation (guter Geruch), während es zur Bleistiftfabrikation nicht sonderlich tauglich erscheint. Bewertet worden ist insofgedessen das Holz in Deutschland bis zu 200 Mk. und darüber pro Festmeter.“

hat mit der Regierung im Mai des Jahres 1905 Verträge geschlossen, in denen die letztere sich verpflichtet, ihr jährlich mindestens 3000 fm Zedernholz zu liefern. Die Firma, die bis zu 20 000 fm jährlich verarbeiten will, hatte zur Ausbeutung dieser Bestände ein großartiges Säge- und Hobelwerk in Angriff genommen und wollte mit einer kühnen Drahtseilbahn das Holz von der Höhe des Gebirges zur Ebene herabführen, um es dann der Eisenbahn nach Tanga anzuvertrauen. Da es sich hierbei um finanziell wie wirtschaftlich für die ganze Kolonie hoch bedeutsame Pläne handelt, die auch den Reichszuschuß für die Kolonie allmählich vermindern können, entschloß ich mich zu einem Besuch jener viel gerühmten Waldungen.

Der Weg von Wilhelmsthäl dorthin war noch immer ziemlich beschwerlich und erforderte fast einen vollen Tagemarsch, obwohl der unermüdlige Vertreter der Forstverwaltung in der letzten Zeit außergewöhnliches in der Erschließung jener unzugänglichen Bergwälder geleistet hatte. Etwa 1 Stunde hinter Wilhelmsthäl zweigt der Weg von der eigentlichen Fahrstraße ab. Aus den verhältnismäßig gut bebauten Tälern der Umgebung von Wilhelmsthäl kamen wir bald in die schönen Weideländer der Wambugu, eines den Massai ähnlichen Volksstammes, die nur von der Viehzucht leben und zur Arbeit absolut nicht zu bewegen sind. Große, schöne Viehherden, oft mehr als 100 Stück kräftige Zeburinder zählend, weideten auf den grünen Matten, die in den Bergtälern sich auf weite Entfernungen hinzogen. Die schweren, kräftigen Ochsen hat man in Wilhelmsthäl erfolgreich als Zugvieh benutzt. Die Hütten der Eingeborenen waren meist dicht gedrängt, mit Steinwällen um-

geben, auf einsamen Hügeln angelegt, um den Überblick über das Gelände zu erleichtern. Scheu hielten sich die Hirten von der Karawane fern, sie machten mit ihrem Lederschurz einen völlig anderen Eindruck, als die zur Feldarbeit geneigten Waschamba und Wapare.

Ein scheinbar altes Weib, das, auf einem einsamen Hügel stehend, auf einen langen Stab gestützt, ihre weidende Rinderherde beobachtete, machte einen so eigenartigen Eindruck, daß ich es mir nicht versagen konnte, von der Karawane ab- und in scharfem Trabe auf sie zuzureiten. Sie wollte entfliehen, aber der Ruf des mir folgenden, jugendlichen Boys des Herrn Forstassessors veranlaßte sie, stehen zu bleiben und uns herankommen zu lassen. Sie war die Mutter des prächtigen Jungen, der, erst zwölf Jahre alt, vor wenigen Monaten seinem Stamme entlaufen war und als zuverlässiger, geschickter Diener in den Dienst des Forstbeamten getreten war. Jetzt trat er in gelbem Rafianzuge, die Büchse seines Herrn geschultert, den Patronengürtel umgeschnallt, vor die erstaunte „Mamme“, die, wie ich hörte, wenig zufrieden damit sein sollte, daß er den Stammesfitten untreu geworden war, aber doch mit offenbarem Stolz den freudig bewegten Jungen betrachtete, der sich in seiner europäischen Kleidung natürlich ganz besonders schön dünkte.

Die Frau, nur mit einem aus Leder bestehenden Lendentuch bekleidet, machte mit ihren fast zum Skelett abgemagerten Schultern und Armen und ihren eingetrockneten Brüsten den Eindruck eines uralten Weibes. Sie hatte in jedem Ohr etwa 20 große, dünne Messingringe von etwa 12—15 cm Durchmesser, deren Gewicht die Ohrlappen fast bis zu den Schultern hinunter gezogen hatte. Mit einem über den Kopf gebundenen Leder-

riemen, der die schwere Last tragen half, suchte sie die Ohrlappen zu entlasten. Zahlreiche Schnüre blauer und weißer Perlen hingen an ihrem mageren Halse. Sie schien es aber gar nicht zu begreifen, daß wir sie von allen Seiten mit besonderem Interesse betrachteten, und als ich ihr nachher eine blanke Rupie geben wollte, war sie voller Entrüstung und erst durch das Zureden ihres Sohnes dazu zu bewegen, das schöne Silberstück anzunehmen. Ich hörte nachher, daß sie keineswegs so alt sei, wie ich nach ihrer äußeren Erscheinung erwartet hatte. Der zwölfjährige Boy war ihr ältester Sohn, eine Tochter von acht Jahren lebte noch, die anderen Geschwister waren, wie der Boy nachher erzählte, gestorben. Da die Negermädchen ungewöhnlich früh dem Manne beigegeben werden, wird man ihr Alter schon recht hoch anschlagen, wenn man sie in das Ende der zwanziger Jahre einschätzt.

Der aufgeweckte Junge gefiel mir so, daß ich ihn fragen ließ, ob er nicht Lust hätte, mit mir nach Alleia zu gehen, er solle dort gut behandelt werden und reichen Lohn bekommen. Er erklärte verschämt, daß er gar zu gern die weite Welt sehen möchte, aber er könne nicht fort von hier, er sei der älteste Sohn seiner Mutter und müsse die Wirtschaft übernehmen, d. h. die kleine Hütte beziehen und die ganz stattliche Rinderherde in Zukunft als Eigentum hüten. Außerdem erzählte er nachher, daß seine Mamme ihm eine Bibi gekauft habe, die, jetzt 8 oder 9 Jahre alt, bald heiratsfähig sei und daß er in spätestens $1\frac{1}{2}$ Jahre seinen Hausstand zu begründen gedenke. Da ist es kein Wunder, wenn Männer und Frauen frühzeitig altern, und alte Neger, wie mir nachher Geheimrat Dr. Stuhlmann versicherte, sehr selten zu finden sind.

Aus den schönen Weidegründen kamen wir, langsam bergan steigend und mehrere wasserreiche Bäche durchreitend, allmählich in den eigentlichen Urwald hinein, durch den die Forstverwaltung vor kurzem einen freilich noch nicht vollendeten schmalen Reitweg zur Höhe des Passes hinaufgeführt hatte und von dort weiter in die eigentlichen Zedernwäldungen mehr als 30 km weit fortbaute.

Ein dichtes, undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen und bis zu armstarken Lianen, unter denen sich manche Gummiliane befand, bildete das Unterholz dieses herrlichen Waldes. Gewaltige Baumriesen reckten ihre Stämme und Wipfel zum Lichte empor; alte Mwulebäume, mit einem Stammesdurchmesser von mehreren Metern fielen besonders auf, ihr rötlich glänzendes, dem Mahagoni ähnliches Holz, wird sehr gesucht und könnte auch von hier einen guten Ausfuhrartikel geben. Schlanke Podokarpusbäume in zwei verschiedenen Varietäten bildeten in dem mannigfaltigen Gemisch großer Waldbäume den überwiegenden und für die zukünftige Nutzung vielleicht wichtigsten Bestandteil.

Leider hat man der Erforschung der Waldfauna noch viel zu wenig Beachtung geschenkt, so daß auch mein sachverständiger Begleiter mir zu seinem eigensten Bedauern immer wieder sagen mußte, daß er noch gar nicht wisse, was die prächtigen Stämme für Nutzholz lieferten, ob und wie es zu verwerten sei.

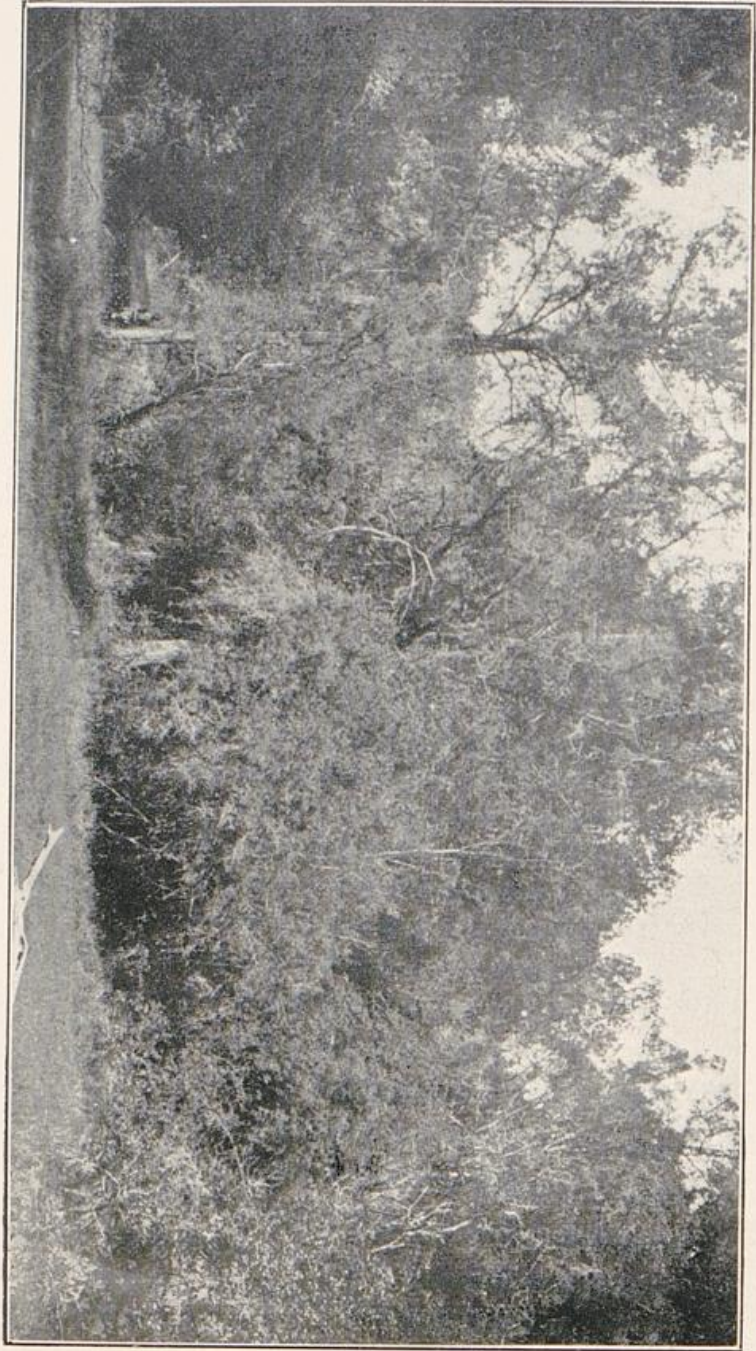
Bereinzelt fanden sich auch in diesem, auf den Südabhängen des Gebirges gelegenen und besonders feuchten und wasserreichen Teile des Waldes schon einzelne Zedern, die offenbar uralte, teilweise schon im Absterben begriffen, aber selbst, wo sie von Sturm gefällt auf dem Boden

lagen, so daß die äußeren Jahresringe allmählich der Verwesung verfallen waren, doch im Innern ein außerordentlich schönes, rosafarbenes Holz zeigten, das selbst bei diesen gefällten Baumriesen noch immer der Ausnutzung wert schien.

Bis zur Höhe des Majambepasses, der mit einem scharfen Grat die Wasserscheide bildet, hatte der Urwald einen durchaus tropischen Charakter. Orchideen und Farren nisteten in den Astwinkeln, wilde Bananen sproßten an den Ufern zahlreicher Waldbäche empor, und vor allen Dingen ungewöhnlich schöne, bis zu 5—6 m hohe Baumfarne entfalteten in Anmassen ihre feingefiederten Wedel und folgten unserem Wege fast bis zur Paßhöhe, bis zu 2000 m hinauf. Dann senkte sich der Weg, und das Bild änderte sich in aller kürzester Zeit.

Am südlichen Abhang stoßen sich offenbar die vom Tal heraufkommenden feuchten Winde, die Wolken werden festgehalten und gezwungen, ihre Wassermassen in reichlichem Regen niederzuschlagen. Der nördliche Abhang dagegen ist wasserarm und trocken, von Baumfarren, Bananen, Orchideen usw. ist keine Spur mehr vorhanden. Freilich wuchert das Unterholz, von Lianen durchzogen, auch hier so, daß ein Eindringen in diese Wildnis fast zur Unmöglichkeit gehört. Aber der Baumwuchs ist ein ganz anderer. Allmählich überwiegen die gesuchten Zedern immer mehr, mit langen, weißen Bartflechten behangen, stehen sie oft dicht gedrängt beieinander. Die schmalen Täler ziehen sich hier meilenweit fast eben zwischen den Hängen des Bergwaldes hin, mit saftigem Gras bestanden, das von zahlreichen, weidenden Rinderherden kurz gehalten wird. Das Ganze macht viel eher den Eindruck einer norwegischen Landschaft, als den eines tropischen

Gebirn im Schummevald.





Cedern im Schumewald.

Urwalds. Wasser scheint selten zu sein, nur ab und zu fanden sich in den tieferen Talsenkungen sumpftartige Weiher, durch deren hohes Schilfgras wilde Büffel ihre Pfade getreten hatten. Aus aufgeschichteten Rundhölzern, mit Gras bedeckt, hatte man vorläufige Übergänge über diese Sumpfstellen geschaffen.

Eine erfrischende, kühle Luft umfing uns, und in flottestem Galopp jagten wir oft kilometerweit über den kurzen, grünen Rasen. Auch unseren Reittieren schien die Gelegenheit, nach dem schwierigen Klettern in den unebenen, felsigen Pfaden des dumpfigen Urwaldes einmal ordentlich ausgreifen zu können, ganz willkommen zu sein.

Nach stundenlangem Ritt kamen wir am späten Nachmittage am Ziele unserer Reise an.

Ein aus jungen Zedernstämmen erbautes und mit der geschälten Rinde der Zeder bedecktes, stattliches Blockhaus lag mitten auf einer der schönen Waldblößen; rund umgeben von dichtem Urwald — hauptsächlich Zedern, schwermütig mit langen Bartflechten behangen — machte es mit seinen grüngestrichenen Fensterläden und der gleichfalls aus jungen Rohhölzern gezimmerten Veranda einen hier unter dem Äquator nicht erwarteten, aber um so erfreulicheren Eindruck.

Ein junger Förster und ein Vertreter der Firma Wilkins & Wiese hatten in diesem, von der Forstverwaltung mit geringen Mitteln errichteten Stationshaus vorläufige Unterkunft gefunden. Ein Duzend mit Gras bedeckte, niedrige Hütten beherbergten eine Anzahl Waldarbeiter. Stallungen für Rinder und Reittiere hatte man aus demselben einfachen Material hergestellt und war damit beschäftigt, die Umgebung des anmutigen

Blochhauses unter Benutzung der natürlichen Vegetation in einen einfachen Naturpark zu verwandeln, das gute, sanft abgedachte Kulturland aber durch Pflug und Hacke für Mais und Kartoffelpflanzungen vorzubereiten.

Das Blochhaus liegt in einer Höhenlage von annähernd 2000 m, und in der Nacht sank das Thermometer so tief, daß am Morgen leichte Spuren von Reif sichtbar und wir froh waren, daß in dem mächtigen Kamin ein prasselndes Feuer von harzigem Zedernholz eine behagliche Wärme verbreitete. Gegen Morgen aber froren wir in den einfachen, mit Moos und Flechten gepolsterten Bettgestellen, trotzdem wir uns in doppelte Wolldecken gehüllt hatten, ganz anständig. Unsere Boys hockten zähneklappernd um mächtige Lagerfeuer herum und schienen wenig erbaut von diesem Tropenklima.

Den ganzen nächsten Tag benutzte ich dazu, um meilenweit die Umgegend zu durchstreifen und uns von dem Vorhandensein der vielgerühmten Zedernbestände zu überzeugen. Unbestreitbar ist die Verwertung derselben hier auf dem Hochplateau verhältnismäßig leicht, weil, wie schon gesagt, die baumlosen, als Weide dienenden Täler oft kilometerweit fast horizontal verlaufen und deshalb der Anlage von Waldbahnen keinerlei Schwierigkeiten bereiten, die sanft ansteigenden Berghänge dagegen das Heranschleppen der gefällten Stämme verhältnismäßig leicht machen.

Auf einer weiten, viele Hunderte von Hektaren großen, baumlosen Grasebene waren bereits für das zukünftige Sägewerk die ersten Vorbereitungen getroffen, d. h. aus starken Stämmen die Magazine und Wohngebäude für

die Luffeher und Arbeiter in Angriff genommen. Die Zedern der Nachbarschaft waren mehrere Meter hoch ihrer Rinde entkleidet, die man als überaus wertvolles, dauerhaftes Bedeckungsmaterial für die Häuser benutzte. Man hatte die Absicht, das weite, scheinbar fruchtbare Gelände, aus schwerem Tonboden bestehend, als Getreideland zur Ernährung der Arbeiter zu benutzen und hoffte später auch für den Export Mais und Getreide bauen zu können, da die hier absolut gesunde Weide die Haltung von kräftigen Zugtieren gestattet. Auch lohnende Viehzucht wird sicherlich hier getrieben werden können, wie die gut genährten, zahlreichen Viehherden der Eingeborenen bewiesen.

Vorbedingung ist natürlich, die gewonnenen Produkte aus diesen weltfernen Gegenden ohne große Kosten an die Verkehrsstraßen bringen zu können. Das ganze große Unternehmen basiert deshalb auf dem zu schaffenden Anschluß an die Usambaraeisenbahn; deshalb will man, wie schon gesagt, von der Höhe des Gebirges zum Tal herab eine Drahtseilbahn bauen. Sie wird sicherlich ein besonders kühnes, technisches Unternehmen darstellen, weil die Terrainschwierigkeiten ganz ungewöhnlich große sind.

Wir folgten dem Pfad durch den Urwald, um die Stelle zu sehen, wo der Ausgangspunkt dieser Bahn sein soll. Als wir aus dem Waldesschatten heraustraten, gähnte ganz unerwartet und plötzlich unter uns der Abgrund. Mehr als tausend Meter fällt das Gebirge fast senkrecht zu dem tief eingeschnittenen Tale ab, das als mächtige Bruchspalte die Berge West-Usambaras von dem in der Ferne ebenso steil aufsteigenden Gebirgsmassiv der Pareberge trennt. Der großartige Rundblick, den man hier von den Klippen des Bergrandes über die mächtigen

Steppentäler und die waldbedeckten, blau schimmernden, bis zu 8000 Fuß emporsteigenden Berge des Paregebirges genießt, ist kaum zu schildern. In weiter Ferne zeigte man mir am Horizont eine Spitze: die Schneekuppe des Kilimandscharoberges. Trotz der gewaltigen Entfernung soll man bei klarem Wetter die Spitzen des Riboberges deutlich von hier aus sehen können; ich nahm deshalb das stolze Bewußtsein mit mir, den höchsten Berg des schwarzen Kontinentes mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Einzelne Felsgrate springen aus dem steilen Absturz in die Ebene hervor, und auf einer derselben hoffte man die Stützpunkte zu finden, um nicht allzu große Spannungen für das Drahtseil notwendig zu haben, und Bremskraft zu sparen für die zur Tiefe beförderten Holzmassen. Denn an einem Gegengewicht an Waren, die man durch die Last des niedergehenden Holzes zur Höhe heraufbefördern könnte, wird es vorläufig wohl noch lange fehlen. Man dachte deswegen daran, die eisernen Transportwagen im Tale teilweise mit Wasser zu füllen und dadurch nicht bloß ein bequemes Gegengewicht zu schaffen, sondern auch dem wasserarmen Hochlande das wohlthätige Naß zuzuführen. Jedenfalls sind hier kühne Pläne mit großem Unternehmungsgeist entworfen und sollen in kürzester Frist durchgeführt werden, da es an dem erforderlichen Kapital der Gesellschaft nicht mangelt.

In gewissenhaftester Weise sind alle Berechnungen über die Rentabilität des Unternehmens aufgestellt, und man hofft, auch mit der Regierung zu einem Abkommen zu gelangen, wonach auch die minder wertvollen, aber leichter zu gewinnenden Podokarpusbestände des Schagai-

waldes in den hier zu errichtenden Säge- und Hobelwerken nutzbringende Verwertung finden können.

Die Schwierigkeit liegt wohl hauptsächlich in der Arbeiterfrage. Zwar waren zur Zeit meiner Anwesenheit eingeborene Arbeiter in reichlicher Zahl vorhanden. Guter Lohn und angemessene Fürsorge für ihre Ernährung und Unterbringung fesselten Hunderte von Arbeitern an die Arbeitsstätte. Aber es ist schwer, fremde, in den Bergen nicht heimische Neger dorthin zu bringen, weil für die meisten Stämme das Klima zu kalt ist und sie ungern die Früchte der Ebene entbehren, die ihnen zurzeit noch nicht auf diese Höhen hinaufgebracht werden können. Der Vertreter der Firma sagte mir nachher in Berlin, daß er versuchen wolle, weiße Waldarbeiter, sei es aus der Zahl der flüchtigen Deutschrussen oder aus den Alpenländern in größerer Zahl dort anzusiedeln, weil die Schwarzen nicht kräftig genug sind für dauernde Waldarbeit und für den Transport großer, schwerer Stämme. Aus diesen Waldarbeitern hofft man dann den Stamm für größere Ansiedelungen von Kleinbauern zu gewinnen, die in diesen kühlen Hochländern sich eine dauernde Heimat gründen könnten.

Ich schied von diesen eigenartig schönen Waldbergen mit der Überzeugung, daß an und für sich die Grundlage für das Gedeihen solcher Unternehmungen und Ansiedelungen vorhanden ist und mit dem sehnlichen Wunsche, daß sich alle Hoffnungen, die man jetzt an das kühne Projekt knüpft, erfüllen, daß auch vor allem die Kaiserliche Regierung Verständnis und Einsicht genug haben möge, solche Pläne zu fördern, die den Finanzen der Kolonie und des Reiches zum größten Vorteil werden können. Die Forstverwaltung hat jedenfalls ihr Möglichstes getan.

Kulturstation Kwai.

Die in der Kolonie vielfach, aber nicht immer sehr freundlich besprochene Kulturstation Kwai in West-Ufambara ist seit kurzem als kaiserliche Domäne verpachtet und dient nur noch indirekt der Aufgabe, zu deren Lösung sie vor einigen Jahren begründet worden ist. Aber die Ziele, die man sich damals steckte, sind für die Entwicklung der Kolonie von weittragendster Bedeutung, und die hier begonnenen Versuche haben den Nachweis geführt, daß in den gesunden Höhenlagen des Gebirgslandes europäische Ackerkultur und Viehzucht durchaus am Platze ist.

Mögen also auch bei der Anstellung der Versuche manche Fehler gemacht sein, mag viel Geld scheinbar unnötig ausgegeben sein, weil einzelne begonnene Kulturen wieder aufgegeben werden mußten, so sind doch auch negative Resultate wertvoll und ist sicherlich das verbrauchte Kapital nutzbringend verwendet, weil eine Fülle von wichtigen Fragen hier geprüft sind, deren Lösung vielleicht manchem weniger bemittelten Ansiedler die empfindlichsten Verluste gebracht hätte.

Ich will deswegen nicht kritisieren, ob dies oder jenes recht oder unrecht getan, ob man die Arbeiten geschickt oder ungeschickt angefangen hat, sondern will mich darauf beschränken, kurz zu schildern, was ich an Ort und Stelle selbst gesehen habe. Einer der berufensten Beurteiler,

Geh. Rat Wohltmann, sprach nach seinem Besuche der Station 1898 geradezu seine „Bewunderung“ aus über das, was hier geleistet war. *)

Der Weg von Wilhelmsthal nach Kwai ähnelt vielfach denjenigen, die ich in früheren Kapiteln besprochen habe. In einer Höhenlage von 1600 m, mit einem subtropischen, gesunden Klima, ist in einem rund von hohen, wenig bewaldeten Bergen umgebenen, nach Süden geöffneten, weiten Talkessel das Versuchsfeld angelegt. Der Wirtschaftshof, ein offenes Viereck, erinnert in seiner Form und Ausföhrung an einen guten deutschen Bauernhof. Das Wohnhaus, aus selbstgebrannten Ziegelsteinen errichtet, liegt auf einer einige Meter hohen Terrasse, von seinem überdachten Treppeneingang aus hat man einen herrlichen Blick über das weite Tal und die schönen Waldberge des Usambaralandes.

Ein Gemisch von tropischer und subtropischer Vegetation umgibt das Haus. Mächtige Zypressenbäume, die am Eingang der Freitreppe stehen, Lorbeerbüsche und Aloestauden erinnern an italienische Landschaftsbilder, kräftige Fächer- und Phönixpalmen gedeihen ohne Schutz auch während der kühleren Jahreszeit üppig im Freien; Geranien, Heliotrop, Reseda, Tropäolum und alle möglichen Zierpflanzen wachsen in Hülle und Fülle auf der Terrasse vor dem Hause. Der schöne Obst- und Gemüsegarten, der sich, gut bewässert, hinter dem Hause den Berg hinaufzieht, ist wegen des üppigen Gedeihens aller

*) Wohltmann, „Deutsch-Ostafrika“ S. 67. „Es steckt in Kwai eine außerordentlich große Menge Arbeit, Umsicht und Liebe zur Sache, und es ist das unbestrittene Verdienst des Herrn Eiß . . . geradezu Staunenswertes und Mustergültiges in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet zu haben“ usw.

Kulturen geradezu sehenswert. Ein mannigfaltiges Sortiment der alleredelsten Rosen, in einer Größe und Schönheit sich entwickelnd, wie sie in Deutschland selten gefunden werden, fiel hier ganz besonders auf. Prachtvolle Artischocken, Gurken, Salate und Melonen, Kohlpflanzen, Karotten, Erbsen und Bohnen wurden in großen Massen gezüchtet und liefern wertvolle Verkaufsprodukte. Daneben gedeihen Ananas, Bananen, Tomaten, Orangen und Limonen und erinnern daran, daß man sich unter der heißen Tropensonne, dem Äquator nahe, befindet.

Der Geflügelhof, der sich an den Obstgarten anschließt, war reich besetzt mit Enten, Hühnern, Gänsen, Puten usw., deren Nachzucht vielfach zur Blutaufrischung und Verbesserung der heimischen Rassen verkauft wird.

Große Pflanzgärten, in denen aus den Zeiten der Versuchstation die mannigfaltigsten Waldbäume, etwa 1 Duzend verschiedener Eukalyptusarten, *Acacia decurrens*, *dealbata* usw., Zedern und Zypressen, Kasuarinen usw., in großer Anzahl gezüchtet waren, mußten vertragsmäßig von dem gegenwärtigen Pächter, dem früheren Plantagenleiter von Sakarre und ehemaligem Mitkämpfer Wismanns, in ihren Beständen erhalten bleiben, um Saatgut und Stecklinge ev. an diejenigen Pflanzler abgeben zu können, die eigene Forstkulturen anlegen wollen, und um zugleich durch den Augenschein zu beweisen, wie üppig selbst in diesen kühlen Höhenlagen von 16—1700 m die meisten der dort gepflanzten Waldbäume gedeihen.

Nach früheren, dem Reichstage mitgeteilten Berichten hatten die am schnellsten wachsenden *Eucalyptus globulus* bereits nach nicht ganz 2 Jahren eine Höhe

von 12—16 m erreicht, und einzelne Stämme maßen in Brusthöhe bereits 50—60 cm im Umfang. Andere Eukalyptusarten waren weniger schnell gediehen, immerhin hatten sie mit 2 Jahren mindestens eine Höhe von 6—8 m erlangt. *Acacia decurrens* war gleichfalls auf 10—12 m in die Höhe geschossen, Kasuarinen waren allerdings mit 2 Jahren erst 3 m hoch, zeigten aber jetzt ganz besonders kräftige Entwicklung und bewiesen, daß dieses wertvolle Nadelholz nicht bloß, wie man anfangs gemeint hatte, an der Meeresküste unter dem Einfluß der Seewinde gedeiht.

Zurzeit ist die ganze Wirtschaftsführung in Kwai eine rein landwirtschaftliche, auf Viehhaltung und Viehverwertung zugeschnitten. Die Pferdezucht schien ganz besonders gut zu gedeihen; wohl ein Duzend edel gezüchtete, junge Stuten indischer und arabischer Abstammung tummelten sich mit ihrem Nachwuchs in den Koppeln. Für hohen Preis hatte vor kurzem der jetzige Besitzer einen edlen Hengst eigener Zucht auf der Ausstellung in Zanzibar verkauft. Bisher scheint das Klima den Tieren nach jeder Richtung hin zuzusagen.

Der Hauptnachdruck wurde aber auf Rinder- und Schweinezucht gelegt, und in den Versuchen, die hier noch immer fortgeführt werden, steckt meiner Überzeugung nach der Hauptwert jener Domäne für die ganze Kolonie, der auch etwaige Opfer seitens des Gouvernements vollauf rechtfertigt.

Seit Jahren hat man edle Zuchttiere eingeführt und versucht, allmählich brauchbare, leistungsfähigere Halbbluttiere durch Kreuzung mit den einheimischen Viehassen zu erzielen. Vielfache Mißerfolge haben nicht davon abgeschreckt, immer von neuem die Versuche zu wieder-

holen. Die indischen Büffel, die man vor einigen Jahren importirt hatte, sind schnell zugrunde gegangen. Das bessere Steppenvieh, das man aus der heißen Steppe heraufgebracht hatte, scheint das kalte Trinkwasser der dortigen Gebirgsbäche nicht vertragen zu haben und ging vielfach an Lungenkrankheiten zugrunde. Zum Schluß haben vor der Verpachtung neue Zufuhren von Zeburindern das verderbliche Küstenfieber mit in jene Berge hinaufgebracht, das nach neueren Untersuchungen durch eine Zeckenart übertragen wird, die nun leider auch auf die Weiden von West-Ufambara verschleppt worden ist und dem jetzigen Domänenpächter das Leben ganz besonders schwer macht.

Aus den bisherigen Versuchen geht hervor, daß bei einer Kreuzung der Zebukühe mit deutschen Höhen- oder Niederungsrindern schon in den Halbbluttieren ganz wesentlich die Eigenschaften des Vaterthieres vererbt werden. Während die Zeburinder durchschnittlich pro Tag nur $1\frac{1}{2}$ Liter Milch geben und vor allem die üble Gewohnheit haben, sich nicht melken zu lassen, wenn nicht das Kalb bei der Mutter steht, und sie die Milch schnell verlieren, sobald das Kalb weggenommen wird oder zugrunde geht, haben Halbblutkühe bereits tägliche Milchleistungen von 8—12 Litern aufgewiesen und besitzen die Untugenden der Mutter nicht. Sie verlieren bereits den Höcker und lassen sich willig melken. $\frac{3}{4}$ Bluttiere sind gewöhnlich dem importierten Vater bereits völlig gleich und würden namentlich für die zukünftigen Ansiedlungen überaus wertvoll sein. Denn will man bauerliche Besitzer in jene Gegenden hinaufbringen, so wäre es meines Erachtens verfehlt, ihnen große Weideflächen und Duzende von einheimischen Rindern zuzuweisen, von denen die

Bauersfrau viel Last aber wenig Ertrag hätte. Besser zwei gute Milchkühe im Stalle, als 20 schlechte Zeburinder auf der Weide!

Leider sind die Bemühungen des jetzigen Pächters von Kwai, wie schon gesagt, durch das Küstenseber vielfach gestört worden, indem ihm noch im letzten Jahre von der vorhandenen Nachzucht etwa 70 Stück, beinahe 80 $\%$, durch die Krankheit hingerafft wurden. Es ist hoch anzuerkennen, daß er trotzdem seine Bestrebungen mit großen pekuniären Opfern fortsetzt. Dadurch, daß er die importierten, edlen Vatertiere, einen holländer und einen Bayreuther Bullen, ständig im Stalle hielt und sorgfältig pflegen und füttern ließ, hatte er sie gesund und leistungsfähig erhalten. Auch die vortrefflichen Halbblutkälber werden jetzt in guten, luftigen Stallungen gehalten und mit den Erträgen großer Kleefelder, sowie mit grünem Mais, Rüben und Kartoffeln gefüttert, um sie vor Ansteckung auf der Weide zu bewahren.

Das Streben geht vor allem darauf hin, einen großen Stamm von guten Milchkühen zu halten, um Nachzucht abgeben und vor allem die Erzeugnisse der Molkerei in der Kolonie verwerten zu können. Schon damals ward die in irdenen Töpfen versandte, frische Butter aus Kwai in Tanga und Dar es Salam als Leckerbissen sehr gesucht, aber bisher konnte der stets wachsenden Nachfrage nicht entfernt genügt werden. Ebenso ist jetzt in allen europäischen Haushaltungen Wurst und Schmalz, frischer Schinken und Speck aus der Zucht von Kwai beliebt und würde ungern entbehrt werden.

Eine starke Herde von Berkshirechweinen mit reichlichem Nachwuchs wurde in den luftigen Stallungen gehalten. Große Mengen von Getreide und Mais wurden

zu den selbstgewonnenen Erntevorräten noch hinzugekauft um die Schweinezucht und Schweinemast weiter entwickeln zu können.

Ein eigener, deutscher Schlachter war seit längerer Zeit auf der Domäne tätig, um die vielbegehrten Fleischwaren herzustellen und räuchern zu können. Eine eigene Fabrikanlage zur Anfertigung von Konservenbüchsen war geschaffen worden, die täglich bis zu 1200 Blechdosen liefern konnte, die zur Aufnahme aller möglichen Fleischkonserven dienten.

Wie es schien, war der Pächter mit dem Erfolge dieser seiner ernstesten Bestrebungen durchaus zufrieden.

Die ganze Feldwirtschaft auf dem wohl wenig mehr als 50 ha betragenden Ackerland diente zurzeit ausschließlich dem Unterhalt des Mast- und Milchviehes. Nur Kartoffeln konnten in ansehnlichen Mengen verkauft werden, doch hinderte bis damals das Fehlen guter Zufuhrstraßen die Ausdehnung dieses an sich lohnenden Wirtschaftszweiges.

Der Weg, der, wie ich an anderer Stelle ausführte, jetzt geplant und in Angriff genommen ist, von Mombo nach West-Ufambara wird hoffentlich auch Kwai recht bald an die Eisenbahnstation anschließen und dann die Möglichkeit bieten, große Mengen an die Küste zu befördern. Zur Zeit meiner Anwesenheit lagen etwa 1000 Last Kartoffeln versandbereit in Bastkörben eigener Konstruktion da, aber wo sollten während der Erntezeit die Träger hergenommen werden, um diese Lasten 10—12 Stunden weit ins Tal herabzutragen, da man sowieso Mühe hatte, die notwendigen Arbeitskräfte zu gewinnen.

Die Kartoffelkultur, die in Kwai wohl zuerst in größerem Umfange eingeführt wurde, ist jetzt über das

Stadium der Versuche hinaus. Herr Illich, der jetzige Pächter, pflanzt und erntet jährlich zweimal. Nach seinen Erfahrungen ist die beste Pflanzzeit Anfang April und Anfang Oktober. Die Durchschnittsernte jeder Pflanzung war in letzter Zeit mehr als 100 Ztr. pro Morgen. Die Kartoffeln gedeihen so üppig, daß die Versuche mehrfach gemacht und gelungen sind, das herausgezogene Kartoffelkraut, dem man die Knollen genommen hat, wieder in die Erde zu stecken, worauf sie meistens üppig weiter wuchsen und neue Ernten gaben. Da bei dem Mangel eines eigentlichen Winters das Kraut nicht abstirbt, gilt es nur, die rechte Zeit zu wählen, um ausgereifte Knollen zur Saat und zum Verkauf zu erhalten. Daß die hier geernteten Kartoffeln außerordentlich wohlschmeckend sind, ist mir an der Küste allgemein bestätigt worden, und hohe Preise werden noch immer dort bezahlt, die selbst bei schwierigsten Transportverhältnissen, wenn es nur an Trägern nicht fehlt, die Kultur noch lohnend erscheinen lassen müssen; werden doch in Dar es Salam 9—12 Mk. pro Zentner Kartoffeln gezahlt.

An europäischem Getreide wurde Hafer, Gerste und Roggen hauptsächlich kultiviert; alle drei Getreidearten gedeihen in geradezu erstaunlicher Weise. Der Roggen, der eben gemäht war und auf einer kleinen Dreschmaschine gedroschen wurde, war mehr als 2 m hoch gewachsen und hatte ungewöhnlich lange und vollkörnige Ähren. 4 ha, die bereits abgeerntet waren, hatten in der letzten Ernte 250 Ztr. Korn gegeben. Mißerfolge, die man hier und da mit Roggen und Weizen gehabt hat, beruhen oft darauf, daß man Wintersaaten benutzt hat, die eine monatelange Winterruhe verlangen und deshalb in dem subtropischen, winterlosen Klima gar keine

Ähren bilden. Der Hafer war namentlich in den feuchten Lagen so üppig gewachsen, daß die Strohhalme wie dickes Rohr aussahen und oft fast 1 cm im Durchmesser hatten.

Da man von allen Getreidearten zwei Ernten nehmen kann, sollte selbst hier, wo der Absatz dieser Getreidearten schwierig ist, die Kultur lohnend sein. Aber das Bedenklichste ist bisher die Arbeiterfrage gewesen. Zum Teil mag das an dem etwas temperamentvollen Arbeitgeber liegen, denn Wohltmann berichtet, daß vor Jahren „die Arbeiterverhältnisse geradezu ideale“ waren.

Die dort beschäftigten Wanyamwesi sind noch immer die besten; aber die Arbeit geht langsam und an eine wirkliche Ausnutzung der vorhandenen Arbeitskräfte ist kaum zu denken. 4 Ochsen, von 2 Leuten angetrieben, drehten in langsamem Tempo den Göpel zur Bewegung der kleinen Dreschmaschine. Das Korn mußte in den Garben vom Felde herangezogen werden, weil es an Zugtieren noch fehlte. Die Dreschmaschine ist wenig leistungsfähig; eine kleine Spirituslokomobile mit größerem Dreschkasten war deswegen das Ziel der Sehnsucht des Pächters, nur schienen ihm die Mittel zu fehlen, bessere maschinelle Anlagen zu beschaffen und Erntemaschinen zu kaufen, die viel der jetzt mit einer kleinen Sichel das Getreide schneidenden Arbeiter ersparen könnten.

Auch das Pflügen mit einem von 4 Ochsen gezogenen Wendepflug ging langsam; 3 Leute waren dabei beschäftigt, und trotzdem konnte der reichlich aufgefahrene Dünger nur unvollkommen untergeackert werden.

Alles in allem muß man aber zugeben, daß hier ein großes Stück Kulturarbeit geleistet ist und allen Respekt haben vor dem fleißigen Ehepaar, das hier unter fremden

Verhältnissen die Arbeit in einer Vielseitigkeit und Fülle aufgenommen hat, die die höchste Anerkennung verdienen. Wenn nicht besonders ungünstige Witterungsverhältnisse oder verderbliche Viehseuchen die Arbeit des Pächters stören, so wird diese Domäne in Zukunft nicht bloß ihrem jetzigen Besitzer, sondern vor allem dem großen Ansiedlungsgebiete West-Ufambaraß zum Segen gereichen.

Selbst wenn die baren Erträge, die die Domäne zurzeit dem Gouvernement abwirft, minimal sind, soll man doch das Bestehen derselben mit Freuden begrüßen und selbst, wenn Vorschüsse und Opfer geleistet werden müßten, um dem Pächter die Einführung arbeitsparender Maschinen zu erleichtern, würde das im allgemeinen Interesse dringend zu empfehlen sein.

Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Umani.

Mehr als einmal habe ich in dem bisher Besprochenen darauf aufmerksam gemacht, daß man aus dem Stadium der Versuchswirtschaft in der Kolonie noch nicht heraus ist und vor allem, daß die meisten Plantagen älterer Zeit große vergebliche Opfer an Geld und Mühe gebracht haben, weil man Boden und Klima der ausgewählten Plantagen nicht genügend kannte, nicht wußte, welche Varietäten sich am besten für die dortigen Verhältnisse eignen würden und ob die angewandten Pflanz- und Kulturmethoden die richtigen seien. Vielfach ist mir im Gespräch mit Pflanzern und Kaufleuten die Meinung entgegengebracht, daß es doch eigentlich Aufgabe der Regierung sei, belehrend zu wirken und Versuche, die zu kostspielig für den einzelnen Pflanzler sind, auf Kosten der Gesamtheit auszuführen. In gewissen, bescheidenen Grenzen kann man der Regierung diese Kulturaufgabe zuweisen, und das biologisch-landwirtschaftliche Institut zu Umani ist wesentlich zu diesem Zweck begründet worden. Verwies ich darauf, so habe ich häufig statt warmer Anerkennung nur Zweifel gehört, ob ein derartiges Institut mit vornehm klingendem Namen, mit Fachgelehrten von hervorragendem, wissenschaftlichem Ruf besetzt, wohl in der Lage wäre, den praktischen Be-



Cedern. 80 cm Stammdurchmesser.

dürfnissen der Kolonie zu entsprechen. Es herrschte offenbar noch ein gewisses Vorurteil gegen die dort begonnene Arbeit, aber ebenso auch eine große Anerkennung dessen, was man in den schönen Bergen Ostusambaras bereits geleistet und begonnen hatte. Ich gestehe offen, daß ich deswegen mit einigen Zweifeln den Weg nach Umani antrat und ein gewisses Vorurteil gegen die „biologisch-landwirtschaftliche Arbeit“ hegte, von der ich fürchtete, daß sie zu wissenschaftlich und zu wenig praktisch sein könnte.

Ich bin von diesem Urteil gründlich geheilt worden und habe mich in den wenigen Tagen, die ich dort als Gast weilen konnte, davon überzeugt, daß man hier eine Fülle von überaus nützlichen, praktischen Arbeiten begonnen hat und sie nach streng wissenschaftlicher Methode zum Segen für die praktische Arbeit in der Kolonie durchzuführen bemüht ist.

Erst im Juni 1902 ist die Begründung des Instituts in Angriff genommen, nachdem man eingesehen hatte, daß der Kulturgarten bei Dar es Salam und die Tätigkeit der Kulturabteilung allein nicht ausreichte, die wirtschaftliche Entwicklung der Plantagen und Eingeborenenkulturen zu fördern.

Die Aufgabe eines solchen Instituts ist eine ungewöhnlich schwierige und die Gefahr, auf Abwege zu geraten und wissenschaftlichen Liebhabereien zu folgen, die wenig praktischen Wert haben, eine nicht zu unterschätzende. Wenn man in dem neu begründeten Institut mit nicht genug anzuerkennendem Eifer begonnen hat, schon in den ersten Jahren des schwierigen Aufbaues und der Begründung der Versuchsfelder wichtige Kulturfragen für den Plantagenbetrieb zu lösen und dabei

bereits auf eine Fülle bedeutsamer Ergebnisse zurückblicken kann, so gereicht das den Männern, die hier gemeinsam arbeiten, zu besonderem Ruhme und ihre Persönlichkeit bürgt auch dafür, daß sie im wohlverstandenen Interesse der Kolonie weiterarbeiten werden.

Selbstverständlich können die Herren nicht gleich jedem, der sich an sie wendet, und Rat und Hilfe gegen pflanzliche und tierische Feinde seiner Kulturen oder Viehbestände wünscht, oder Angaben über Pflanzweise, Behandlung und Düngung tropischer Pflanzen haben möchte, sofort die fertigen Rezepte übermitteln. Alle derartige Fragen erfordern gründliches Studium, oft genug eingehende Beobachtungen an Ort und Stelle; dazu fehlte es aber bisher an Zeit und Arbeitskräften. Erst jetzt sind die Gebäude und Laboratorien einigermaßen vollendet, und sind die Arbeitsplätze mit den nötigen wissenschaftlichen Hilfskräften besetzt. Die Veröffentlichungen des Instituts in den „Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika“,*) sowie in der populären Beilage zur Usambarapost, „Der Pflanzler“ legen bededtes Zeugnis dafür ab, wie viel und gründlich bereits auf allen Gebieten gearbeitet worden ist, und ich bin überzeugt, daß das Institut von größtem Segen für die Kolonie sein wird, wenn man mit stetem Ausblick auf die praktische Verwendbarkeit der Forschungsergebnisse in der bisherigen Weise weiterarbeitet und die Pflanzler vertrauensvoll die Hilfe des Institutes in Anspruch nehmen.

Von der Eisenbahnstation Niusi zweigt der Weg

*) Bisher 2 Bde. erschienen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

nach Umani ab. Um frühzeitig den Aufstieg beginnen zu können, hatten wir, d. h., der Bezirksamtmanu Sache aus Tanga und ich, mit unserer Trägerkarawane und etwa einem Duzend Askaris unsere Zelte auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen. Eine solide, steinerne Brücke wurde gerade über den schnell fließenden, wasserreichen Fluß gebaut, an dem das Dorf gelegen ist und der Weg, der heraufführte in die Vorberge Ostusambaras, war mit großer Sorgfalt angelegt und sauber gehalten. Durch fruchtbaren Aueboden, mit üppigem Graswuchs und lichtem Buschwald bestanden, ritten wir an einer damals leider wenig gut gehaltenen großen Baumwollplantage vorbei, die sich in einem weiten Tale langsam zur Höhe heraufzieht und offenbar gute Erträge geliefert hatte, wenn auch jetzt während vorübergehender Abwesenheit des Besitzers wohl aus Mangel an genügenden Mitteln die Felder wieder verunkrautet waren und nicht den besten Eindruck machten. Gleich danach begann der Aufstieg.

Umani liegt mit seinen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in einer Höhe von etwa 920 m und der etwa 5—6 stündige Weg durch das schöne Bergland führt in mäßigen Steigungen zum größten Teile durch tropischen Urwald von unvergleichlicher Schönheit. Doch mußten unsere Reittiere noch einige beschwerliche Kletterpartien über nackte Felsklippen überwinden, mit deren Beseitigung durch umfangreiche Sprengarbeiten man gerade begonnen hatte. Mancher Wasserlauf bedarf noch besserer Driften, manche unnötige Schleife kann durch geringfügige Aufschüttungen erspart werden. Ehe man in die eigentliche Urwaldregion eintritt, führt die Straße zum Teil an steilen Abgründen entlang und gewährt nicht selten die

großartigsten Fernblicke über das Luengeratal hinüber zu den Bergen Westusambaras und in die weite Talebene des Pangani.

Der Urwald war den reichlichen Niederschlägen jenes Gebirgslandes entsprechend von einer ganz ungewöhnlichen Üppigkeit. Selbst der verwöhnteste Tropenreisende muß zugeben, daß die hiesige Waldvegetation von seltener Schönheit und Mannigfaltigkeit ist, die zu schildern kaum möglich erscheint. Kein Wunder, daß die ersten Ansiedler im Hinblick auf diese jungfräuliche, üppige Vegetation hier ihre Kulturarbeit begannen.

Nach stundenlangem Ritt kamen wir zuerst nach Quamkorro, der Kaffeepflanzung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, von der wir leider nicht den besten Teil zu sehen bekamen. Gerade die von uns durchrittenen Gebiete der Pflanzung wiesen teilweise wenig fruchtbare Berghänge und demgemäß dürftig entwickelte Kaffeekulturen auf. Daneben waren aber andere ausgedehnte Partien vorhanden, auf denen die Kaffeebäumchen außerordentlich kräftig gewachsen waren und, damals mit zahllosen weißen Blüten dicht besetzt, reiche Ernte in Aussicht stellten.

Leider setzte ein ziemlich kräftiger Landregen ein, der uns veranlaßte, den beabsichtigten Besuch in der dem Wege nahe gelegenen, gut eingerichteten Aufbereitungsanstalt zu unterlassen und unsere Reise in beschleunigtem Tempo fortzusetzen. Im strömenden Regen hatten wir noch einige Stunden ständig bergauf zu reiten und unsere Träger und Reittiere kamen auf dem aufgeweichten, schlüpfrig gewordenen Wege nur mit Mühe vorwärts, sodaß wir froh waren, gegen Mittag die schützenden Dächer des Instituts zu erreichen.

Die Lage desselben auf einem schmalen Bergrücken, rundumgeben von üppigstem Urwald, ist von ganz besonderer, landschaftlicher Schönheit. Von der Terrasse des Fremdenhauses schweift der Blick über die mannigfaltigen Kulturen und Versuchspflanzungen hinweg zu den gegenüberliegenden Bergen Ostusambaras, deren schöne Waldkuppen man hier wie ein Panorama ausgebreitet vor sich liegen sieht, während tiefe Einschnitte einen wunderbaren Fernblick in die Ebene bis zum Meere hin gestatten. Die phantastisch zusammengeballten Nebelmassen, die nach dem reichlichen Regen überall aus den dampfenden Tälern aufstiegen und an den gegenüberliegenden Bergen sich zu dichten Wolkenmassen zusammenschlossen, machten bei der stets wechselnden Beleuchtung das Bild zu einem so farbenprächtigen, wie wir es in der Heimat selten finden werden.

Großartige Wasserfälle, von mannigfaltigster tropischer Vegetation umrahmt, vermehren noch den landschaftlichen Reiz, den dieses bevorzugte Stückchen Erde bietet und der Weg nach Derema durch den Urwald, an dem rauschenden Dodwebach entlang, gehört mit zu dem Schönsten, was man in den Tropen sehen kann.

In dieser paradiesischen Umgebung hat man das Institut begründet und fast vollendet. Große Laboratorien für den Chemiker, Botaniker und Zoologen sind in der kurzen Zeit geschaffen und ausgerüstet worden; solide praktische Wohnhäuser für die wissenschaftlichen Mitarbeiter sind errichtet, von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben. Ein großes Verwaltungsgebäude, in dem Post und Telegraphie untergebracht sind, große Sammlungs- und Bibliothekräume, die das wissenschaftliche Handwerks-

zeug der Gelehrten bereits in unerwartet großer Fülle enthalten, sind fertiggestellt. Ein Fremdenhaus, mit den Mitteln der Wohltätigkeitslotterie begründet, bietet besuchenden Fremden vortreffliche Unterkunft und wißbegierigen Forschern die beste Gelegenheit, sich inmitten des Urwaldes für ihre Studien heimisch niederzulassen.

Das abseits von den übrigen Gebäuden auf einem anderen Berggrücken errichtete Direktorhaus gewährt seit kurzem dem verdienstvollen Leiter, Herrn Geheimrat Stuhlmann, eine behagliche Heimstätte. Eine gute Wasserleitung, von den Fällen des dicht bei der Station über gewaltige Felsklippen hinweg rauschenden Dodwebaches gespeist und getrieben, liefert gutes Trink- und Wirtschaftswasser. An den Hängen des Bachufers, sowie weiter unterhalb im Tale desselben, sind die ausgedehnten Pflanzbeete und Pflanzhäuser angelegt, in denen unter Leitung eines gut geschulten, gärtnerischen Personals mustergültige Stecklings- und Saatzuchten in immer größerem Umfange getrieben werden, um Pflanzmaterial für die eigenen Versuchsfelder zu gewinnen und Saatgut an die Pflanzler der Kolonie abgeben zu können.

Von dem etwa 1000 Morgen umfassenden Areal des Instituts, das seinerzeit von der D.O.U.G. unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, waren bereits 240 gerodet und fast vollständig kultiviert. Etwa 45 km Wege hatte man auf der Plantage angelegt, um zu all den mannigfaltigen Kulturen in dem stark gebirgigen Gelände leicht gelangen zu können.

Gewiß alles in allem eine gewaltige Arbeitsleistung für den kurzen Zeitraum von etwa 3 Jahren.

Die Kulturversuche, die hier angestellt sind, im einzelnen zu schildern, wäre vergebliche Mühe; ich darf

auch verweisen auf die Jahresberichte, die in den oben erwähnten Publikationen des Instituts regelmäßig zum Abdruck gelangen.

Die Lage des Versuchsfeldes ist eine ungewöhnlich günstige, weil die Felder von einer Meereshöhe von etwa 400 m im Sigital bis zu 1100 m auf dem Plateau des Bomole emporsteigen, sodaß in dem heißen, echt tropischen Sigital alle reinen Tropenkulturen vortrefflichen Standort finden, während an den Höhen des Berges subtropische Pflanzen gedeihen und die Möglichkeit gegeben ist, die Entwicklungsfähigkeit der meisten für die Kolonie bedeutsamen Kulturpflanzen in den verschiedenen Höhenlagen zu studieren. Während unten im Tale hauptsächlich Kautschukulturen angelegt sind und dort die verschiedenen Kaffiloo- und Heveaarten neben mannigfaltigen Gummilianen usw. gepflegt werden und zum Teil ausgezeichnet gedeihen und Samen und Stecklinge für weitere Kulturen liefern, sind in den mittleren Lagen namentlich Kaffee und Guttaperch, Gerberakazien, Bastbananen, Baumwolle, Gewürz- und Medizinalpflanzen der verschiedensten Art in Kultur genommen.

Beim Kaffee werden die sorgfältigsten Versuche gemacht, um die verschiedensten Pflanzmethoden und Pflanzweiten zu erproben; zahlreiche Varietäten, die in anderen Kaffeeländern sich durch reiche Erträge und gute Qualität auszeichnen, sind mit vieler Mühe beschafft worden und sollen auf ihre Brauchbarkeit im ostafrikanischen Klima erprobt werden. Versuche mit Windschutzhecken und Schattenbäumen haben bereits zu beachtenswerten Resultaten geführt. In dortiger Höhenlage scheinen die Maulbeerhecken als Windschutz vorteilhaft zu wirken und einzelne Schattenbäume haben offenbar

günstige Wirkungen geübt. Ein abschließendes Urteil ist natürlich noch nicht möglich.

Zahlreiche Exemplare von *Manihot Glaziovii*, dessen wachsende Bedeutung für die Kolonie wir mehrfach hervorgehoben haben, sind in der Nähe der Laboratoriengebäude angepflanzt, und hoch-bedeutsame Versuche über die zweckmäßigste Methode der Anzapfung sind von Herrn Professor Zimmermann eingeleitet und werden in konsequentester Weise durchgeführt. Die Ergebnisse seiner bisherigen Beobachtungen sind bereits von allergrößter Bedeutung für die Kautschukkultur der Kolonie und werden der wachsenden Zahl der Kautschukpflanzungen hervorragend nützlich sein.

In größerer Zahl sind in der Nähe des Instituts Obstbäume der verschiedensten Art gepflanzt worden, die zum Teil vortrefflich gedeihen.

Große Mengen und die verschiedensten Varietäten von Bambusstauden sind importiert und kultiviert worden, die für die Kolonie von großer praktischer Bedeutung sein werden. Man ist jetzt schon in der Lage, große Mengen von Stecklingen und Saat abgeben zu können und darf hoffen, daß diese wichtige Kulturpflanze in ihren wertvollsten Unterarten bald auf ostafrikanischem Boden immer mehr heimisch werden wird.

Gewürz- und medizinische Pflanzen sind in großer Zahl angepflanzt worden, im chemischen Laboratorium hat man die wertvollen Stoffe zu extrahieren, ihre Mengen und ihre Güte festzustellen unternommen. Zu abschließenden Ergebnissen kann man natürlich noch nicht gelangen, aber mit Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß auch diese Arbeit dem zukünftigen Pflanzler manchen Fingerzeig geben und manche rentable Kultur vorbereiten wird.

In den Höhenlagen des Bomole sind in besonders großer Ausdehnung Chininpflanzungen angelegt, die mir Herr Professor Zimmermann mit besonderem Stolz zeigte, weil sie, mit großen Schwierigkeiten gezüchtet, jetzt ein ungewöhnlich kräftiges und gesundes Wachstum zeigten. Man hofft, in aller kürzester Zeit Versuche mit der Rinde einzelner kräftiger Zweige machen zu können, um den Gehalt an Alkaloiden feststellen zu können und ein Urteil zu gewinnen, welche der verschiedenen angepflanzten Sorten am vorteilhaftesten in der Kolonie gezüchtet werden kann. Die von hier versandten Stecklinge und Samen haben bereits, wie ich früher erwähnt habe, zur Anlage größerer Privatkulturen gedient, so daß der Anbau dieses wichtigen Fiebermittels vielleicht in nächster Zukunft schon einen wirtschaftlichen Wert für die Kolonie haben wird.

Kampferpflanzen waren in großer Zahl in den Saateeten gezüchtet und ebenso an den Abhängen des Bomole ausgesetzt. Auch ihnen schien Boden und Klima zuzusagen, so daß Aussicht ist, auch diese für die heutige Pulverfabrikation in immer größeren Massen gebrauchte Pflanze auf deutschem Boden heimisch zu machen.

Eine besondere Abteilung ist der Zucht von Samen aller Art gewidmet, um tropische Blumen und Zierpflanzen, die hier vortrefflich gedeihen und leicht Samen bilden, für Zwecke des Instituts ausnutzen zu können. Man will die hier gewonnenen Samen verwerten, um die großen Kosten der Beschaffung fremden Saatgutes durch Verkauf oder Austausch für die Anstalt erleichtern zu können.

Will man das auf dem Gebiete der Pflanzenkultur Geschaffene, hier nur angedeutete, richtig beurteilen, so darf man nicht vergessen, welche unendliche Mühe es verursacht, aus den verschiedensten Tropenkolonien, aus

Ostindien, Mittel- und Südamerika, Australien, Japan und China usw. Pflanzmaterial zu beschaffen und lebende Exemplare dieser oft recht empfindlichen Kulturpflanzen, sowie keimfähigen Samen bis nach Ostusambara heraufzubringen. Oft gehen große Sendungen fast verloren, und mit unendlicher Mühe müssen wenige verbleibende Exemplare und keimfähige Samenkörner behütet und gezüchtet werden, um Nachzucht zu gewinnen.

Auch auf dem Gebiete der Pflanzkrankheiten ist seitens des Botanikers, wie des Entomologen in kurzer Zeit hervorragendes geleistet worden. Es ist nicht meine Aufgabe, alles einzeln zu erwähnen, ich deute nur an, daß namentlich die Arbeiten des Professors Bosseler auf entomologischem Gebiete immer größere Anerkennung in der Kolonie finden. Seine praktischen Methoden zur Bekämpfung der Schädlinge der Baumwolle, des Nashornkäfers, des gefährlichsten Feindes der Kokospalmenkultur, haben bereits großen Nutzen gestiftet. Seine systematischen Untersuchungen und seine praktischen Erfolge in der Bekämpfung der Heuschreckenplage durch einfache und leicht auszuübende Mittel geben zu der begründeten Hoffnung Anlaß, daß man bei einiger Aufmerksamkeit und zielbewußter Durchführung der Bekämpfungsweise dieses gefährlichsten Feindes tropischen und subtropischen Pflanzenbaues allmählich Herr werden wird.

In den Laboratorien des Institutes hat vorübergehend auch der Geheimrat Koch gearbeitet, und seine Spuren waren zahllos vorhanden. Die Tsetsefliege wurde massenhaft in Gläsern gezüchtet, um durch Reinkulturen die Infektionsstoffe gewinnen und Mittel zur Bekämpfung ausfindig machen zu können. Wie unendlich schwierig derartige Untersuchungen sind, welche Fülle von Zeit und

sorgfältigster Beobachtung dazu erforderlich ist, das konnte ich nach dem Vortrage des Herrn Geheimrat Stuhlmann wohl ahnen, aber vielleicht noch immer nicht richtig würdigen. Ein einfacher Sanitätsunteroffizier, der mit großem Geschick und großer Zuverlässigkeit sein Mikroskop zu handhaben wußte, fütterte und pflegte die Insekten und machte in Abwesenheit des Geheimrats Koch die nötigen Notizen über die Entwicklung der Tiere. Er war mir ein weiterer Beweis dafür, wie unendlich viel hervorragende Leistungsfähigkeit auch in dem Unteroffizierkorps unserer deutschen Schutztruppe hier zu finden ist.

Auch Küstenseuche und Texasfieber, deren Erzeuger in winzig kleinen Zecken gezüchtet wurden, werden weiter studiert und wenn bisher noch keine praktischen Ergebnisse zu verzeichnen sind, so darf man wohl der begründeten Hoffnung Ausdruck geben, daß die mit echt deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit geführten Untersuchungen doch zu einem befriedigenden Ergebnis führen werden.

Der wirtschaftliche Nutzen dieser Versuche würde für die Kolonie ja geradezu unschätzbar sein, da der Fortschritt in der Landwirtschaft und die Plantagenbetriebe hauptsächlich von der Bekämpfung dieser Viehseuchen abhängen, die jede Verwendung von Zugtieren für viele Gegenden unmöglich machen.

Leider hinderten mich die während meines dreitägigen Besuches immer wieder einsetzenden, schweren Regen daran, weitere Plantagen in Ostusambara zu besichtigen. Aber im lebhaften Verkehr mit den Vertretern des Instituts konnte ich doch, auch ohne selbst gesehen zu haben, mein Urteil über viele wirtschaftliche Fragen erweitern und vertiefen.

Das Höhenanatorium Mugiri.

Das Tropenklima hat seit den neueren Forschungen der medizinischen Wissenschaft, namentlich aber, seitdem Geheimrat Koch seine gewaltige Geisteskraft dem Studium der Tropenkrankheiten gewidmet hat, und seine Untersuchungen zur Erkenntnis der Ursachen der Malaria geführt haben, viel von seinen Schrecken verloren. Konnte doch der berühmte Forscher noch in diesem Winter, bevor er sich erneut zum Studium der Schlafkrankheit nach Ostafrika auf den Weg machte, in öffentlichem Vortrage das Klima Ostafrikas als ein durchaus nicht ungesundes hinstellen, in dem bei verständiger Chininprophylaxe für den Europäer kaum Gefahr aus den tropischen Fiebern erwächst.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß namentlich in den heißen Küstenebenen das gleichmäßige Klima auf den Europäer erschlaffend einwirkt, obwohl die Hitze kaum größer ist und weniger empfunden wird, als in den heißen Sommertagen Deutschlands. Die weißen Angestellten des Reiches und der Privatunternehmer sind deshalb gezwungen, durch regelmäßigen Heimatsurlaub in dem kühleren Norden wieder Kräfte zu sammeln, um von neuem den Kampf mit dem Tropenklima aufnehmen zu können. Für die Beamten des Reiches folgt bisher noch immer auf zweijährige Dienstzeit ein halbjähriger Heimatsurlaub, den man ihnen trotz der enormen Kosten, die dadurch erwachsen, nicht nehmen kann, wenn sie ge-

zwungen sind, in den weniger zuträglichen, heißen Ebenen ihren Dienst zu verrichten.

Im Innern des Landes, in den gesunden Höhenlagen, könnten sie freilich ohne Schädigung der Gesundheit lange Zeit aushalten, aber auch den also Bevorzugten versagt man den Urlaub nicht, weil man ihnen nach jahrelangem Aufenthalt, fern von aller Kultur und allem Verkehr, die gesellschaftliche und geistige Auffrischung nicht vorenthalten will.

Trotzdem ist das Bedürfnis mit der wachsenden Zahl der Beamten und Europäer, namentlich auch der vorhandenen Frauen und Kinder, immer größer geworden, denen, die dienstlich gezwungen sind, in der Residenz und den Küstenplätzen zu wohnen, auch während ihres Aufenthaltes die Möglichkeit kurzer Erholungszeiten innerhalb der Kolonie zu bieten. Deshalb hat man, als das hochherzige Legat eines deutschen Kolonialfreundes, des Herrn Lienhardt, ein Kapital von 100 000 Mk. zur Begründung eines Höhenanatoriums zur Verfügung stellte, mit großer Energie den Ausbau einer muster-gültigen Erholungsstätte in den Bergen Westusambaras gefördert und sie in Wugiri am 1. September 1904 eröffnet. Am 1. Dezember desselben Jahres sind die ersten Erholungsbedürftigen dort eingetroffen, so daß man bei meiner Anwesenheit auf das fast abgeschlossene, erste Betriebsjahr zurückblicken konnte.

Das Geleistete verdient alle Anerkennung, und es wäre dringend zu wünschen, daß die hochherzige Tat des Herrn Lienhardt bald Nachahmung fände und dem Sanatorium neue Mittel zur Verfügung gestellt würden, um es weiter auszubauen, durch gute Wege zugänglicher und zu einem wirklichen Segen für die dortige weiße Bevölkerung zu machen.

Auf dem langgestreckten, schmalen Berggrücken, der sich halbinselförmig nach Osten vorschiebt, sind die Gebäude errichtet worden. Wenn man auch seit der kurzen Zeit des Bestehens selbstverständlich noch keine vollkommenen Einrichtungen schaffen konnte, und namentlich die Anlagen noch nicht allen Anforderungen entsprechen, da die Alleen an den Wegen erst vor Monaten gepflanzt waren und den Erholungsbedürftigen noch keinen Schatten spenden konnten, so ist doch das ganze mit hervorragendem Geschick angelegt und wird sicherlich unter der bewährten Leitung des Herrn Stabsarzt Philipps in kürzester Frist eine Erholungsstätte ersten Ranges darstellen.

Die Lage des Platzes in einer Höhe von etwa 1100 m, den erfrischenden, kühlenden Winden zugänglich, mit herrlichem Blick über die bewaldeten Vorberge und das weite, vor den Augen des Beschauers wie ein Panorama ausgebreitete Luengera- und Panganital hinüber zu den schönen Bergen Westusambaras, ist von hervorragender, landschaftlicher Schönheit.

Im Westen der Station, wo der Bergvorsprung abzweigt von dem eigentlichen Gebirgsmassiv der Westusambaraberge, schließen sich prächtige Urwälder an, in denen schöne Wasserfälle und reichlich fließendes Wasser nicht bloß die Anlage von Wasserleitungen ermöglichten, sondern auch den Besuchern abwechslungsreiche, schöne Spaziergänge bieten, die in der erfrischenden, kühlen Luft des Waldesdunkels ganz besonders wohl tun und gern aufgesucht werden.

Das Haus des Direktors, eine einfache, praktisch eingerichtete Villa, mit wenigen Zimmern und kleinen Wirtschaftsgebäuden, liegt am weitesten westlich. Dann folgen zwei ebenso bequem eingerichtete Familienhäuser,

von denen jedes ev. von zwei Familien ohne gegenseitige Störung bewohnt werden kann. Schöne lauschige Gartenanlagen umgeben diese vielbegehrten Wohnstätten.

Oben auf der Höhe des Bergrückens liegt das eigentliche Sanatorium, ein großes schönes Gesellschaftshaus mit luftigen Veranden, großem Speisesaal, Lese- und Musikzimmern, geteilt für eine 1. und eine 2. Klasse, um auch denen, die nur geringeren Geldaufwand machen können, den Besuch des Sanatoriums zu gestatten. Daran schließt sich ein weites Logierhaus mit einer großen Anzahl von einzelnen Zimmern, die gleichfalls an Gäste 1. und 2. Klasse vergeben werden können; Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude bilden den Abschluß.

Vielleicht ist das eigentliche Kurhaus von den Villen etwas fern gelegen, weil alle Bewohner der letzteren den Weg von etwa 15 Minuten herauf zum Gesellschaftshaus machen müssen, um dort ihre Mahlzeiten einzunehmen. Aber jedem, der diese erzwungenen Promenaden vermeiden will, ist Gelegenheit geboten, im Logierhaus unterzukommen. Für neue Villenbauten, die dringend erwünscht wären, würde es sich vielleicht doch empfehlen, sie den Restaurationsräumen etwas näher zu erbauen.

Die Verpflegung ist tadellos und verhältnismäßig billig, und jeder, der einige Wochen hier in gesunder Höhenluft seine Nerven wieder stärken konnte, wird gern zurückkehren und mit Freuden der Zeit gedenken, die er hier oben verleben konnte.

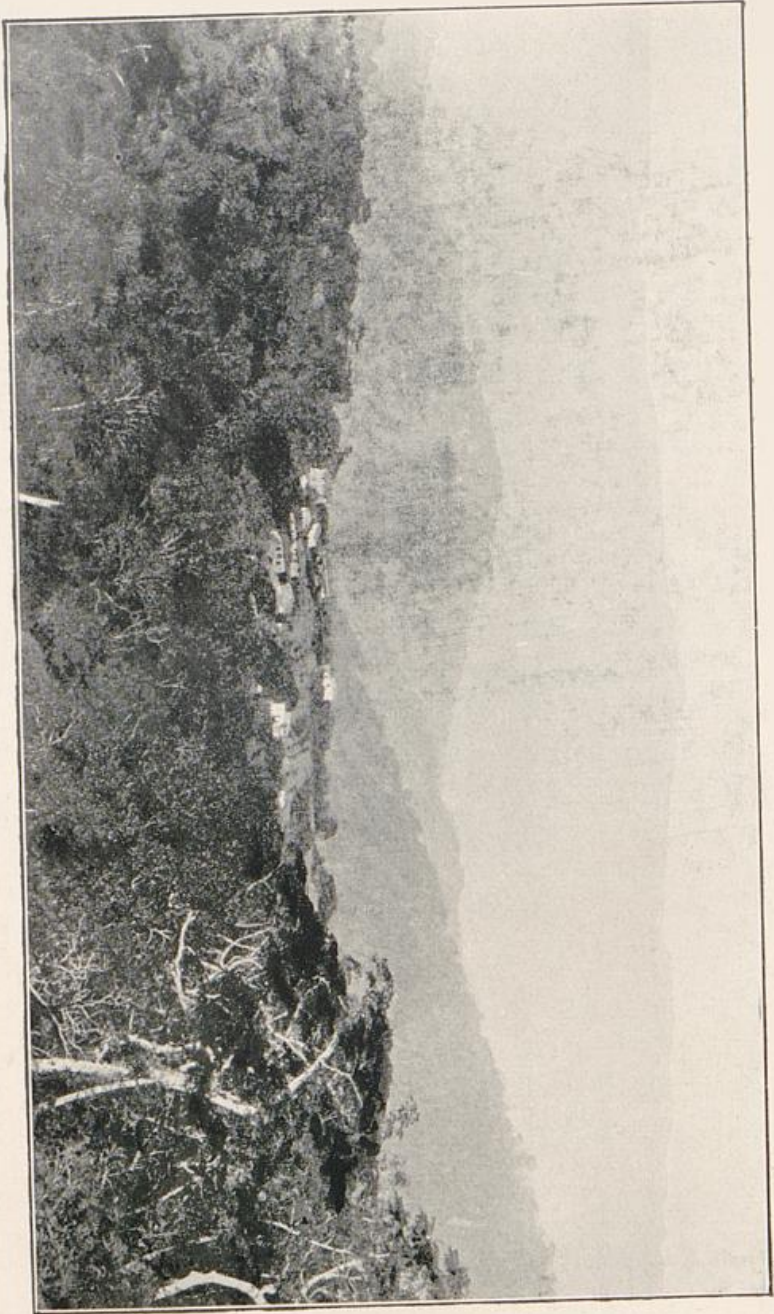
Eine Erweiterung der Anlagen, um namentlich den Frauen und Kindern der Beamten die Gelegenheit zur Erholung häufiger zu geben, wäre dringend erwünscht, und wenn es möglich wäre, wohlwollende Kreise in der

Heimat zu interessieren für dieses wertvolle Institut, so würde die Schaffung von ganzen oder halben Freistellen gewiß im Interesse unserer Beamtenschaft und damit für unsere Kolonie auf das freudigste zu begrüßen sein.

Nur etwas weniger Bureaokratismus möchte ich der Verwaltung wünschen. Es wird ja so viel in der Kolonie und außerhalb derselben über diesen Erbfehler unserer deutschen Beamten geklagt; hier scheint er mir fast ins Extreme getrieben zu sein. Denn daß man in einem Sanatorium einen genauen Etat aufstellt, der auch für die Wirtschaftsführung ausreichen soll, das ist doch mehr, als eigentlich verantwortet werden kann. Jeder detaillierte Voranschlag, nach dem sich eine Verwaltung in der Kolonie richten soll, hat seine Schattenseiten; aber wenn hier eine fest begrenzte Summe von einigen tausend Rupien ausgesetzt wird für Anschaffung von Wein und geistigen Getränken usw., so wird man zugeben müssen, ist das auf deutsch gesagt eine Torheit. Nicht der Direktor und seine Beamten sollen ja den Wein trinken, sondern die Gäste, die hinkommen, und denen wird man ihren Durst wohl nicht vorschreiben können. Man sollte im Gegenteil, da das Institut an den Getränken durch einen Preisaufschlag von etwa $33\frac{1}{3}\%$ ganz hübsch verdient, wünschen, daß recht häufig hier in guter Laune mal ein Glas Wein oder ein Glas Sekt getrunken wird, und nicht, wie es damals der Fall war, wenn die etatsmäßigen Vorräte ausgetrunken sind, dem Direktor zu verstehen geben, daß man Etatsüberschreitungen nicht dulden könne.

Auch schien mir die zettelmäßig durchgeführte Kontrolle für jede Flasche Sodawasser oder Wein und Champagner nicht im Interesse der Sache zu sein. Denn

Das landwirtschaftlich - biologische Institut Simani in den Mfambabarabergen.





Das landwirtschaftlich-biologische Institut Umani in den Usambarabergen.

wenn es mir auch gleichgültig ist, ob im Finanzdepartement in Dar es Salam meine in duplo ausgefertigten Anweisungen auf soundsoviel Flaschen Wein geprüft werden so wird es manchem Beamten der Kolonie doch weniger angenehm sein, wenn diese seine Zettel nachher kontrolliert werden und ihm womöglich vorgehalten werden kann, daß er eine Flasche Wein mehr getrunken habe, als seinen Verhältnissen entsprechend sei.

Selbstbewirtschaftungsfonds würden hier unter allen Umständen erwünscht sein und viele unnütze Schreibereien und Rechnereien ersparen, die zu dem viel beklagten Anwachsen der Zahl der Kalkulatoren und Rechnungsbeamten in der Kolonie Veranlassung geben.

Der Weg zur Höhe ist zurzeit noch ziemlich unbequem, aber man arbeitete mit großer Energie daran, die steilen Abstiege durch bessere Anlage des Weges zu vermeiden und durch Verbreiterung desselben eine fahrbare Straße herzustellen, die es gestatten würde, nicht bloß im Tragstuhl oder auf störrischen Reittieren, sondern in bequemen Automobilwagen das Sanatorium für Erholungsbedürftige zugänglich zu machen.

Im Bewässerungsgebiet des Pangani.

Wer den schönen Panganistrom in seinem Mittellauf beobachtet hat, wie er in schnellem Fluß zeitweilig über felsige Klippen, in niedrigen Stromschnellen hinabfließend, ein weites fruchtbares, scheinbar ebenes Gelände durchströmt, wird unwillkürlich auf den Gedanken kommen müssen, daß hier für rationelle Bewässerungsanlagen die günstigste Gelegenheit vorhanden ist.

Das Quellgebiet des Stromes sind die gewaltigen Gletschermeere des Riboberges, sowie die Abhänge des Kilimandscharo und des fast 5000 m hohen Meruberges. Aus dem Paregebirge und von den Bergen Usambaras strömen ihm weitere Wassermassen zu, so daß er das ganze Jahr hindurch reichliche Mengen eines trüben, offenbar zu Verieselungszwecken wohl geeigneten Wassers dem Meere zuführt. Wenn er auch während der Regenzeit stark anschwillt, so sorgt doch die unerschöpfliche Quelle des ewigen Schnees am Kilimandscharo dafür, daß seine Wasser auch in der Trockenzeit kaum unter das Durchschnittsniveau sinken, so daß er nach freilich nur oberflächlichen, gewiß nicht zu optimistischen Schätzungen des Herrn Bezirksamtmanns Meyer mindestens 100 cbm pro Sekunde Wasser führt und mehrere Milliarden Kubimeter während des Jahres zur Befruchtung der angrenzenden Gelände zur Verfügung stellen könnte.

Die Untersuchungen, die vor kurzem der Oberingenieur der Eisenbahngesellschaft Lenz & Co., Herr Mittelstädt, sowie der Betriebsleiter der Usambarabahn, Herr Bolle, über die Schiffbarkeit des oberen Panganistromes angestellt haben, sind zwar insofern ergebnislos verlaufen, als sich herausgestellt hat, daß nur verhältnismäßig kurze Strecken mit flachgehenden Motorbooten befahren werden können, weil immer wieder niedrige Felsriegel der Schifffahrt vorläufig nicht zu bewältigende Hindernisse entgegenstellen. Sie haben mir aber beide mit Nachdruck betont, daß der Strom, wenn auch noch kein wichtiges Verkehrsmittel, so doch in anderer Beziehung ein Kulturfaktor ersten Ranges werden könne, weil er in seinem Wasser reichliche Mengen von Sinkstoffen führt, die, den üppigen Basaltböden des Kilimandscharo entstammend, durch Bewässerung die umgebenden Steppengebiete zu besten Kulturböden machen könnten. Auf die kurze Entfernung von 200 km, vom Kilimandscharo bis Mombo, hat der Strom bereits ein Gefälle von ca. 400 m, von da bis zu den Panganifällen, am Unterlauf des Stromes, sind weitere 3—400 m Gefälle zu rechnen, und da, wie gesagt, das Wasser vielfach stufenförmig in Stromschnellen herunterfließt, so drängt sich dem technischen Beobachter der Gedanke, dieses Wasser zu Verrieselungszwecken nutzbar zu machen, fast von selbst auf. Um so mehr, da der Flußlauf verhältnismäßig wenig tief eingeschnitten ist und ein breites Gelände fruchtbaren Bodens auf beiden Seiten des Stromes sich ausdehnt, das heute mit dichtem Buschwald bestanden oder mit reichen Weidegräsern bedeckt, der Kultur bisher wenig erschlossen ist.

Auch das Tal des Mkomasiflusses, der dem Pangani bei Korogwe seine Wasser zuführt und unterhalb

Mombos vielfach sumpfiges Gelände durchschneidet, müßte ebenso wie das Ost- und West-Ufambara trennende Luengeratal durch Flußkorrekturen für ausgedehnte Großkulturen nutzbar gemacht werden können. Denn ich bin nach mehrfacher Rücksprache mit ortskundigen Leuten auch im Gegensatz zu Professor Hans Meyer, der das Luengeratal seines steppenartigen Charakters wegen für unkultivierbar hält, der Meinung, daß auch diese weite Talsenke sehr wohl der Kultur erschlossen werden könnte, denn es fehlt ihr nicht an Wasser, vielmehr ist sie vielfach sumpfig und monatelang unpassierbar, weil die in der Regenzeit das Flußbett füllenden Wassermassen nicht schnell genug zum Pangani abgeführt werden können. Die Schaffung von Vorflut dürfte aber bei dem starken Gefälle des Pangani gerade in jener Gegend nicht allzu schwierig sein.

Die Bedeutung einer Ausnutzung der in den vorhandenen Flüssen aufgespeicherten Wassermassen kann aber kaum hoch genug angeschlagen werden, und wenn man hier und da den Panganistrom den zukünftigen Nil Deutschostafrikas nennt, so ist damit wohl etwas viel gesagt, aber eine weite Perspektive eröffnet für eine großzügige Wirtschaftspolitik, die, wenn sie nicht von der Regierung in die Hand genommen werden kann, wie das in Ägypten Seitens der Engländer in großartigster Weise geschieht, dem Privatkapital reichlich Gelegenheit zur Betätigung bieten sollte.

Gerade die Unsicherheit der klimatischen Verhältnisse im Norden unserer Kolonie hat ja bisher so manche Hoffnung zerstört und die Einfuhr von Nahrungsmitteln selbst für die verhältnismäßig kleine Bevölkerungszahl noch immer notwendig gemacht, weil der Neger in den

Ebenen am Fuße der Usambaraberge nicht mit Sicherheit auf das Gedeihen seiner Körnerfrüchte rechnen kann, sondern wegen des Ausbleibens oder des unregelmäßigen Eintritts der Regenzeiten nur zu oft seine Ernte verloren hat. Könnte man hier ähnlich wie in Ägypten das befruchtende Naß des Panganistromes zu Bewässerungszwecken verwenden, so würden nicht bloß große Mengen von Mais und Reis zur Ernährung der Bevölkerung und zur Ausfuhr ins Ausland gezogen werden können, sondern es würde vor allem die Möglichkeit gegeben sein, auch Baumwolle mit größerer Sicherheit als bisher zu kultivieren. Die bisherigen Versuche haben ja den Beweis geliefert, daß ganz hervorragende Qualitäten bester ägyptischer Baumwolle dort gezüchtet werden können und es nur davon abhängt, die Zeit der Aussaat und Ernte so zu wählen, daß man den jungen Pflanzen mit Sicherheit Feuchtigkeit zuführen kann und zur Erntezeit zuverlässiges trocknes Wetter vorherrscht.

Bewässerungsversuche, die man am Kilimandscharo angestellt hat, haben ergeben, daß ungewöhnlich reiche Baumwollernten mit Hilfe der künstlichen Wasserzufuhr gewonnen werden können, und immer mehr richten sich die Blicke der ortskundigen Europäer auf das Panganital und die benachbarten Flußgebiete. Der sogenannte Mombosumpf in einer Ausdehnung von etwa 7000 ha allerfruchtbarsten Alluvialbodens ist bereits im Auftrage der Regierung sachkundig vermessen und ein Besiedelungsplan für dieses leicht zu entwässernde und ebenso leicht zu bewässernde Land ausgearbeitet worden.

Am Pangani selbst sind neuerdings von privater Seite Versuche gemacht worden, das Wasser des Stromes zu systematischer Bewässerung auszunutzen.

Ich folgte deswegen mit besonderer Freude der Einladung des Herrn von Horn und seiner liebenswürdigen Gattin, die ich in West-Ufambara auf der Reise kennen gelernt hatte, ihre am südlichen Ufer des Pangani, nahe der Bahnstation Maurui, begründete neue Plantage zu besichtigen, auf der ausgedehnte Bewässerungskulturen zum Anbau von Reis und Baumwolle in Angriff genommen sind.

Das Gelände ist hier keineswegs völlig eben, sondern bewahrt im Gegenteil seinen hügeligen Charakter, indem leicht abgedachte Querriegel von Gneis und sonstigem Muttergestein die schönen Wiesenflächen unterbrechen und, bis dicht an den Fluß herantretend, mächtige Stromschnellen verursachen. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, das Wasser oberhalb der Stromschnellen ohne große technische Kunststücke in einfache Gräben abzuleiten und auf halber Höhe des Bergabhanges entlang zu führen, sodaß es nicht bloß zur Verieselung und Bewässerung des unten liegenden weiten Wiesentales, sondern auch in bequemster Weise zur Anlage eines kräftigen Wasserwerkes benutzt werden kann.

Vorläufig sind hier in Mabungu erst die Vorarbeiten für dieses in der Kolonie neue Unternehmen geschaffen worden, aber mit ungewöhnlicher Energie und Ausdauer hat der Besitzer bereits in kurzer Zeit ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet.

Das reizende Wohnhaus, in einer Höhe von etwa 450 m über dem Meeresspiegel gelegen, ist solide und geschmackvoll, aber mit geringem Kostenaufwand errichtet. Unter der Leitung der kunst sinnigen Hausfrau war die Umgebung bereits in den wenigen Monaten seit Vollendung des Baues mit schönen Blumen und Rasen-

flächen dekoriert, und die Wirtschaftsgebäude, vorläufig in einfachster Form aus Stangen und mit Grasdach hergerichtet, waren überall in zweckentsprechender Weise angelegt worden.

Von der Veranda des Hauses, in dem ich mehrere Tage liebevoll aufgenommen die Gastfreundschaft des Besitzers genießen konnte, hat man einen weiten Blick auf die nur wenige Kilometer entfernten Berge Ost- und West-Ufambaras, und ständig wehende, kühlende Winde machten den Aufenthalt trotz der Hitze des Tages besonders angenehm. Am Fuße des wohl 100 m hohen, mit dichtem Buschwald bestandenen Bergrückens, auf dem das Wohnhaus errichtet ist, dehnt sich ein langgestrecktes Wiesental aus, durch das ein breiter Fahrweg hindurchgeführt war. Die Zuleitungsgräben für die zukünftige Berieselung waren vorläufig nur in geringer Breite geschaffen, aber reichlich Wasser stand dadurch zur Verfügung, um die vorerst angelegten Baumwollfelder berieselnd zu können, die mit leichtem Gefälle sich zur Talsohle senkten.

Die eigentliche, fast horizontale Ebene war teilweise versumpft, und mit großem Geschick waren Entwässerungsgräben angelegt, die bereits die Wirkung gehabt hatten, daß die früher nassen Böden jetzt als üppige Weide benutzt werden konnten. Duzende von Arbeitern waren beschäftigt, die großen Abzugsgräben bis zum Pangani-
strom weiterzuführen. Die Arbeit war nicht leicht, weil der schwere Tonboden, der hier im Laufe der Jahrhunderte sich durch die Überschwemmungen des Pangani abgelagert hat, jetzt am Ende der Trockenperiode ziemlich hart geworden war, und die Neger mit dem europäischen Spaten und der Hacke noch wenig umzugehen verstanden.

Als ich einem der schwarzen Jünglinge, der mit den

Fingern die losgehackte Erde auf seine Schaufel legte, um sie dann aus dem Graben herauszuwerfen, zeigte, wie man mit dem guten Spaten durch Losstechen der Erde viel bequemer und leichter die Arbeit bewältigen könne, war er sofort geneigt, es nachzumachen. Bald erklärte er aber, das sei „Kasi Uleia“ (Europäerarbeit), er sei kein starker Mann wie ich, sondern nur ein schwacher Neger und als ich ihm lachend sagte, das würde er auch noch lernen, erwiderte er, „nein, er könne nie das leisten, was ein Europäer leistet, denn der Europäer äße täglich fünfmal, während seine Landsleute nur einmal essen und deswegen niemals soviel arbeiten könnten.“ Ganz Unrecht hatte er wohl nicht, und verlangt man vom Neger größere Leistungen, so wird man ihn daran gewöhnen müssen, kräftigere Nahrung zu sich zu nehmen und nicht bloß, wie es jetzt der Fall ist, einmal am Abend zu essen und sich dann den Magen mit wenig nahrhaften, mehligten Speisen vollzupfropfen.

Die Baumwollfelder, die in ziemlicher Ausdehnung bereits bepflanzt und sauber gehalten waren, machten damals einen außergewöhnlich günstigen Eindruck; sie haben auch wundervoll geblüht, sind aber, wie ich nachträglich brieflich erfahre, dann mißglückt, weil die zahlreich vorhandenen Kapseln zu früh aufsprangen und massenhafte Rotwanzen die Kerne ausfräßen. Nur die Hälfte der Fläche konnte abgeerntet werden und brachte den geringen Ertrag von ca. 300 Pfund entkernter Wolle pro Hektar. Ob man es nach diesem Mißerfolg noch einmal versuchen wird, vielleicht zu anderer Zeit die Aussaat vorzunehmen, weiß ich nicht.

Reisfelder waren zur Zeit meines Besuches erst versuchsweise in einer Ausdehnung von wenigen Hektaren

angelegt, d. h. das Land genau nivelliert und mit Erdwällen umgeben, um Sumpfreis bauen zu können.

Alle Arbeiten waren in fachgemäßeſter Weiſe mit vieler Umſicht und Sorgfalt ausgeführt, und ich hatte mit Sicherheit günſtige Ergebniſſe erwartet, da es an genügendem Waſſer nicht fehlt und der Boden reich und fruchtbar iſt, im Untergrunde, wie ich an den Grabenprofiſen feſtſtellen konnte, ſogar reiche Mengen leichtlöſlichen Mergels enthält. Aber ich erfahre nachträglich durch Herrn von Horn, daß auch die erſte Reisausſaat verunglückt iſt, da die friſch aufgeworfenen Erdwälle zu locker waren, um das eingelaffene Waſſer halten zu können. Die dann eingeshobene Maisausſaat hat von 3 ha 150 Zentner Korn ergeben, die mit 5 Rp. pro Zentner verkauft werden konnten. Die zweite Ausſaat von Reis auf ca. 6 ha ſteht ausgezeichnet und verſpricht zum September eine ſchöne Ernte. Wenn die Verſuche, woran ich kaum zweifle, Erfolg haben, ſo würde bei den hohen Preiſen, die der Reis erzielt, die Anlage ähnlicher Plantagen ohne koſtſpielige Waſſerbauten in der Nähe des Panganiſſuſſes leicht durchzuführen ſein, und ſchon damals waren mehrfach Anfragen an die Bezirksverwaltung herangetreten, Ländereien zu ähnlichen Kulturen ſeitens der Regierung zur Verfügung zu ſtellen.

Da die Berghänge, die ziemlich tiefgründig mit fruchtbarem Verwitterungsboden bedeckt ſind, gleichzeitig vortreffliches Land zur Anpflanzung von Kautſchukbäumen bieten, beabſichtigte man, dieſe faſt die Hälfte der ganzen Plantage einnehmenden Bergländereien in Kautſchukwälder zu verwandeln, ſo daß die Rente des Unternehmens in Zukunft nicht excluſiv auf einer Kultur baſiert. Nach brieflichen Mitteilungen des Be-

figers sind während der großen Regenzeit bereits 32000 Bäume ausgepflanzt, die Ende Juni 1906 vortrefflich standen. Ihre Zahl soll in Jahresfrist auf 100000 vermehrt werden.

Auch Viehzucht soll hier in größerem Umfange eingeführt werden und weitere 500 ha Landes sind gepachtet, weil auffallender Weise die Ländereien rechts vom Pangani gesund und unverseucht sind, während leider die schönen weiten Wiesenflächen links des Pangani von der Tsetsefliege heimgesucht und von den zahlreichen Wanderherden, die hier zur Küste durchgetrieben wurden, mit Rüstensieber verseucht sind. Die Eingeborenen, die diesen Unterschied genau kennen, halten deswegen streng darauf, daß kein Vieh von der nördlichen Seite des Flusses nach der Südseite hinübergebracht wird.

Bequeme Verbindung auf einem gut angelegten, etwa 6 km langen Fahrwege mit der Usambarabahn bieten der Plantage besondere Vorteile. Auch der Wasserweg könnte unterhalb der Stromschnellen bequem zum Transport der geernteten Getreidemassen bis zur Bahnstation benutzt werden.

Daß die Gegend noch reich an Leoparden ist, davon konnte ich mich persönlich überzeugen. Ein starkes, weibliches Tier hatte des Nachts den Gänsestall heimgesucht, es ging in der nächsten Nacht etwa 100 Schritt vom Hause in die Falle. Als wir gegen Mitternacht das gefangene Tier brüllen hörten, waren wir leichtsinnig genug, hinzulaufen und etwa 20 Schritt entfernt darauf zu schießen, obwohl beim Sternenlicht und dem Schein der Laterne sicheres Zielen unmöglich war. Das Tier zeichnete auf den Schuß mit fürchterlichem Brüllen, war

dann still, riß aber plötzlich, als wir in der Meinung, es sei tot, auf 6 Schritt heran waren, mit aller Kraft die Pranke aus dem starken Löweneisen und hatte im selben Augenblick mit gewaltigem Sprunge den Hauptmann Prince zur Erde geworfen und mit seinen Krallen zerfleischt. Zum Glück ließ es, mit einigen Kolbenschlägen traktiert, sein Opfer los und verschwand mit schnellen Sprüngen im Gebüsch. Am Morgen jagten es die Hirten im hohen Grase unten im Tale auf, unsere Treibjagd hatte aber keinen Erfolg, da die Treiber wohl furchtbar lärnten, aber nicht in das Dickicht gingen, dessen Gefahren sie kannten. 8 Tage später saß dasselbe Tier an derselben Stelle in der Falle, sein schönes Fell ward dem schwer verwundeten Hauptmann Prince zum Troste zugesandt.

Auch der Eheherr des Leopardentweibchens mußte wenige Tage später an gleicher Stelle seinen Appetit nach Gänsefleisch mit dem Leben bezahlen.

So kann ich doch auch von einer Leopardenjagd erzählen, obwohl mein Anteil daran wenig rühmlich war.

Agavenkultur und Hanfbereitung.

Ich habe bisher den freundlichen Leser meine eigenen Reiserwege durch die Kolonie Ostafrika geführt und dabei auf die verschiedensten Kulturen, die ich zu besichtigen Gelegenheit hatte, bereits kurz hingewiesen. Wenn ich dabei absichtlich bei den Landschaftsbildern und der äußeren Gestaltung des Landes, seinem Klima, seiner Fruchtbarkeit, seinen Bewohnern kurz verweilte, so tat ich es, um denen, die meinen Ausführungen folgen, möglichst ein eigenes Urteil über die Entwicklungsfähigkeit unseres Kolonialbesitzes zu geben. Einfache Betrachtungen über Unkosten und Gewinne, über Pflanzungs- und Verarbeitungsmethoden würden vielleicht weniger Interesse erweckt haben und könnten gar leicht den Verdacht aufkommen lassen, als ob ich mich durch die in der Kolonial-Literatur der neuesten Zeit so vielfach veröffentlichten Berichte und Prospekte über vorhandene oder zu gründende Pflanzungsgesellschaften hätte beeinflussen lassen.

Ich halte es aber doch für meine Pflicht, nunmehr von den wichtigsten, für unsere Kolonie in Frage kommenden Pflanzungskulturen ein zusammenfassendes Bild zu entrollen, um zu zeigen, wieweit in Zukunft gewinnbringende Arbeit auf den verschiedensten Gebieten der Tätigkeit zu erwarten ist.

Ich beginne mit der wohl aussichtsreichsten Kultur der Sisal-Agaven und der Bereitung des daraus gewonnenen Sisalhanfes.

Daß die wachsende Bevölkerung der großen Kulturländer stets steigende Mengen von Spinn- und Faserstoffen aller Art gebraucht, ist bekannt genug, und mit der Steigerung und der Verfeinerung der Bedürfnisse der Kulturvölker wie der einfachsten Naturvölker werden auch in Zukunft immer größere Massen solcher Rohstoffe gebraucht werden. Man denke an die ungeheuren Mengen von Baumwolle, Jute und Hanf aller Art, die in den letzten Jahrzehnten auf den Weltmarkt gekommen sind und kaum ausreichen, den wachsenden Verbrauch zu decken, nachdem Flachs und Wolle schon längst nicht mehr imstande sind, den Bedarf an Kleidungsstücken zu befriedigen. Pflanzenfasern, die zum Spinnen und Weben, zu Seiler- und Flechtarbeiten Verwendung finden, werden deshalb auch in Zukunft lohnenden Absatz finden müssen. Schon aus diesem Gesichtspunkte ist ihre Produktion unter der tropischen Sonne Ostafrikas von besonderer *fällung* Bedeutung, weil man eine Überführung des Marktes, wie sie bei vielen anderen tropischen Produkten mit beschränktem Absatzgebiet leicht eintreten kann, nicht so bald wird erwarten können.

Der Hanf der Sisal-Agave, der zuerst in großen Massen auf der Halbinsel Yucatan in Mexiko produziert wurde, dann von dort nach Kuba, Florida und den Bahamas-Inseln usw. verpflanzt wurde und seit nunmehr 12 Jahren auch in Deutsch-Ostafrika heimisch geworden ist, zeichnet sich durch eine besonders lange, seidenartig glänzende, weiche und doch haltbare Faser aus, so daß er, und der ostafrikanische ganz besonders, als ein wertvolles Material für die Tauwarenindustrie betrachtet wird. Er ist zwar dem Manilahanf nicht voll ebenbürtig, weil er für Biegungen nicht so dauerhaft ist

wie jener und deswegen im Schiffsverkehr hauptsächlich als sogenanntes stehendes Tauwerk Verwendung findet, wo er sich als ein außerordentlich haltbares und elastisches Produkt erwiesen hat. Für Tauwerk, das regelmäßig aufgewunden werden muß, kommt er dem Manilahanf nicht gleich und kann mit ihm auch insofern nicht in Wettbewerb treten, als das Manilaprodukt so leicht ist, daß es auf dem Wasser schwimmt, während die Taue aus Sisalhanf ins Wasser einsinken und deshalb beim Auslegen von Trossen usw. größere Arbeitskraft beanspruchen, als die leichten, schwimmenden Manilataue. Der Sisalhanf ist deswegen auch durchschnittlich niedriger bewertet als der Manilahanf, der bekanntlich aus den Fasern der Hanfbanane, einer auch in den regenreichen Waldgebirgen Deutsch-Ostafrikas reichlich wild wachsenden und jedenfalls leicht zu kultivierenden Bananenart, gewonnen wird.

Aber die Bastbananen scheinen bisher maschinell noch nicht mit Vorteil verarbeitet werden zu können. Auf den Philippinen, wo zahlreiche, billige und geschulte Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, kann er nutzbringend durch einfache Handarbeit gewonnen werden; für Deutsch-Ostafrika wird man wohl die Konstruktion brauchbarer Maschinen abwarten müssen, ehe man an eine Großkultur herantreten kann.¹⁾ Dazu kommt, daß die Bananen, so üppig sie auf ihren jetzigen Standorten gedeihen und so mannigfach sie in der Kolonie vertreten sind, doch keine

¹⁾ Die von dem Pflanze F. Moritz zu Emin in den Allgaurubergen produzierten Hanfproben sind außerordentlich günstig beurteilt worden. Bisher haben seine dankenswerten Anregungen eine Großkultur zu schaffen noch keinen Erfolg gehabt. S. Tropenpflanzer 1904. S. 109 ff.

eigentlichen Steppenpflanzen sind, sondern gerade in den bastliefernden Spielarten reichlichere Niederschlagsmengen erfordern, so daß weite Teile der küstennahen Gebiete Ostafrikas wohl nicht in Großkultur zum Bananenbau verwendet werden könnten.

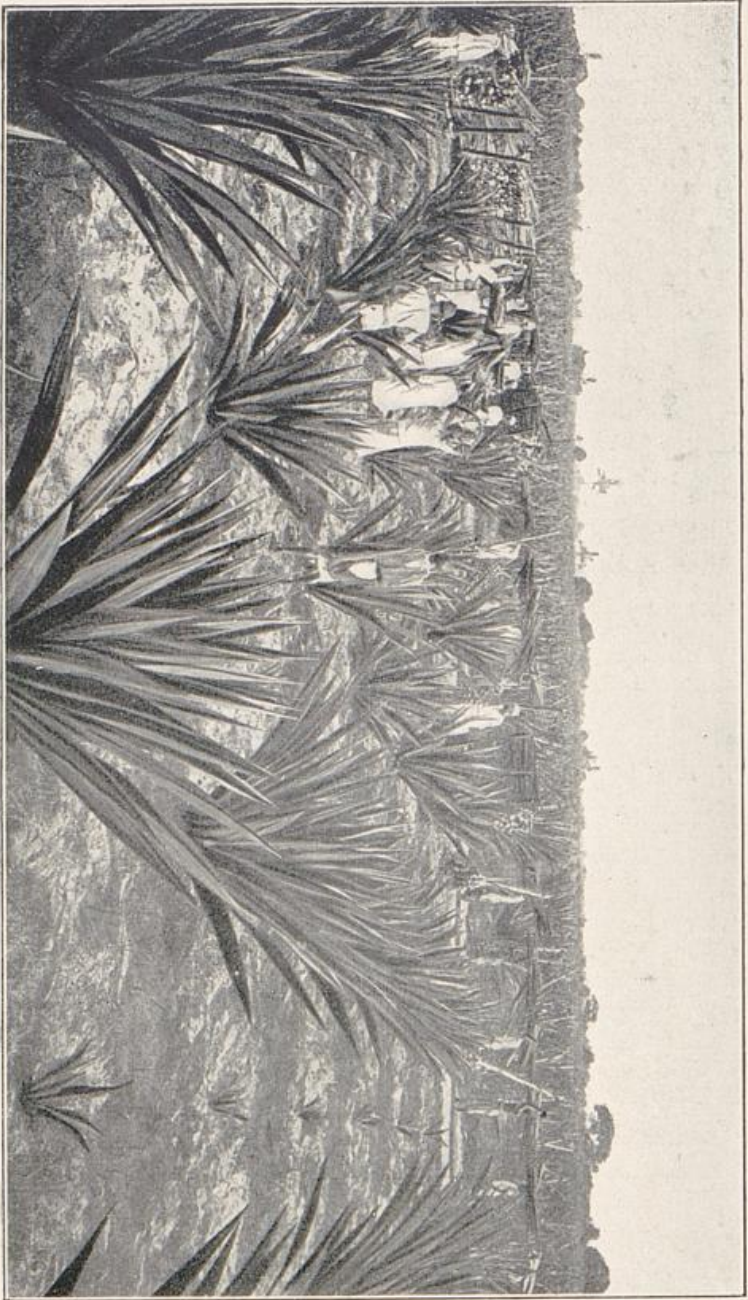
Die Sisal-Agave (*Agave rigida* var. *sisalana*) ist dagegen eine ausgesprochene Steppenpflanze, die in ungewöhnlicher Weise widerstandsfähig gegen Unbilden der Witterung ist, mit ihren langen, dickfleischigen Blättern kaum tierische oder pflanzliche Feinde kennt und selbst mit weniger guten Böden vorlieb nimmt, wenn nur keine stauende Masse im Untergrunde sich findet. Lang andauernde Dürreperioden übersteht sie ohne Nachteil, wenn auch während derselben das Wachstum aufhört. Junge Stecklinge hat man oft wochenlang in der Sonne liegen lassen und trotzdem wuchsen sie fröhlich weiter, sobald sie in feuchtes Erdreich gesteckt wurden.

Die Kultur ist einfach, und da die Agaven bereits nach spätestens drei Jahren schnittreife Blätter haben, die zur Hanfbereitung verwendet werden können, ist ihre Kultur für tropische Anpflanzungen ganz besonders geeignet, weil die sonst so lästige Wartezeit, die bei Kaffee, Kakao und anderen tropischen Gewächsen oft mit Recht abschreckend wirkt, hier verhältnismäßig kurz ist.

Man pflanzt die Agave, nachdem der Busch gerodet, das Land von Wurzeln und Unkraut einigermaßen gereinigt ist, in langen Reihen, die auf kräftigen Böden meistens $2\frac{1}{2}$ m voneinander entfernt sind und setzt die einzelnen Pflanzen innerhalb der Reihen gleichfalls in Entfernungen von $2\frac{1}{2}$ m aus. Neuerdings werden Pflanzweiten von 2 zu 2 Meter hie und da bevorzugt. Das Pflanzen ist einfach, indem man Stecklinge, die an

der Mutterpflanze bereits im 2. Jahre in größerer Zahl aus der Wurzel ausschlagen, zu Beginn der Regenzeit nicht zu tief in die Erde setzt, nachdem man vorher mit einem Pfahl ein Loch in den Boden gemacht hat. Wo derartige Ausläufer nicht in genügender Zahl zur Verfügung stehen, verwendet man die sogenannten Bulbillen, die nach Aufschließen des Blütenstängels der Pflanze sich zu Tausenden daran bilden und, nachdem sie in Pflanzbeeten verschult sind, ebenso leicht und sicher anwachsen als die Wurzeläusläufer. Nachdem die Pflanzen gesetzt sind, bedarf es nur eines Reinhaltens des Bodens von dem in den Tropen meist ungewöhnlich üppig wuchernden Gras und Unkraut, so daß zumeist ein drei- bis viermaliges Reinigen der Felder im Jahre erforderlich ist.

Nach drei Jahren, auf ganz besonders leichten Böden wohl etwas später, haben sich die Pflanzen so entwickelt, daß die Ernte durch Abschneiden der untersten Blätter beginnen muß, weil sonst die Blüten austreiben. Aus den beigegebenen Illustrationen ist das Bild der Pflanze in ihrer Entwicklung und Reife sowie die Art der Ernte leicht zu ersehen. Auf guten Böden erreichen die Blätter eine Länge von 2 m und mehr und geben, wie es scheint, einen längeren und besseren Hanf als auf weniger guten Ländereien. Man rechnet gewöhnlich im ersten Erntejahre einen Ertrag von etwa 40 bis 50 Blättern und kann 3 wohl auch 4 Jahre lang alle viertel Jahr etwa 10 Blätter ernten, bis die Pflanze den Blütenstängel treibt und dann schnell abstirbt. In Yukatán, wo das Wachstum der Pflanzen bei den weniger reichen Böden und dem trockenen Klima langsamer vor sich geht, halten die Pflanzen länger aus und sollen ein Lebensalter bis



Schnittreihe Nigaben mit Schwifdenpfangung von Steddingen.



Schnittreife Agaven mit Zwischenpflanzung von Stecklingen.

zu 15 Jahren erreichen. In Deutsch-Ostafrika rechnet man trotz der kürzeren Lebenszeit der einzelnen Pflanzen auf eine lange Dauer der Kulturen, weil man gelernt hat, die Pflanzungen ohne große Ankosten dadurch zu verjüngen, daß man zwischen die Reihen im zweiten Jahre der Ernte von den vorhandenen Wurzeläusläufern jedesmal junge Pflanzen in gleicher Entfernung aussetzt, die dann, wenn nach drei Jahren die ursprüngliche Pflanze abstirbt, soweit herangewachsen sind, daß sie schnittreife Blätter liefern. Das Entfernen der alten Pflanzen macht wenig Mühe, während die Wurzelstöcke der viel üppiger wachsenden und längere Blätter treibenden Mauritius-Agaven, die man seinerzeit auf der Regierungsplantage zu Dar es Salam, sowie zu Kiomoni, eingeführt hatte, kaum zu vertilgen sind. Man hat auf letzterer Pflanzung versucht, die alten Stämme durch Sprengen mit Pulver zu zerstören, aber immer wieder kamen neue Wurzelschößlinge hervor, so daß das Ausroden der alten Stämme viel Arbeit und Ankosten verursachte. Man ist übrigens von der Kultur der Mauritius-Agaven deswegen zurückgekommen, weil sie ungewöhnlich schwer zu transportierende, dickfleischige Blätter liefern, die verhältnismäßig wenig Fasern und eine weniger gute Qualität liefern.

Das Abernten der Agavenblätter ist an sich leicht, stellt aber doch an die Körperkräfte der Neger verhältnismäßig hohe Anforderungen. Man bindet gewöhnlich 40 Blätter zu einem Bündel zusammen; da ein Blatt mittlerer Größe etwa $1\frac{1}{2}$ kg wiegt, ist die Last eines solchen Bündels unter den sengenden Sonnenstrahlen der Tropen nicht zu unterschätzen. Deswegen hat man in allen größeren Plantagen ausnahmslos Feldbahnen be-

schafft, so daß der Transport stets nur auf kurze Strecken durch Menschenkraft zu bewirken ist. Die beweglichen Feldbahnschienen münden meistens auf feststehende Schienengleise, auf denen größere Wagenladungen vielfach mit Dampfkraft zur Aufbereitungsanstalt transportiert werden.

Derartige moderne Transportgelegenheiten werden auch zum Versand der fertigen Hanfballen, die meistens zu 500 Pfund, ausnahmsweise auch zu 350 Pfund gepreßt werden, unvermeidlich sein oder es müssen, wie es in Kikogwe der Fall ist, besondere Straßenlokomobilen oder sonstige Kraftwagen beschafft werden, um die schweren Ballen, die durch Träger zu transportieren kaum möglich sein würde, leicht an die Eisenbahn oder den Hafen bringen zu können. Aus dem Grunde wird auch für die Zukunft der Plantagenbau für Sisal sich auf die nächste Umgebung der Hafenplätze oder der vorhandenen Eisenbahnen beschränken müssen.

Die Hanfgewinnung ist verhältnismäßig einfach. Auf den älteren Plantagen zu Kikogwe, Mvera und Riomoni hat man sich zur Bearbeitung der Blätter mit sogenannten Doppelraspadoren begnügt. Es sind das einfach konstruierte Maschinen, bei denen auf einer Welle Schlagleisten mit Messern befestigt sind. Von einem Einlegetisch aus, der bis auf Faserstärke an die rotierenden Messer herangeschoben ist, werden von den Arbeitern die Blätter etwa bis zur Hälfte der Länge in die Maschine hineingeschoben, die mit großer Schnelligkeit alle saftigen Fleischteile entfernt. Dann wird die Masse zurückgezogen und die noch unversehrte Hälfte des Blattes in derselben Weise bearbeitet. An jedem solchen Doppelraspador stehen zwei Arbeiter, die mit großer

Geschicklichkeit und Schnelligkeit die Arbeit verrichten, während andere ihnen neue Blätter zubringen und den Hanf forttragen. Da die Raspadoren meist nicht sauber genug arbeiten, wird der grüne Hanf dann noch von Negerjungen mit kurzen Stöcken geklopft, um die letzten Reste der anhaftenden Pflanzenmasse loszulösen. Der Hanf wird darauf in kleine Bündel zusammengeschnürt und entweder in fließendem Wasser oder in gemauerten Tanks kurze Zeit gewässert, dann auf primitiven Gerüsten in der Sonne getrocknet. Bei hellem Wetter kann er nach kurzer Zeit bereits von den Trockengerüsten abgenommen werden, um zu den Bürstmaschinen getragen zu werden, die ähnlich wie die Raspadoren konstruiert sind, nur statt der Messer Bürsten aus Piassava haben und die Faser von allen Unreinlichkeiten befreien, sie glätten und ihr ein seidenartig glänzendes Aussehen geben. Der Abfall, der an den Bürsten hängen bleibt, wird nachher, ähnlich wie daheim der Flachs, gehechelt, so daß sich kaum nennenswerte Abfälle ergeben, die in Rifogwe zur primitiven Anfertigung von Hanfstricken benutzt werden, mit denen die in hydraulischen Pressen auf ein möglichst geringes Volumen zusammengepreßten, in Jutetücher eingnähten Ballen zusammengeschnürt werden. Man behauptete in Rifogwe, durch diese Art der Verpackung wesentliche Ersparnisse zu machen, im Vergleich zu der in Buschirihof gebräuchlichen Methode, die Ballen mit eisernen Bändern ähnlich wie Baumwollballen zu umschließen. Ob der Gewinn sonderlich groß ist und gegenüber der größeren Haltbarkeit der Eisenreifen ins Gewicht fällt, möchte ich fast bezweifeln, denn man rechnete in Buschirihof auf die gesamte Verpackung inkl. Jutestoffe pro Ballen nur 2 Mk. Unkosten.

Ein Nachteil der Raspadoren ist es, daß sie, wenn sie nicht, wie es in den neueren Plantagen geschieht, ganz besonders solide in Zement fundamentierte sind, durch die unvermeidliche Vibration weniger sauber arbeiten, und der ätzende Saft der dicken grünen Blätter bei den Arbeitern, die gezwungen sind, etwa acht bis neun Stunden in dieser grünen Brühe zu stehen, Fußleiden und Entzündungen zur Folge hat. Dieser Pflanzensaft, der eine Menge von organischer Substanz und Eiweißstoffen enthält, ebenso wie die grüne Masse, die von den Blättern abgeschlagen und in Feldbahnwagen fortgeschafft wird, ging bisher nutzlos verloren. Neuere Versuche haben festgestellt, daß durch Gärung der Masse etwa 6 Prozent Spiritus-Ausbeute daraus gewonnen werden könnten und für die Zukunft würde eine Verwertung dieser Abfälle immerhin in Frage kommen, während bisher die sich erst entwickelnden Plantagen zu derartigen Nebenanlagen weder Zeit noch Geld, noch Arbeitskräfte zur Verfügung hatten.

Eine andere, in mancher Beziehung zweckmäßigere Verarbeitungsmethode ist in Buschirihof eingeführt und soll auch auf den Plantagen des Prinzen Albrecht und anderswo angewandt werden. Statt der zahlreichen Raspadoren hat man dort eine große, aus Yukatan bezogene Maschine aufgestellt, die bei 10stündiger Arbeit 100—120 000 Blätter zu entfasern vermag, also etwa doppelt so viel als 4 Doppel-Raspadoren, die gewöhnlich zu einer Fabrik vereinigt zu sein pflegen. Diese nach demselben System konstruierte, aber die Blätter selbsttätig den Messern zuführende Maschine, bei der Unfälle beim Einlegen kaum möglich sind, ist in Buschirihof so zweckmäßig aufgestellt, daß der Pflanzensaft und die grüne Pflanzenmasse ohne die Arbeiter zu belästigen von der

Maschine direkt in die unten stehenden Feldbahnwagen fällt, während ein Elevator die Blätter aus den Eisenbahnwagen direkt vor die Maschine führt. Da ein Umwenden der Blätter nicht erforderlich ist, können auch kurze Blätter mit Vorteil verarbeitet werden und ein nachheriges Klopfen der Fasern ist überflüssig. Die Maschine erspart bei ihrer größeren Leistungsfähigkeit auch sonst viel menschliche Arbeitskraft, was bei dem wachsenden Arbeitermangel gewiß für die Einführung dieser großen, etwa 15000 M. kostenden Maschine spricht.

Aber das Bedenkliche dabei ist, daß jede Störung im Betriebe dieser einen Maschine sofort die gesamte Arbeit auf der Plantage zum Stillstand bringt und Reparaturen in der Kolonie schwer durchführbar sind, während eine Beschädigung des einen oder des anderen Raspadors keine wesentlichen Nachteile im Gefolge hat. Die großen Maschinen, die bisher aus Zukatan bezogen wurden und die Kraft einer 60 HP. Lokomobile beanspruchen, werden jetzt auch in Deutschland und wahrscheinlich billiger und besser hergestellt. Die Doppel-Raspadoren sind durch die D. O. U. G. vielfach verbessert und werden gleichfalls in Deutschland konstruiert und zu einem Preise von 1350 M. franko Berlin geliefert. Für jede kleinere Anlage dürften sie den Vorzug verdienen, da sie ein geringes Anlagekapital erfordern und eine allmähliche Ausdehnung der Fabrik mit der Vergrößerung der Plantage leicht durchführbar ist. Eine Fabrik von 4 Doppel-Raspadoren, die etwa 30 HP. beanspruchen, kann täglich 50—60000 Blätter verarbeiten und 6 Ballen Hanf zu 500 Pfund liefern. Durch ihre Aufstellung ist es, worauf ich besonderen Wert lege, auch möglich, Sisalkulturen in geringerem Umfange einzuführen und auch

private Pflanzer können in Konkurrenz mit großen Unternehmungen sehr wohl die Hanf-Fabrikation aufnehmen.

Solche kleineren Pflanzungen empfehlen sich aber meines Erachtens ganz besonders, weil die Kultur der Agaven nach allen bisherigen Erfahrungen mit Sicherheit auf eine Rente rechnen läßt und die Wartezeit bis zur Ertragsfähigkeit der Pflanzung eine verhältnismäßig kurze ist. Das Vorurteil, als ob nur Großbetriebe imstande wären, diese Kultur aufzunehmen, halte ich für ganz unberechtigt.

In der Nähe von Tanga hat Herr Apotheker Müller beispielsweise eine eigene Schamba eingerichtet, die jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung von ca. 250 ha mit Sisal bepflanzt ist. Er war mit der Aufstellung der Maschinen beschäftigt, da in kurzer Zeit die Ernte beginnen sollte. Da er die Anlage und Leitung der Pflanzung neben seiner sonstigen Beschäftigung mehr im Nebenamt durchführt, kann er natürlich sehr viel billiger wirtschaften, als jede größere Gesellschaft, die mindestens 1—2 Leiter und Assistenten anzustellen und hoch zu besolden hat und auch die ganze Wartezeit voll auf das Anlagekonto schreiben muß. Kleinere Besitzer können auch weit eher durch Zwischenkulturen die Kosten der ersten Anlage wesentlich vermindern. Doch ist die Agave eine ausgesprochene Sonnenpflanze, die im Schatten nicht gedeiht, deshalb dürfen die breiten Zwischenräume zwischen den Pflanzreihen nur im ersten Jahre und auch dann nur mit solchen Kulturpflanzen bestellt werden, die nicht all zu hoch wachsen und durch ihren Schatten der Hauptkultur nicht nachteilig werden. Baumwolle, Mais, Sesam haben sich, wo das Klima günstig ist, am besten bewährt, auch Bohnen und Rizinus dürften in Frage kommen.

Über die Unkosten und die Erträge der Sisalkultur sind in letzter Zeit in den Prospekten der zahlreich begründeten oder in Gründung genommenen Pflanzungsgesellschaften häufig Mitteilungen gemacht worden. Sie weichen natürlich vielfach voneinander ab, da die örtlichen Verhältnisse, die Höhe der Löhne, die Schwierigkeit des Buschrodens, auch der Transport zur Fabrik und zum Verladeplatz wesentliche Unterschiede bedingen. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß selbst bei sehr viel niedrigeren Preisen, als sie heute für das ostafrikanische Produkt gezahlt werden, glänzende Gewinne auch bei einer Kultur im Kleinen gemacht werden können.

Der Plantagenleiter Wegerdt gibt im „Tropenpflanze“ auf Grund seiner in der Nähe von Lindi gesammelten praktischen Erfahrungen die Unkosten für ein Feld von $6\frac{1}{2}$ ha Größe, auf das 10000 Pflanzen gesetzt werden können, folgendermaßen an:

160 Rp.	für	Buschschlagen,
100	„	„ Buschbrennen,
90	„	„ Pflanzen, einschl. Pflanzlöcher machen,
120	„	„ Sacken im 1. Jahre,
180	„	„ „ 2. „
180	„	„ „ 3. „
60	„	„ „ 4. „

also 890 Rp. oder rund 1180 M. insgesamt.

Am Ertrag rechnet er von diesen 10000 Agaven: Im 1. Erntejahre bei einem Ertrage von $1\frac{1}{2}$ kg pro Pflanze 15 Tonnen Hanf, im 2. Erntejahre bei einem Ertrage von 0,8 kg pro Pflanze 8 Tonnen Hanf, im 3. Erntejahre bei einem Ertrage von 0,5 kg pro Pflanze

5 Tonnen Hanf, zusammen 28 Tonnen Hanf, das wären pro Hektar im Durchschnitt der drei Jahre ein Ertrag von 1430 kg Hanf. Die Unkosten der Anlage würden ohne Pflanzmaterial, das billig zu beschaffen ist, pro Tonne 42 M. betragen, die Fabrikation des Hanfes inkl. Verpackung rechnet er wohl etwas reichlich auf 130 M. pro Tonne.

Zur Zeit ist der Verkaufspreis in Hamburg 800 bis 825 M. für 1000 kg. Wenn man davon die jetzt noch hohe Fracht bis Hamburg mit 70 M. pro Tonne, sowie die Verschiffungs- und Verkaufskosten in Abrechnung bringt, so würde sich ein Nettopreis von mindestens 700 M. für die Tonne auf der Plantage ergeben. Die 10000 Pflanzen würden also zur Zeit 19600 M. bar einbringen, und wenn ein Pflanzler, was er ohne fremde Hilfe sehr wohl leisten kann, sich in drei Jahren eine Plantage von 300000 Agaven anlegt und sie durch Nachpflanzen auf diesem Stand erhält, so würden nach den Berechnungen von Wegerdt die gesamten Unkosten etwa 35000 M. und einschließlich der Gebäude, der Anlage der Fabrik und der Feldbahnen usw. bis zum Beginn der Ernte etwa 80000 M. betragen, falls keinerlei Zwischenkulturen einen Teil der Unkosten decken. Die jährlichen Betriebsausgaben nach Beginn der Ernten würden 30- und später 40000 M. beanspruchen, die Einnahmen dagegen im 1. Erntejahr, selbst die Tonne netto nur zu 600 M. gerechnet, 90000 M., im 2. Jahre 138000 M. und im 3. und folgenden Jahre 168000 M. betragen.

Bei diesen Berechnungen, die sich auf eigene Erfahrungen des Herrn Wegerdt stützen, sind die Löhne

ziemlich niedrig veranschlagt, entsprechend den Verhältnissen im Bezirk Lindi. — Auch die Erträge an Hanf sind wohl nicht überall im Durchschnitt zu erreichen.

Nach anderen Angaben kann man die Durchschnittsernte pro ha auf mindestens 1 Tonne jährlich rechnen und ich glaube, daß diese Durchschnittsziffer etwaigen Berechnungen am zweckmäßigsten zugrunde gelegt wird, weil danach eine verhältnismäßig geringe Hanfausbeute für jede einzelne Pflanze in Anrechnung gebracht ist und auf etwaige Fehlstellen in der Kultur genügend Rücksicht genommen wird. Bei günstigen Bodenverhältnissen sind auch $1\frac{1}{2}$ und mehr Tonnen Hanf pro ha sehr wohl zu erreichen, aber es dürfte zweckmäßig sein, sich nicht zu großen Erwartungen hinzugeben. Da man aber die jährlichen Unkosten für die Gewinnung von 1 Tonne Hanf sonst auf rund 200 M. ohne Amortisation und Verzinsung des Anlagekapitals, aber einschließlich Gehälter und Generalunkosten, rechnet, so würde selbst bei einem Nettopreise von 400 M. für die Tonne Hanf auf der Plantage noch immer ein recht stattlicher Gewinn sich ergeben, der für eine kleinere Pflanzung von etwa 200 ha dem Besitzer eine recht hohe Verzinsung seines Kapitals und reichlichen Unternehmergewinn lassen würde.

Die Gefahr, daß die Hanfpreise so stark sinken, scheint aber nach der bisherigen Entwicklung des Marktes für derartige Faserstoffe kaum vorhanden zu sein. Bisher war Mexiko der Hauptlieferant für Sisalhanf und Nordamerika der hauptsächlichste Abnehmer des Produktes. Nach der amerikanischen Statistik wurden in die Vereinigten Staaten an Sisalhanf eingeführt:

im Jahre	Tonnen	im Werte von
1895:	47596	M. 11 522 263
1896:	52130	" 14 333 592
1897:	63266	" 16 105 874
1898:	69322	" 21 713 580
1899:	71898	" 38 687 783
1900:	76921	" 49 485 504
1901:	70076	" 33 484 768
1902:	89583	" 50 237 094
1903:	87025	" 55 815 664
1904:	109214	" 66 929 331
1905:	100301	" 64 075 200

Der Verbrauch hat sich also innerhalb der letzten 10 Jahre mehr als verdoppelt und zwar trotzdem die Einfuhr von Manilahanf in derselben Zeit von etwa 47000 auf 61500 Tonnen gestiegen ist. Der Wert der Einfuhren von Sisal ist, sofern die Zahlen zuverlässig sind, sogar auf das sechsfache gestiegen. Ein Beweis, wie dringend die Nachfrage trotz der vermehrten Produktion ist.

Der stetig und schnell steigende Bedarf an Bindegarnen für die Getreidemähmaschinen absorbiert große Mengen, weil sich dazu der Sisalhanf am besten eignet, da er ohne Schlingen und Knoten zu bilden, ungestörten Betrieb der Maschinen sichert.

Deutschlands Einfuhren sind freilich wesentlich geringer, weil es noch immer in erster Linie russischen und italienischen Hanf verarbeitet, von dem durchschnittlich etwa 40000 Tonnen eingeführt und etwa 28000 Tonnen, nach Abzug der Wiederausfuhr, im eigenen Lande gebraucht werden.

Von Manilahanf wurden in den letzten Jahren durchschnittlich nur 4000 Tonnen verarbeitet, dagegen

etwa 130 000 Tonnen Jute; Sisalhanf und sogenannte mexikanische Faser etwa 10 000 Tonnen. Die Einfuhr an Sisal betrug

im Jahre 1903	9639	Tonnen
" " 1904	9233	"
" " 1905	11724	"

An eine Verminderung des Verbrauchs ist kaum zu denken, da die Vorteile des Sisalhanfes erst jetzt erkannt sind und namentlich der deutsch-ostafrikanische Hanf eine besonders günstige Beurteilung auf den deutschen Märkten gefunden hat. Die Einfuhr aus Deutsch-Ostafrika betrug bisher nur etwa den zehnten Teil des gesamten heimischen Verbrauchs. Es ist also noch ein weiter Spielraum vorhanden, auch wenn man nur an die Versorgung des deutschen Marktes denkt.

Immerhin scheint es mir wünschenswert, daß sich die deutschen Kolonialinteressenten um eine weitere Verwendungsmöglichkeit für Sisalhanf bemühen, um anderweite Hanzfuhren eventl. auch die Jute für gewisse Zwecke zu ersetzen. Es scheint eine Benutzung des Sisalhanfes zu Polsterzwecken, sowie zur Papierfabrikation auch bei den jetzigen Preisen nicht ausgeschlossen zu sein. Die 10 000 t, die Deutschland jetzt verarbeitet, werden voraussichtlich in aller kürzester Zeit, wie wir oben berechnet haben, von den Pflanzungen Deutsch-Ostafrikas geliefert werden können, und ein Druck auf die jetzt hohen Preise wäre immerhin in Berechnung zu ziehen, wenn die Ausdehnung der Kulturen in der Kolonie in dem Maße fortschreitet, wie es in den letzten Jahren der Fall gewesen ist und wie es im Interesse der Kolonie dringend wünschenswert wäre.

An Grund und Boden fehlt es zur Agavenkultur in Deutsch-Ostafrika nicht, Schwierigkeiten stellen sich einer weiteren, schnellen Vermehrung der Pflanzungen zurzeit nur in der Arbeiterfrage entgegen; denn das ständige Reinhalten, Nachpflanzen, Ernten und Verarbeiten des Sisalhanfes erfordert eine ungewöhnlich große Zahl von Arbeitskräften. Man wird sicherlich nicht zu viel rechnen, wenn man für jedes Hektar bepflanzten Landes, auch wenn die Neurodungen aufhören, durchschnittlich einen erwachsenen Arbeiter annimmt. Dann wird aber die Frage der Beschaffung des nötigen Arbeiterpersonals, auch wenn die heutigen, vielleicht vorübergehenden Ursachen des Arbeitermangels behoben sind, bald eine drängende werden. Mit vollem Recht arbeitet deswegen die Verwaltung im Bezirke Tanga und Pangani dahin, diejenigen, die Neigung haben, sich dieser Kultur zu widmen, von den nördlichen Distrikten ab und dem südlicheren Teile der Kolonie zuzuwenden, wo in der Nähe von Lindi unbestreitbar große Mengen geeigneter Terrains der Küste nahe vorhanden sind und die Beschaffung von Arbeitskräften nach der Wiederherstellung des Friedens wesentlich leichter und billiger sein wird, als in den schon reichlich mit Plantagen besetzten nördlichen Distrikten des Landes.

Die Kautschukkultur.

In mancher Beziehung noch günstiger als für die Sisalpflanzungen sind die Aussichten für gewisse Kautschukulturen in Deutsch-Ostafrika. Zwar hat die Sisalagave den großen Vorzug vor allen Kautschukpflanzen voraus, daß sie als eine echte Steppenpflanze nicht allzu wählerisch in bezug auf Boden und Verteilung der Niederschläge ist, also in fast unbegrenzter Ausdehnung in den Steppengebieten Deutsch-Ostafrikas kultiviert werden könnte, soweit die Möglichkeit bequemen Transportes und der Beschaffung geeigneter Arbeitskräfte vorhanden ist. Aber gerade die schwere Arbeit, die mit der Hanfbereitung verbunden ist, wird die Arbeiterfrage für diese Art der Kulturen schwieriger machen, als für Kautschukpflanzungen, bei denen das Ernten wesentlich bequemer und leichter ist, und das Zapfen der Bäume, wie neulich nicht mit Unrecht gesagt wurde, von den Schwarzen beim Spazierengehen im schattigen Walde ausgeführt werden kann. Die Gummiewaldungen werden deshalb wahrscheinlich leichter Arbeitskräfte heranziehen und erhalten können, als die Sisalplantagen, und für die allernächste Zeit dürfte das für Deutsch-Ostafrika von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein.

Auf der anderen Seite ist eine Kautschukpflanzung, wenn einmal die schwere Arbeit der eigentlichen Kultur

beendet ist, ohne großen Kapitalaufwand durchzuführen und eignet sich deshalb noch mehr für weniger kapitalkräftige Einzelsiedler. Die kostspieligen Maschinenanlagen, die selbst für kleine Ulgavenpflanzungen nebst den zugehörigen Kleinbahnen und Transportmitteln mindestens 30—40000 Mark in Anspruch nehmen, fallen hier völlig fort, und der Kautschuk stellt ein Produkt von so hohem spezifischen Werte dar, daß selbst fern von der Eisenbahnstation und dem Hafenplatz die Kultur mit Vorteil betrieben werden kann. Eine Last von 60 Pfund, die nach heutigen Preisen mindestens 120—150 Mark wert ist, kann auch auf weite Entfernung auf Negerköpfen transportiert werden.

Außerdem ist nicht in Abrede zu stellen, daß für Hanf bei der schnellen Ausdehnung der Kulturen nicht bloß in Deutsch-Ostafrika, sondern auch in den Gebieten Britisch-Ostafrikas, sowie bei den immer wiederkehrenden Versuchen, die großen Bestände wildwachsender Sansivieren auf Hanf zu verarbeiten, die Möglichkeit einer Überproduktion in absehbarer Zeit nicht ausgeschlossen ist, falls es nicht gelingt, neue Verwendungsarten für das Rohprodukt zu finden. Beim Kautschuk dürfte nach dem Urteil aller Sachverständigen die Gefahr einer Überfüllung des Marktes noch für lange Zeiten nicht zu befürchten sein, wenn auch neuerdings in England ein wahres Gründungsfieber für Kautschukplantagen besteht und in allen tropischen Gebieten, die nur einigermaßen für solche Kulturen in Frage kommen können, ungewöhnliche Anstrengungen gemacht werden, den Kautschuk plantagenmäßig zu gewinnen.

Kautschuk ist bekanntlich handelsgeschichtlich insofern

einer der interessantesten Artikel, weil er, wenn auch seit Jahrhunderten den Eingeborenen am Amazonas und in Mittelamerika bekannt, doch in der Handelsstatistik der großen Kulturnationen erst seit wenigen Generationen eine Rolle spielt, aber gegenwärtig bereits viele Hunderte von Millionen Mark jährlich für die Beschaffung dieses der modernen Industrie unentbehrlichen Rohstoffes verwandt werden müssen. Während noch im Jahre 1830 das damals auf dem Industriemarkte allein herrschende England den Bedarf an Gummi durch eine Einfuhr von 23 t jährlich zu decken vermochte, schätzt man jetzt den Weltkonsum, wohl eher zu niedrig als zu hoch, auf etwa 70000 t jährlich. Seit 1840 beginnt eigentlich der Kautschuk erst eine Rolle im Welthandel zu spielen. Englands Einfuhr war damals bereits auf 344 t gestiegen, während Brasilien, der einzige Lieferant dieses wertvollen Rohstoffes, im gleichen Jahre etwa 400 t zur Ausfuhr bringen konnte.

Da für die Beurteilung der zukünftigen Lage des Gummimarktes die Geschichte der letzten Zeit von besonderer Bedeutung ist, mögen hier einige kurze statistische Daten über die wichtigsten Verbrauchsländer Platz finden, die zum Teil dem vortrefflichen Werke von Professor Warburg („Die Kautschukpflanzen und ihre Kultur“, Berlin 1900) entnommen und nach den amtlichen Statistiken bis auf die neueste Zeit fortgeführt und umgerechnet wurden.

Es gestaltete sich die Ein- und Ausfuhr und danach berechnet der heimische Verbrauch von England, den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland folgendermaßen:

Die Kautschukkultur.

England:

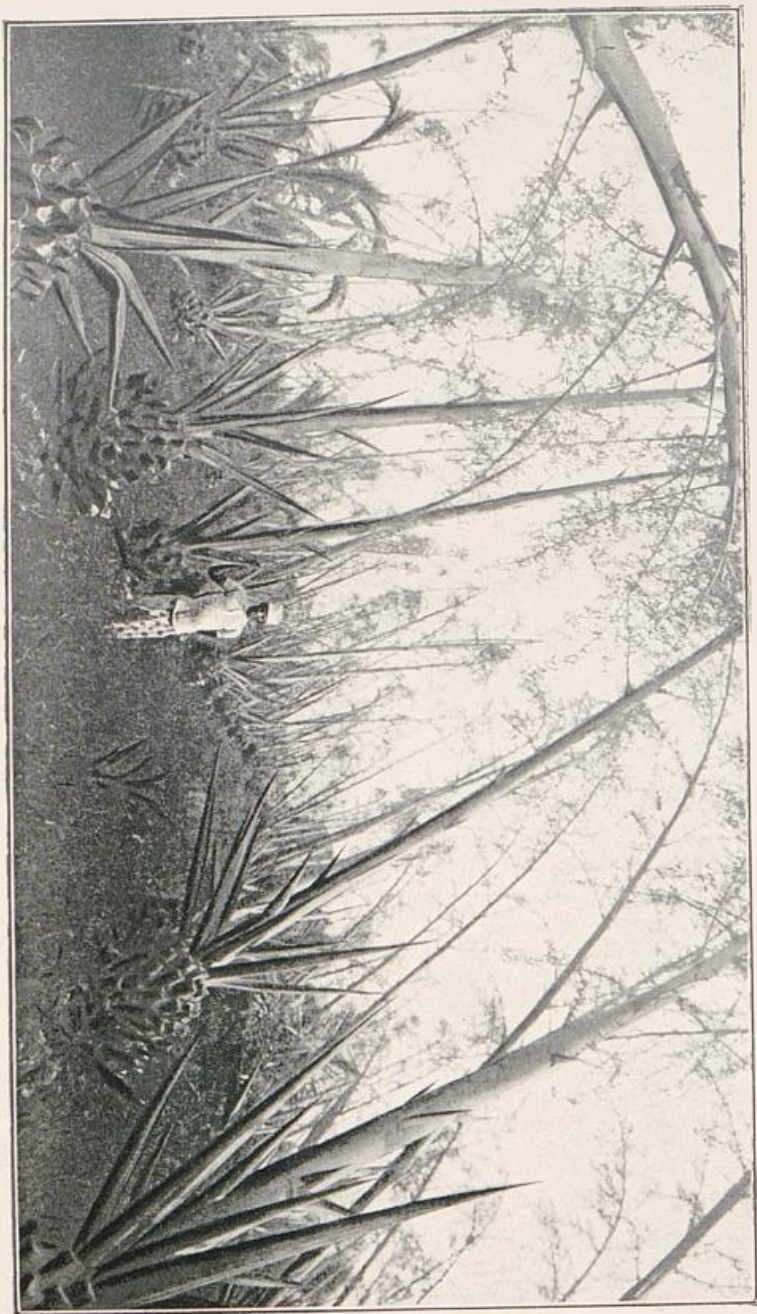
Jahr:	Einfuhr: t	Ausfuhr: t	Mehreinfuhr: t
1866	3 609	1 250	2 359
1870	7 606	2 537	5 069
1880	8 479	3 837	4 642
1890	13 200	7 126	6 074
1895	17 078	10 124	6 954
1900	25 664	14 681	10 983
1901	23 324	14 690	8 634
1902	20 969	15 587	6 382
1903	24 305	16 812	7 493
1904	24 802	14 918	9 884

Vereinigte Staaten von Amerika:

Jahr:	Einfuhr: t	Ausfuhr: t	Mehreinfuhr: t
1895	17 742	618	17 124
1900	22 046	1 675	20 371
1901	24 676	1 476	23 200
1902	22 506	1 744	20 762
1903	24 558	1 300	23 258
1904	26 346	1 760	24 586
1905	30 015	1 457	28 558

Deutschland:

Jahr:	Einfuhr: t	Ausfuhr: t	Mehreinfuhr: t
1890	3 889	858	3 031
1895	6 821	1 862	4 959
1900	13 421	4 770	8 651
1901	13 022	5 013	8 009
1902	15 029	6 236	8 793



Abgeerntete, in Stützen gefchoffene Ziegen.



Abgeerntete, in Blüten geschossene Agaven.

Jahr:	Einfuhr: t	Ausfuhr: t	Mehreinfuhr: t
1903	15 587	5 097	10 490
1904	17 407	4 569	12 838
1905	21 393	7 851	13 542

Der Wert der Einfuhren wird in den offiziellen Statistiken, wie folgt, angegeben; die sich danach ergebenden Einzelpreise pro Kilogramm Kautschuk sind daneben berechnet:

England:

Jahr:	Wert der Einfuhr:	Preis pro kg:
1866	14 568 320 Mk.	4,03 Mk.
1870	31 952 560 "	4,20 "
1880	47 758 940 "	5,63 "
1890	65 301 760 "	4,94 "
1895	75 203 560 "	4,40 "
1900	139 722 660 "	5,44 "
1901	116 604 480 "	4,99 "
1902	103 605 240 "	4,94 "
1903	134 859 320 "	5,54 "
1904	153 974 260 "	6,20 "

Vereinigte Staaten von Amerika:

Jahr:	Wert der Einfuhr:	Preis pro kg:
1895	77 083 108 Mk.	4,34 Mk.
1900	131 782 841 "	5,97 "
1901	119 512 609 "	4,84 "
1902	104 576 766 "	4,64 "
1903	127 834 182 "	5,20 "
1904	169 865 850 "	6,44 "
1905	209 489 137 "	6,97 "

Paafche, Deutsch-Ostafrika.

20

Deutschland:

Jahr:	Wert der Einfuhr:	Preis pro kg:
1890	31 100 000 Mk.	7,99 Mk.
1895	27 300 000 "	4,00 "
1900	73 818 000 "	5,50 "
1901	48 226 000 "	3,70 "
1902	60 935 000 "	4,05 "
1903	80 432 000 "	5,16 "
1904	109 444 000 "	6,28 "
1905	142 294 000 "	6,65 "

Die Gesamtabladungen in den wichtigsten Hafensplätzen, die für den Kautschukhandel in Betracht kommen, betragen nach einer französischen Quelle im Jahre:

1896	39 433 t
1897	43 613 "
1898	49 786 "
1899	53 934 "
1900	57 147 "
1901	60 134 "
1902	57 635 "
1903	64 770 "

Es ist also eine ganz ungewöhnliche Entwicklung, die sich in diesem Handel kund gibt. Dabei zeigen die Zahlen, daß England, früher der wichtigste Kautschukplatz, von den Vereinigten Staaten weit überholt ist und im Laufe dieses Jahrhunderts seinen Handel kaum ausgedehnt hat, während Deutschland, das noch vor 15 Jahren nur $\frac{1}{4}$ des englischen Importes aufzuweisen hatte, in letzter Zeit seine Bezüge so wesentlich ausgedehnt hat, daß es fast ebensoviel als England einführt, während der Verbrauch Deutschlands, aus Ein-

und Ausfuhr berechnet, den des britischen Weltreiches bereits weit übersteigt.

An ein Nachlassen des so rapide gestiegenen Kautschukverbrauchs ist aber kaum zu denken, vielmehr dürfte die jetzt vorhandene Kautschuknot, die in den letzten Jahren zu ungewöhnlicher Preissteigerung für das Produkt geführt hat, für die nächste Zeit eher größer als kleiner werden.

Die eben angeführten Zahlen für die Einfuhrwerte und danach berechneten Preise pro Kilogramm sind zwar bei der Unzuverlässigkeit der Wertangaben der Handelsstatistiken nicht als maßgebend für den wirklichen Wert der Ware zu betrachten, dürften aber immerhin als Vergleichszahlen nicht ohne Interesse sein, weil sie den Beweis liefern, daß trotz der starken Mehrproduktion der Verbrauch nur zu ganz wesentlich steigenden Preisen gedeckt werden kann.

Professor Warburg verweist in seinen Neujahrsbetrachtungen über „Ergebnisse und Aussichten der kolonialen Landwirtschaft“ 1906 nur auf einige Beispiele, die zeigen, wie stark der wachsende Verbrauch an Kautschuk auch in Zukunft sein wird. Die Automobilindustrie, die nach seinen Berechnungen jetzt schon einen Mehrbedarf von etwa 4000 t Kautschuk beansprucht, ist erst im Entstehen begriffen. Niemand wird bezweifeln, daß die Verwendung von Kraftwagen in nächster Zeit immer größere Ausdehnung annehmen wird. Ihr Bedarf an Rohgummi wird allein schon dazu beitragen, den Konsum in ähnlicher Weise steigen zu lassen, als in den letzten Jahren der Fall war. Die elektrische und die Maschinenindustrie werden in ihrem Siegeszuge durch die Welt auch in Zukunft immer größere Mengen dieses

bisher unersehbaren Rohmaterials beanspruchen. Mit vollem Recht darf man deshalb wohl für die nächsten Jahre auf hohe Preise und günstige Aussichten für die Kautschukulturen rechnen, um so mehr, da die bisherigen Hilfsquellen für die Versorgung des Marktes naturgemäß allmählich versiegen müssen. Denn bis zur Gegenwart sind es fast ausschließlich die wilden Kautschukbestände, die den Weltbedarf decken. Plantagenkautschuk kommt bisher nur in geringen Mengen auf den Markt.

Die Art der Gewinnung des Kautschuks in dem hauptsächlichsten Produktionsgebiet, in Brasilien, ähnelt aber trotz aller Warnungen und aller Eingriffe seitens der beteiligten Behörden noch immer dem Raubbau, ebenso wie die verschiedensten Produktionsgebiete des Lianenkautschuks in West- und Ostafrika nur in reinem Raubbau die großen Quantitäten gewinnen, die in den letzten Jahren zum Erstaunen der Handelswelt aus jenen Gebieten an den Markt gebracht werden konnten.

Die Kautschuklianen, die nur langsam nachwachsen, gehen eben durch das rücksichtslose Anzapfen allmählich zugrunde, und auch die Art der Gewinnung des Baumkautschuks von den verschiedensten Urwaldbäumen Amerikas dient nicht zur Erhaltung der Waldbestände, sondern führt zu allmählicher Vernichtung der alten, wertvollen Stämme und zwingt die Kautschuksammler, immer weiter in das Innere der Urwaldregionen vorzudringen und immer größere Kosten und Mühen auf die Gewinnung des wertvollen Rohstoffes zu verwenden.

Die wachsenden Ausfuhrmengen der jüngsten Zeit sind nicht auf bessere Gewinnungsmethoden oder Pflege der Bestände, sondern auf das Auffinden neuer Gummi-

wälder zurückzuführen. Darauf ist aber in Zukunft nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen.

Seit Jahren wird deshalb in der kolonial-wirtschaftlichen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes der plantagenmäßige Anbau von Kautschukbäumen empfohlen, und wir deuteten oben schon an, daß in neuester Zeit gewaltige Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht sind.

Wenn aber so viele tropische Kulturen den Nachteil aufweisen, daß sie erst nach Jahren Erträge liefern, so trifft das bei den meisten Kautschukpflanzungen in besonders hohem Maße zu. Die schönsten Berechnungen über die sicheren Renten, die nach langen Jahren geduldigen Wartens dem Kapitalisten winken, werden aber immer mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet werden, und es ist niemandem zu verdenken, wenn er ungern sein Geld in Unternehmungen steckt, von denen ihm schon die Begründer sagen, daß nach frühestens 7—8 Jahren eine Rente erzielt werden kann, während in der langen Wartezeit die Voraussetzungen jener Rentenberechnung sich gründlich geändert haben können.

Die wertvollsten Gummibäume, die *Hevea brasiliensis*, sowie die Kameruner *Ricizia* geben aber frühestens nach 6 Jahren einen geringen Ertrag, man nimmt zumeist ein Alter von 8 Jahren als Beginn der Erntezeit an. *Ficus elastica* und *Castilloa elastica* werden in den meisten Fällen noch länger auf Erträge und Rente warten lassen. Die Kultur der Gummilianen, die in einzelnen Fällen sich wohl als durchführbar erwiesen hat, dürfte mindestens mit ähnlichen Wartezeiten zu rechnen haben. Deshalb entschließt sich der tropische Pflanzler schwer zur Anlage von Gummireinkulturen und wird viel lieber im Neben-

betriebe, in kleinerem Umfange, oder als Zwischenpflanzung die Kautschukbäume wählen. Nur der Cearakautschuk, der in Ostafrika besonders kultivierten *Manihot Glaziowii*, hat den großen Vorzug, bei guter Kultur bereits im dritten Jahre recht ansehnliche Ernten zu liefern, wo Boden und Klima seiner Entwicklung zuträglich sind. Letzteres scheint freilich mehr als bei anderen Kautschukpflanzen die Vorbedingung einer rentablen Kultur zu sein, weil die Bäume wohl überall in den Tropen bis zu beträchtlicher Höhenlage schnell und kräftig gedeihen, aber doch nur unter bestimmten Voraussetzungen reichliche Kautschukmengen liefern.

In Ceylon, wo man bereits vor mehr als 20 Jahren große Flächen mit dieser Gummipflanze bestellt hatte und auf ihre schnelle Entwicklung große Hoffnungen setzte, hat man die Kultur wieder aufgegeben, weil die geernteten Quantitäten, auch bei älteren Bäumen, so geringfügig waren, daß an eine Rente der Kultur nicht gedacht werden konnte. Diese üblen Erfahrungen haben den *Manihot* in Verruf gebracht, und deshalb ist in allen tropischen Gebieten, in denen heute Kautschukplantagen existieren und angelegt werden, den langsam wachsenden Varietäten der Vorzug gegeben worden, und *Hevea Riccia* und *Ficus* bilden die Bestände der neu angelegten Plantagen in Ceylon, auf der Malaischen Halbinsel, auf Java, Neu-Guinea, in Westafrika und anderen Gebieten. Man kann deshalb auf dem Kautschukmarkte erst nach einer Reihe von Jahren mit größeren Mengen von Plantagenkautschuk aus jenen Gebieten rechnen.

Deutsch-Ostafrika, das sich hauptsächlich dem Cearakautschuk zugewendet hat, kommt deshalb mit den jetzt begonnenen Plantagen sicherlich in eine günstige Markt-

periode hinein, weil es wahrscheinlich früher als seine Konkurrenten mit Erträgen an den Markt treten kann.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß einzelne Kautschukplantagen bereits die Ernten begonnen haben und daß ihre frühen Erfolge andere Pflanzler zu schneller Nachahmung veranlassen. Ende 1905 schätzte Herr Professor Zimmermann die Bestände der Kolonie bereits auf 7—800000 Bäume und meinte, daß in Jahresfrist ihre Zahl auf weit über eine Million, vielleicht auf zwei Millionen gestiegen sein würde. Nach meinen Informationen dürfte die letztere Zahl wohl der Wahrheit am nächsten kommen.

Neben dem Manihot wird die Hevea- oder Ficus-kultur wohl auch in Ostafrika nicht ganz zu vernachlässigen sein, denn der Cearakautschuk ist in der Qualität nicht dem hochwertigen Produkt der anderen Gummibäume zu vergleichen; er bringt durchschnittlich wesentlich niedrigere Preise, zeitweilig wenig mehr als halb so viel wie der beste Parakautschuk, und deswegen wäre auch für unsere Kolonie die Einbürgerung der Hevea usw. von großem wirtschaftlichem Werte.

Die Versuche, die unter Leitung des Herrn Professors Zimmermann in Umani mit *Hevea brasiliensis* gemacht sind, scheinen nach seinen Mitteilungen in dem tiefgelegenen, regenreichen Gebiete der Versuchswirtschaft wirklichen Erfolg zu haben, und deshalb werden Anpflanzungen auch an anderen günstig gelegenen Stellen sehr wohl zu empfehlen sein.

Der große Vorzug der Schnellwüchsigkeit dürfte aber gerade für unsere deutschen Kolonisten zugunsten des Manihot Glaziowii den Ausschlag geben. Denn nachdem so manche Kulturen dort zur Enttäuschung

der Kolonialfreunde nur Mißerfolge gebracht haben, ist man wenig geneigt, große Summen auf langfristiges Ziel zu opfern. Es scheint aber, als ob große Distrikte der Tiefebene Deutsch-Ostafrikas für die Manihotkultur ganz besonders geeignet sind, und hier Boden und Klima einen brauchbaren Kautschuk in lohnenden Mengen zu erzielen gestatten.

Bei der Besprechung unseres Besuches in Lewa und Muhesa haben wir bereits der dortigen Kulturen Erwähnung getan. Die Roterden im Bundeilande und die tiefgründigen Bergabhänge in der Nachbarschaft des Panganitales scheinen zur Kultur dieses Baumes ganz besonders geeignet zu sein. Ebenso sind im Süden unserer Kolonie, in der Nähe von Lindi, und weit in das Innere hinein ausgedehnte Flächen vorhanden, die nach den bisherigen Erfahrungen ertragreiche Kautschukkultur zulassen werden. Denn der Manihotbaum gedeiht weniger in jenen regenreichen Gebieten, die für die meisten anderen Kautschukarten die besten Lebensbedingungen zu bieten scheinen, vielmehr verlangt er nach allen Beobachtungen längere Trockenperioden, in denen er womöglich die Blätter abwirft und Ruhe und Kraft zu neuer Produktion findet. Er ist anspruchslos in bezug auf die Qualität des Bodens und gedeiht auch auf leichteren, steinigten Böden, wenn auch sein Wachstum selbstverständlich in reichem, tiefgründigem Boden ein schnelleres und üppigeres sein wird. Der Baum kann selbst Zeiten großer Trockenheit gut überstehen und wird deshalb da, wo in Ostafrika die lichten Steppenwäldchen vorherrschen, wohl an und für sich günstige Wachstumsbedingungen finden.

Es scheint aber, daß er nur in den heißen Tal-

ebenen, nicht in größerer Höhenlage reichliche Kautschukmengen zu erzielen imstande ist. Bereits in Umani, zirka 900 m über dem Meeresspiegel, sind die gewonnenen Kautschukmengen verhältnismäßig gering und würden eine lohnende Kultur kaum sichern. Vorsicht in der Auswahl der Gebiete scheint deshalb dringend geboten. Freilich wird die Ertragsfähigkeit auch vielfach mit der Art der Kultur, mit den Anzapfmethoden und endlich auch mit der Auswahl der richtigen Saatzpflanzen zusammenhängen. Letzteres ist ja bei tropischen Kulturen vielfach entscheidend, denn Versuche mit Ficusstecklingen haben oft zu absoluten Mißerfolgen geführt, während geeignetes Saatgut von ertragreichen Mutterpflanzen unter gleichen Boden- und klimatischen Verhältnissen lohnende Ernten ergeben haben. Die bisherige kurze Erfahrung scheint auch in Ostafrika zu lehren, daß man gut tut, nicht von jedem beliebigen Baume Samen zu nehmen, sondern nur diejenigen Bäume zur Nachzucht zu verwenden, die sich durch besondere Ergiebigkeit auszeichnen.¹⁾ Hoffentlich gelingt diese Zuchtwahl und sorgt dafür, daß die anderweitig wenig beliebte Kulturpflanze auf deutsch-ostafrikanischem Boden sich dauernd bewährt.

Die rastlose Arbeit des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts zu Umani wird sicherlich auch bald die vorteilhafteste Anzapfmethode herausgefunden haben, so daß auch dauernde Erträge mit Sicherheit erwartet werden können.

¹⁾ Herr Lettre schrieb mir noch vor kurzem, daß seine Voraussetzungen zutreffen, die Bäume individuell ganz verschieden sind. In zwanzigmaligem Anzapfen innerhalb 7 Monaten ergab ein Baum von 50 cm Umfang 300 g, ein anderer ganz gleichartiger bei völlig gleicher Behandlung 1100 g frischen Kautschuk.

Die Kultur des Manihot ist eine verhältnismäßig einfache. Die Vermehrung kann durch Samen wie durch Stecklinge leicht erfolgen. Da die jungen Bäumchen bereits im ersten Jahre reichlich blühen und Samen tragen, ist die Beschaffung von Saatgut in der Kolonie sehr leicht möglich, während zurzeit noch die Samen von Hevea und Ficus nur mit großen Schwierigkeiten und zu hohen Preisen vom Ausland bezogen werden können. Die Stecklingskultur hat man, je mehr die Bestände sich ausdehnen, um so mehr aufgegeben, weil die daraus gewonnenen Bäume weniger kräftig und lebensfähig sein sollen, als die aus Samen gezüchteten. Der Same hat aber eine ungewöhnlich harte Schale und keimt deswegen sehr schwer und langsam, wenn er älter geworden ist. Man rechnet, daß alter Same bis zu 5 Jahren seine Keimfähigkeit im Boden bewahren kann und daß er meist erst nach 3—4 Monaten und auch dann nur vereinzelt keimt. Junge frische Saat soll dagegen ziemlich sicher und leicht keimen. Für Neuanpflanzungen wird man deswegen möglichst solche frische Saat suchen, oder, wo man auf ältere angewiesen ist, den Keimprozeß dadurch beschleunigen, daß man entweder die harte Schale mit einer Feile oder einer Zange an der Spitze öffnet, oder, was häufiger geschieht, die Samen vor dem Auslegen in die Pflanzbeete tage-, oft wochenlang im Wasser liegen läßt. Sobald die Pflanzen gekeimt haben, wachsen sie in den Saatbeeten außerordentlich schnell heran und können dann während der Regenzeit verhältnismäßig leicht und sicher verpflanzt werden. Wo ältere Kulturen vorhanden sind, ist die Anlage von Pflanzbeeten meistens nicht erforderlich, weil der reichlich abfallende Samen im Schatten der alten Bäume aufgeht und mehr

als genügendes Pflanzmaterial ohne alle Mühe heranwächst.

Der Boden muß für die Aufnahme der Sämlinge natürlich vorbereitet sein. Aber das Roden des Busches oder Urwaldes braucht nicht besonders sorgfältig zu geschehen, wenigstens nimmt man an, daß die Entfernung der schweren Wurzelstämme durchaus nicht erforderlich ist, weil die schnell wachsenden Gummibäume bald den Boden beschatten und das Unterdrücken der Wurzelstöcklinge erleichtern.

Die Pflanzweite in Ostafrika ist eine ziemlich enge, während man in Brasilien 4—5 m, auch 6 m weit pflanzen soll und seinerzeit auch in Ceylon ähnliche Abstände angewandt wurden, ist man hier geneigt, immer enger zu pflanzen, um dadurch eine möglichst frühe Beschattung des Bodens und geschlossene Bestände zu erhalten. In Lewa und Muhesa wurde in Reihen von etwa 3½ m Entfernung und innerhalb der Reihen 3 m weit gepflanzt. Man ist neuerdings zu noch engerer Pflanzweite übergegangen, und kann durchschnittlich mit 1000 Bäumen auf 1 ha rechnen. Sollte nachher sich ein zu dichter Stand ergeben, so ist das Auslichten leicht möglich und wird man dann namentlich diejenigen Bäume vorteilhaft ausschalten können, die sich als weniger ertragsfähig ergeben haben. Wenn es bis dahin gelingen sollte, die Methode zu finden, aus Blättern und Stengeln auf chemischem oder mechanischem Wege Kautschuk zu gewinnen, so würde solches Durchforsten noch einen besonderen Nutzen bieten.

Der enge Stand der jungen Bäumchen und die überaus große Schnellwüchsigkeit, von der wir oben bereits gesprochen haben, macht Zwischenkulturen nur im ersten

Jahre möglich. Ob sich dieselben reichlich rentieren, scheint noch fraglich zu sein, jedenfalls haben die diesjährigen Baumwollzwischenpflanzungen, wie sie bei Herrn Lettre und in Lewa ausgeführt worden sind, wie es scheint, nicht den Erfolg gehabt, den man davon erwartet hat; vielleicht waren aber auch nur die Witterungsverhältnisse des letzten Jahres dem Gedeihen der Baumwolle besonders ungünstig.

Freilich hat die Zwischenkultur den Vorzug, daß sie das Reinhalten des Bodens erleichtert und wenn einigermaßen sichere Ernten erzielt werden, können die Unkosten des Rodens und Kultivierens zum größten Teil daraus gedeckt werden. Sollte also die Baumwolle zu unsicher sein, so würden Maissaaten gewiß viel eher, wenn auch nicht so hohe Erträge abwerfen, und weniger kapitalkräftigen Pflanzern, die einen Teil ihrer Unkosten gern recht zeitig ersetzt haben möchten, würde ich immer raten, wenigstens eine Maisernte zu nehmen, wo überhaupt Absatz für dieses Getreide zu erwarten ist. Selbst geringe Ernten von nur 30 Zentnern pro Hektar würden ihm zum Preise von 3—4 Mk., wie er wohl durchschnittlich in den küstennahen Gebieten zu erzielen ist, noch immer etwa die Hälfte der Kulturkosten zurückerstatten, da man die Unkosten bis zur Fertigstellung der Pflanzung inkl. Anlage von Wegen usw. auf rund 200 Mk. pro Hektar rechnen kann. Eine gute Baumwollernte, wie sie sehr wohl möglich ist, könnte aber leicht den vollen Ersatz der Kulturkosten bringen, wenn es an Arbeitskräften zu der doppelten Arbeit nicht fehlt.*)

*) Nachträglich erfahre ich, daß auf dem Gebiet der vor Jahresfrist begründeten „Deutsch-Ostafrikanischen Kautschukgesellschaft“ von den bereits bepflanzten 150 ha 60 mit Baumwolle, der Rest mit Mohogo und Sesam als Zwischenfrucht bestellt sind.

Sorgfältiges Reinhalten von überwucherndem Unkraut und Nachpflanzen etwa ausgegangener Bäume ist natürlich erforderlich. Je besser diese Arbeit geleistet wird, um so früher kann man auf eine Ertragsfähigkeit der Bäume rechnen, denn erfahrene Kautschukpflanzler erklärten mir, daß nur in gut und rein gehaltenen Beständen ein Anzapfen bereits im dritten Jahre möglich sei, während in verunkrauteten Kulturen erst nach 5 Jahren mit der Ernte begonnen werden kann. Nach 2 Jahren wird die Arbeit des Reinigens nicht mehr nennenswerte Mühe verursachen, da dann die Kronen der Bäume dicht geschlossen in ihrem Schatten Unkraut kaum aufkommen lassen. Die Unterhaltung älterer Kautschukplantagen ist deswegen verhältnismäßig wenig kostspielig.

Sehr wesentlich für dauernde und reichliche Erträge an Kautschuk ist ferner die Art der Anzapfung der Bäume. Auch nach der Richtung scheint man in Ostafrika auf dem rechten Wege zu sein, und Professor Zimmermann hat in Umani groß angelegte Versuche unter eigener persönlicher Anteilnahme begonnen, die bereits recht wertvolle Anhaltspunkte für die praktische Arbeit der Pflanzler gegeben haben. Die gewaltsamen Methoden des Einhauens, des Ringelns der Bäume, der tiefen Einschnitte, senkrecht oder schräg verlaufend, die alle schwer heilende Wunden dem Baume beibringen und seine Lebenskraft schädigen, hat man längst verlassen. Herrn Direktor Köhler in Lewa gebührt wohl das Verdienst, eine andere, der Lebensfähigkeit der Kautschukbäume weniger nachteilige Methode eingeführt zu haben, die sich vortrefflich bewährt. Danach machen die Neger in den frühen Morgenstunden mit einem starken, spitzen Messer horizontal eine größere Anzahl von Einstichen

auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche der vorher oberflächlich von Schmutz und losen Teilen gereinigten Rinde. Um den sofort und ziemlich stark hervortretenden Milchsaft schnell zum Koagulieren zu bringen und dadurch ein Herabtropfen oder Abfließen auf den Boden zu verhindern, werden die anzuzapfenden Stellen vorher mit einer geschälten Zitrone eingerieben, deren Säure den Saft sofort zum Gerinnen bringt. Die frühen Morgenstunden werden zu dieser Anzapfung besonders bevorzugt, weil dann der Saft reichlicher fließen soll. Nachher kommen dann die Arbeiter, um den in langen weißen Fäden am Stamme haftenden Kautschuk abzulösen und ihn zu etwa faustgroßen Ballen aufzuwickeln.

Nach den Versuchen von Professor Zimmermann kann diese Anzapfung desselben Baumes 3—4 Wochen lang fortgesetzt werden, wobei man möglichst in der Nähe der schon angezapften Stellen die neuen Einstiche macht. Die Erfahrung, die auch Herr Lettre bei seinen Versuchen bestätigt hat, lehrt, daß der Wundreiz den Zufluß von Kautschukmilch noch steigert, so daß tatsächlich durch das längere Anzapfen der Kautschukertrag nicht abnimmt, sondern regelmäßig steigt. In Umani fand Professor Zimmermann nach 28tägigem Zapfen die Erträge pro Baum etwa 3—4 mal so groß, als beim Beginn der Arbeit. Nachher läßt man dann freilich dem Baume einige Monate Ruhe; aber es scheint vorteilhaft zu sein, dreimal im Jahre solche langdauernden Zapfperioden einzuführen. Das Bestreichen des Baumes mit dem Fruchtsaft irgend einer Zitrusvarietät vor der Verwundung hat sich in Ostafrika jetzt allgemein eingebürgert. Wo es an wilden Apfelsinen fehlt, kann man Zitronensäure, Essigsäure oder 3 prozentige Karbolsäure an Stelle

des frischen Fruchtsaftes verwenden. Die aufgerollten Kautschukballen enthalten natürlich in der geronnenen Milch ziemlich viel Wasser und Eiweißsubstanzen, deswegen werden sie nachher aufgeschnitten und langsam, aber nicht in der Sonne, getrocknet. Für die Zukunft dürfte es sich wohl empfehlen, durch besondere Walzenpressen das Wasser und die fäulnisserregenden Eiweißstoffe möglichst auszupressen, um dadurch eine noch bessere Ware zu erzielen.

Jedenfalls darf man bei dem hier sich in erfreulicher Weise zeigenden Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis zuversichtlich darauf rechnen, daß für die jung aufkeimende Kultur bald die besten, einen nachhaltigen Ertrag sichernden Methoden gefunden werden.

Die Arbeit des Einsammelns ist nach den obigen Schilderungen tatsächlich eine leichte und wird von dem einfachsten Neger schnell gelernt und gern geübt, weil sie besondere Anstrengung nicht erfordert. Auch Frauen können sie sehr wohl leisten, und die guten Löhne, die dabei verdient werden, haben an einzelnen Stellen bereits Frauen und Mädchen zur Hilfeleistung in den Plantagen bewogen. Selbst die sonst arbeitsscheuen Massai sollen sich in Lewa dieser Art der Tätigkeit zugänglich gezeigt haben. Selbstverständlich wird man hierbei Allfordlöhne einführen müssen, und in Muhesa waren dadurch bereits günstige Resultate erzielt, so daß einzelne besonders geschickte Arbeiter zeitweilig $2\frac{1}{2}$ Pfund Kautschuk pro Tag abliefern. Im allgemeinen rechnete man bisher nur 1 Pfund als Tagesleistung eines Arbeiters, in ertragreichen Kautschukwäldern dürfte sich diese Menge aber bald wesentlich steigern lassen.

Wenn man auf den Hektar 1000 Bäume rechnet

und diese, was vielleicht im Durchschnitt nicht überall zu erzielen sein wird, jährlich $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Pfund Kautschuk pro Baum liefern,*) so würden Erträge von 250 bis 300 Pfund pro Hektar zu ernten sein, und da die Kautschukernte eigentlich das ganze Jahr hindurch fortgesetzt werden kann, mit Ausnahme der allzu heißen und allzu nassen Zeit, so wird man in Zukunft wohl durchschnittlich einen Arbeiter pro Hektar zum Einsammeln des Kautschuks rechnen können. Die Unkosten der eigentlichen Ernte dürften dann nach jetzigen Löhnen pro Pfund auf etwa 50 Pfg. zu veranschlagen sein. Die weiteren Verarbeitungskosten, sowie die Kulturkosten in der Plantage, sind verhältnismäßig gering und fallen jedenfalls dem hohen Werte des Produktes gegenüber kaum in die Waagschale. Ernten von 300 Pfund sind nach den bisherigen Erfahrungen selbst von jungen Kulturen erzielt worden, ob man sie überall wird erreichen können, muß die Erfahrung lehren. Auf eine wesentliche Steigerung darf man, wie ich glaube, nicht rechnen, denn wenn auch einzelne ältere Bäume mehrere Pfund Kautschuk jährlich geliefert haben,**) so ist in dem allein vorteilhaften dichten Bestände auf

*) In der Plantage des Herrn Schaessch ist ebenso wie auf der Pflanzung der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Bruttoertrag pro Baum jährlich 1 Mt., also mehr als $\frac{1}{3}$ Pfund. In Lewa rechnet man dagegen nur mit $\frac{1}{4}$ Pfund. Herr Lettre schätzt im 3. Jahre $\frac{1}{5}$ Pfund, im 4. $\frac{1}{2}$ Pfund und glaubt, ohne utopisch zu sein, später auf 1 Pfund rechnen zu können.

***) In Lewa sind zwei ältere Manihotbäume, die seit Jahren einen Ertrag von 5 Pfund Kautschuk gaben, ohne daß die Lage, der Boden oder das Aussehen der Bäume irgend welche Besonderheiten zeigten. Die Saat dieser Bäume wird natürlich in erster Linie zur Nachzucht benutzt.

solche Erträge kaum zu rechnen, oder es müßte die Zahl der Bäume auf der gleichen Fläche wesentlich vermindert werden. Immerhin bringt eine Ernte von 300 Pfund Kautschuk pro Hektar bei den jetzigen Preisen, die in Hamburg zwischen 3 und 3,50 Mk. schwanken, recht ansehnlichen Gewinn. Selbst wenn man die hohe Fracht bis Hamburg mit ca. 75 Mk. pro Tonne und die übliche Verkaufsprovision von $2\frac{1}{2}\%$ in Abrechnung bringt und pro Hektar außer den Erntekosten von 150 Mk. noch sonstige Kulturkosten von 100 Mk. rechnen will, würden die gesamten Unkosten pro Hektar nur 300 Mk. betragen, während die Ernte von 250—300 Pfund, loco Hamburg zu 3 Mk. gerechnet, 750—900 Mk. einbringen würde. Man kann also ruhig mit einem starken Sinken der Kautschukpreise rechnen und wird doch angemessene Rente für das verhältnismäßig geringe Anlagekapital erzielen, wenn die Plantage am rechten Ort angelegt ist und durch sorgfältige Bearbeitung und verständige Zuchtwahl dafür gesorgt wird, daß die Kautschukausbeuten nicht wesentlich unter jenes Durchschnittsmaß herabsinken.

Außer den Wildschweinen, die den stärkemehlhaltigen Wurzelknollen der jungen Bäume nachstellen, scheint bisher der Gummibaum keine besonderen Feinde zu haben und jener Wildplage wird man durch Vergiften oder durch Abschuß auch Herr werden können, sobald die Kulturen sich mehren.

Alles in allem darf man gut angelegten Kautschukplantagen in Ostafrika für die nächste Zeit wohl eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen.

Der Kaffeebau und seine Ausichten.

Die ältesten Großkulturen in Deutsch-Ostafrika sind die Kaffeepflanzungen der Usambaraberge. Leider haben sie bisher am wenigsten gute Resultate geliefert und vielfach dazu beigetragen, das Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit unserer Kolonie bei denjenigen zu erschüttern, die anfangs mit einer gewissen Begeisterung bereit waren, selbst große Summen in kolonialen Unternehmungen anzulegen. Heute ist von einem Enthusiasmus für Kaffeekulturen nirgends etwas zu finden, im Gegenteil macht sich meiner Meinung nach ein ganz übertriebener Pessimismus*) gerade in bezug auf den Kaffeeanbau geltend.

Aber die bisherigen Mißerfolge sind wohl erklärlich, und deshalb soll man nicht gleich die Flinte ins Korn werfen und an einer günstigen Zukunft der Kultur verzweifeln.

Als man nach der Sicherung des deutschen Kolonialbesitzes in Ostafrika daran ging, mit großem Kapital-

*) Auch Geh. Rat Wohltmann neigt neuerdings zu einer sehr ungünstigen Beurteilung. Prof. Zimmermann-Almani hat ihm darauf wohl mit Recht erwidert, daß seine auf Aschenanalysen gestützten Schlußfolgerungen nicht beweiskräftig sind.

aufwand Plantagenunternehmungen dort zu begründen, fehlte eigentlich für eine rationelle Kultur so gut wie alles mit Ausnahme vielleicht des Kapitals, das entgegen den vielfach in der Kolonialliteratur laut gewordenen Klagen in verhältnismäßig großem Umfange gerade für diese Kulturen zur Verfügung gestellt wurde. Man hatte nach oberflächlicher Erkundung des Landes in den berührend schönen Urwaldregionen Ost-Sambaras, im eigentlichen Handeillande, ein wald- und regenreiches Gebirgsland gefunden, dessen ungewöhnlich kräftiger Urwald den Schluß auf das Vorhandensein eines fruchtbaren, humosen Bodens und auf günstige klimatische Verhältnisse berechtigt erscheinen ließ. Daß solcher Boden in gesunden Höhenlagen für Kaffeekulturen besonders geeignet sei, wurde ohne weiteres angenommen. Große Territorien wurden von kapitalkräftigen Unternehmern erworben, Aktiengesellschaften entstanden, deren Prospekte natürlich mit verhältnismäßig großen Zahlen an Kaffeebäumen rechneten, die man glaubte, nicht schnell genug in die Erde bringen zu können, um dem an langes Warten noch nicht gewöhnten deutschen Kapital eine möglichst baldige hohe Rente in Aussicht stellen zu können.

Aber man kannte seinen Boden nicht, man kannte das Klima nicht, man hatte mit allen Kinderkrankheiten einer neuen Kultur zu rechnen, weil es an den erfahrenen Persönlichkeiten fehlte, die volks- und sprachkundig als Leiter der Plantage vollauf ihrer Aufgabe gewachsen waren, und die Arbeitskräfte sollten ebenso erst angelernt werden, wie zum Teil die Plantagenleiter an Ort und Stelle lernen mußten, was unter den gegebenen Verhältnissen not tat. Man zog zwar erfahrene Pflanzer aus alten Kaffe-

distrikten heran; aber was in ihrem bisherigen Wirkungskreise auf Java, in Brasilien, auf Ceylon oder Guatemala in bezug auf Sortenwahl, Pflanzmethode, Pflege und Ernte berechtigt war, konnte nicht ohne weiteres auf afrikanische Verhältnisse übertragen werden. Außerdem begann man die Kulturen in den Tälern eines landschaftlich entzückenden, gesunden Gebirgslandes, das bis dahin von allem Verkehr so gut wie abgeschnitten war. Viele der Pflanzungen haben erst mit einem ungewöhnlich großen Kostenaufwand Wege und Brücken bauen müssen, um nur überhaupt aus den Bergen zur Ebene herunter zu kommen und haben dafür teilweise Hunderttausende von Mark ausgegeben, um den Anschluß an die Negerpfade zu finden, die vom Fuß der Berge zur Hafenstadt Tanga führten. Die kurze Bahnstrecke nach Mufesa hat zwar schon manchen Vorteil gebracht, und die Verlängerung bis Korogwe und neuerdings bis Mombo ist für alle Plantagen in Ost- und West-Ufambara eine nicht hoch genug zu bewertende Wohltat geworden. Aber man weiß, wie lange die Pflanzer auf diese moderne Verkehrsstraße warten mußten, und welche Schwierigkeiten und Kosten die Transporte der Baumaterialien und Maschinenteile den ersten Ansiedlungen verursacht haben.

In Deutschland erwartete aber jedermann baldige Erfolge. Die Kolonialgegner wiesen spottend darauf hin, daß bereits soundsoviel Jahre vergangen seien, ohne daß auch nur nennenswertes geleistet sei. Die Teilhaber an den großen Gesellschaften drängten ihrerseits auf baldige Ausdehnung der Pflanzungen und so ist an manchen Stellen — keineswegs überall — in übereilter Weise der Urwald gerodet und Kaffee gepflanzt, um nur in den

Jahresberichten hohe Ziffern über ausgeführte Anpflanzungen aufführen zu können.

Erst allmählich sah man ein, daß nicht jeder Bergeshang, auf dem die Urwaldbäume zu ungewöhnlicher Höhe emporgewachsen waren, auch für Kaffeekulturen geeignet sei und lernte beurteilen, wieviel für das nachhaltige Gedeihen der Pflanzungen sorgfältige Vorbereitung des Bodens, sachgemäße Aufzucht der Pflänzlinge und rationelle Pflege des heranwachsenden Baumes zur Ergiebigkeit der Plantage beiträgt.

Vielfach hatte man ungeeignetes Land gewählt, unnötig den Urwaldbestand gelichtet, Wind und Sonne zu reichlichen Zutritt zu den jungen Pflanzen gewährt und der Mangel an Arbeitskräften, die richtig zu behandeln nicht jedem Pflanzungsleiter gegeben war, trug nicht selten dazu bei, daß die Felder verunkrauteten und die Ernteergebnisse auch nicht entfernt den Erwartungen entsprachen, die man in der Heimat gehegt hatte. Pflanzliche und tierische Feinde, zeitweise Ungunst der klimatischen Verhältnisse durch Ausbleiben des erwarteten Regens trugen das Ihrige dazu bei, einen weiteren Teil der Hoffnungen zu zerstören, und die unerhört tief sinkenden Kaffeepreise des Weltmarktes machten erst recht alle Ertragsberechnungen illusorisch. Trotz alledem wird man nach einem Besuch der jetzigen Kaffeepflanzungen zu dem Schluß berechtigt sein, daß man ungeachtet aller Hindernisse und Schwierigkeiten doch verhältnismäßig Gutes geschaffen hat, das richtig und unter Vermeidung der früheren Fehler weitergeführt, bei leidlich günstiger Marktconjunktur sehr wohl eine, wenn auch mäßige Rente dem aufgewendeten Kapital bringen kann.

Es ist meines Erachtens durchaus verkehrt, wenn

man allgemein zu dem Schlusse kommt, die Usambara-berge sind nicht geeignet, einen rentablen Kaffeebau zu treiben, weil ihr Boden nicht reich, das Klima nicht zuverlässig genug sind. Das schöne Gebirgsland ist so ausgedehnt und so verschiedenartig, daß eigentlich in jedem Tal andere Verhältnisse existieren und deswegen allgemeine Schlüsse obiger Art absolut unberechtigt sind. Was von den tiefen Lagen am Fuße der Ost-Usambara-berge in einer Höhe von 4—500 m über dem Meeresspiegel gilt, hat noch längst keine Berechtigung für die Kaffeehazienden West-Usambaras, wo in einer Höhe von 13—1600 m der Kaffee unter ganz anderen Bedingungen gedeiht, als in den warmen, tieferen Lagen. Deshalb wird das Urteil über die Zukunft des Kaffeebaues nur unter Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse abgegeben werden können.

Einigen Pflanzungen mit nährstoffarmen Böden oder ungünstiger Lage mag man endgültig das Todesurteil sprechen, und wo tierische Feinde, wie in Segoma und Magrotto, Hunderttausende von Kaffeebäumen in kurzer Zeit vernichteten, wird man sich mit Recht anderen Kulturen zuwenden. Aber eine große Zahl von Plantagen wird ihren Besitzern angemessene Erträge bringen können.

Man hat schweres Lehrgeld gezahlt und viel kostbare Zeit gebraucht, um Erfahrungen zu sammeln, aber eigentlich gibt jeder Kaffeepflanzer zu, daß er über die wirklichen Ursachen der Mißerfolge und über die zweckmäßigste Methode, ihn zu beseitigen, erst durch eigene Erfahrungen an Ort und Stelle klar geworden sei. Über die zu wählenden Sorten ist man wohl einigermaßen zur Klarheit gelangt. Der Liberiakaffee, den man anfangs

mit großen Hoffnungen in den Tieflagen kultivierte, hat sich nirgends bewährt, weil für ihn die nötige Luft- und Bodenfeuchtigkeit fehlte und seine minder wertvolle Bohne bei jetzigen Preisen die Kulturkosten nicht decken kann. Er ist wohl überall auf dem Aussterbeetat. Der arabische Kaffee dagegen, der in den Höhenlagen gepflanzt wird, liefert qualitativ ein Produkt, das man unbedingt als erstklassig bezeichnen muß und das, wenn es gut gepflegt und sortiert ist, den allerfeinsten Handelsmarken gleichgestellt werden muß und relativ hohe Preise bringt.

Auch über die Art der Pflanzung, die Anlage der Pflanzbeete, das Aussetzen der jungen Sämlinge und dergleichen herrschen kaum noch Meinungsverschiedenheiten, wenn auch jeder Pflanzler seine Eigenarten hat. Aber über die Auswahl des Bodens, über die Art des Windschutzes oder die Notwendigkeit der Schattenbäume sind die Versuche noch längst nicht abgeschlossen. In Amari konnte man erst jetzt anfangen, wie oben gesagt wurde, gründliche Studien nach der Richtung zu machen. Aber was für die dortigen Verhältnisse sich als passend und geeignet erweisen wird, ist darum nicht ohne weiteres auf höher gelegene und regenreichere Plantagengebiete zu übertragen. So sind bei Wilhelmsthal die von der Kommunalverwaltung gepflanzten Kaffeebäume entgegen allen bisherigen Lehrmeinungen nicht auf Urwaldboden, sondern auf altem Negerland ausgesetzt worden und sie gedeihen ganz vortrefflich. Die Bäume sind kurz und gedrungen gewachsen, geile Fruchttriebe, wie sie in Ost-Ussambara zu fortwährendem Beschneiden und Stützen der Bäume zwingen und ein Abstreifen des Fruchtansatzes notwendig machen, sind hier kaum zu finden; die kurzen verholzten Zweige sind reich mit Früchten besetzt, die sie

voll zur Reife bringen können und zwar ohne alle Schattenbäume. Die Erfahrung hat im Gegenteil gelehrt, daß da, wo schattende Bäume das Sonnenlicht abhalten, der Wuchs der Pflänzlinge ein wesentlich ungünstiger ist, lange Seiten- und Höhentriebe gemacht werden, ohne Frucht anzusehen. Auch in Kwai ist auf Grasboden der Raffee üppig gediehen und steht dem auf Waldboden gepflanzten in keiner Weise nach. Windschutz ist freilich auch hier erwünscht, aber eigentliche Schattenbäume wird man nach den bisherigen Erfahrungen in Höhenlagen von mehr als 1200 m gewiß nicht anwenden dürfen. In Umani dagegen, in einer Höhe von 900 m scheinen die bisherigen Versuche den Beweis zu liefern, daß Windschutz und lichter Schatten für das Gedeihen der Pflanzen erwünscht ist, um das Übertragen der Bäume und ihre frühzeitige Erschöpfung zu hindern. Man sucht deswegen eifrig nach geeigneten Schattenbäumen, die unter gegebenen Verhältnissen günstige Ernteergebnisse sichern.

Auch über die Art und die Notwendigkeit der Düngung ist man noch längst nicht zur Klarheit gelangt, doch scheint sich allmählich immer mehr die Ansicht zu verbreiten, daß der Boden Usambaras an und für sich nicht besonders nährstoffreich ist und daß namentlich da, wo auf gerodetem Urwaldboden den jungen Bäumen beim Aussetzen die Holzasche der abgebrannten Waldbestände für eine Reihe von Jahren besonders kräftiges Gedeihen sichert, eine baldige Düngung wünschenswert ist, um die unter dem Einfluß reicher Nährstoffmengen anfangs allzu üppig gediehenden Bäume vor Rückschlägen zu bewahren.

Über die Notwendigkeit des Baumschnittes sind ebenso

die Ansichten wohl mit Recht verschieden, weil je nach Klima und Örtlichkeit der Wuchs der Bäume ein ganz verschiedener ist. In höheren Lagen, wie in Sakarani, Hertulu, Wilhelmsthal usw. wachsen die Bäume kräftig, aber nicht übermäßig geil, und nicht jeder Regen bringt neue Triebe hervor, die dicht mit Blüten und Früchten besetzt sind und auf die Dauer nicht ernährt werden können, wo nicht besonders fruchtbarer Boden vorhanden ist. Durch fortdauerndes Zurückschneiden und vorzeitiges Abstreifen der Blüten und jungen Fruchtbeeren sucht man dagegen anderswo in den tieferen Lagen die Bäume niedrig und kräftig zu erhalten und zu reicheren Erträgen an dem ausgereiften Holz zu zwingen.

Es ist aber erklärlich, daß die leider recht häufig wechselnden Pflanzungsleiter, die bald aus Ost-, bald aus West-Indien herangezogen wurden, oft glaubten, die vorgefundenen Mißerfolge darauf zurückführen zu müssen, daß die in ihrem bisherigen Wirkungskreis üblichen Methoden nicht zur Anwendung gelangten. So wurden vielfach und unnötigerweise die Bäume kurz gehalten, wo ein Beschneiden vielleicht nicht erforderlich war, und an anderen Stellen hat man geil aufschießende Triebe Frucht tragen lassen, wo ein Beschneiden und Entfernen der jungen Beeren vorteilhaft gewesen wäre. Die Folge davon ist, daß vielfach sich die jungen Bäume, wie man sich ausdrückt, übertragen haben, und daß nach ungewöhnlich reicher Ernte des einen Jahres die Bäume im folgenden, wie die beigegebenen Illustrationen erläutern, kraftlos ohne Blätter dastehen und Jahre gebrauchen, ehe sie die alte Tragfähigkeit wieder erlangt haben.

Auf den meisten Plantagen ist man aber jetzt über

diese Stadien der Ungewißheit hinaus, man weiß, was den eigenen Pflanzen nach der Örtlichkeit geboten, wie sie behandelt werden müssen. Ich habe sehr viel recht gute Kaffeebäume gesehen und auf vielen Pflanzungen eine Sorgfalt in der Reinigung und Lüftung des Bodens gefunden, wie sie in anderen Kaffeeländern nur selten anzutreffen ist. Für Windschutz wird durch Maulbeerhecken und Baumpflanzungen gesorgt, und wo er nötig ist, beginnt man lichten Schatten zu geben. Ohne Düngung wird man aber nachhaltig hohe Ernten kaum erzielen können. Denn wie oben angedeutet, ist der Boden an und für sich nicht sonderlich nährstoffreich, und wenn die durch die erste Aschendüngung den jungen Pflanzen zugeführten Vorräte aufgezehrt sind, sollte man möglichst frühzeitig an einen Ersatz der verbrauchten Mineralsubstanzen denken. Auch eine Stickstoffdüngung, vielleicht am besten durch Zwischensaat von stickstoffsammelnden Leguminosen, wird an vielen Orten erwägenswert sein.*)

Nach Vollendung der Eisenbahn bis Mombo und dem fortschreitenden Ausbau des Wegenezes im Gebirge selber dürfte die Zufuhr künstlichen Düngers, namentlich von Kali und Phosphorsäure eventl. auch von Kalk nicht mehr allzu große Schwierigkeiten bereiten, und wenn man dadurch in den Stand gesetzt wird, die mit hohen Unkosten angelegte Plantage für längere Zeit wirklich ertragfähig zu machen, so dürften die verauslagten Beträge wohl nicht zwecklos verwendet sein. Die bisherigen Versuche haben aber gezeigt, daß der Boden für die Düngung dankbar ist.

*) Als Stickstoffsammler dürften Bohnen oder Seradella am meisten zu empfehlen sein. Ich sah zu meinem Erstaunen in Umani Seradella von ganz ungewöhnlicher Üppigkeit.

Wo reichliche Viehhaltung, wie in West-Ufambara, möglich ist, dürfte durch Kompostierung des Viehdüngers, unter gleichzeitiger Verwendung aller Wirtschaftsabfälle, voller Ersatz geboten werden können, so daß nur ausnahmsweise Zufuhr künstlicher Düngemittel erforderlich sein wird.

Ich bin deswegen der Überzeugung, daß gerade in den gesunderen Höhenlagen West-Ufambaras, wo Kleinsiedlungen meines Erachtens in größerem Umfange stattfinden können und müssen, die Kaffeekultur für den Kleinbauer besonders empfehlenswert ist, weil dort, wie schon gesagt, kräftige Kaffeebäume mit gesundem Wuchs gedeihen und der Kleinpflanzer seine 5—6 ha Kaffeeland sorgfältiger bearbeiten und leicht düngen kann, so daß ihm dieser Teil seiner Wirtschaft die baren Gelderträge liefern wird, während seine Getreide-, Kartoffel- und Gemüsegelder sowie seine Viehhaltung ihm den Unterhalt der Familie und der eigenen Wirtschaft sicher stellen werden.

Auch dem Großbetrieb wird bei verständiger, den Verhältnissen angepasster Behandlung der Plantage und rechtzeitiger Düngung ein angemessener Nutzen aus dem Kaffee in Aussicht gestellt werden können, wenn die Preise nicht auf dem jetzigen, zum Teil ruinösen Tiefstand verbleiben. Aber auch für ihn dürften Nebenkulturen wie beim Kleinsiedler erwünscht sein. Nicht bloß der Anbau der nötigen Unterhaltsmittel für den eigenen Bedarf der Wirtschaft und der erforderlichen Haustiere sollte dabei in Frage kommen, sondern am liebsten eine in den Wirtschaftsbetrieb der Kaffeepflanzung zweckmäßig einzuschaltende Nebenkultur. Durch Anpflanzung von Gerberakazien, von Chininbäumen, von Kampfer, in tieferen

Lagen auch von Kautſchuk liefernden Pflanzen ſollte man verſuchen, ſich Nebeneinnahmen zu ſchaffen, die auch in Zeiten ungünſtiger Kaffeelernte das Geſamterträgnis der Plantage günſtig beeinflussen.

Wir haben bereits darauf hingewieſen, daß ſolche Nebenkulturen auf verſchiedenen Plantagen begonnen ſind, und ich glaube, man iſt auf dem rechten Wege, wenn man die Rente der Pflanzungen nicht excluſiv auf ein einziges Produkt baſiert, das außerdem in ſeiner Preisbildung ungewöhnlich ſtark von den Schwankungen des Weltmarktes berührt wird.

Auch die Ausnußung der vorhandenen zum Teil ſehr reichen und wertvollen Holzbeſtände iſt vielfach in Angriff genommen worden und wird mit fortſchreitender Verbeſſerung der Abfuhrwege ſicherlich an Stelle der einfachen Waldverwüſtung, wie ſie bisher ſtattgefunden hat, dringend zu empfehlen ſein. Ein ſolches Holzbearbeitungswerk iſt in Ambangulu vorteilhaft mit der Kaffeearbeitungsanlage verbunden, und da für letztere ziemlich bedeutende Triebkräfte erforderlich ſind und da, wo es an Waſſerkräften fehlt, durch die Abfälle der Holzbearbeitung leicht und billig die nötige Dampfkräft erzielt werden kann, ſo iſt jene Verbindung doppelt rentabel.

Über die Art der Aufbereitung des Kaffees will ich mich auf wenige Bemerkungen beſchränken. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß gut getrockneter, ſorgfältig polierter und fortierter Kaffee weſentlich höhere Preise bedingt, als ein unfertiges Rohprodukt. Deßwegen ſind die großen Kaffeepflanzungen beſtrebt, ihr Produkt ſo weit wie möglich zu veredeln und allen berechtigten Anforderungen des Marktes zu genügen. Kleinere Pflanzungen werden freilich beſſer

tun, ihren Kaffee in der Hornschale zu verkaufen und es den heimischen Abnehmern überlassen, die letzte Hand an die Ware zu legen. Auch sie sind aber gezwungen, eine gewisse Verarbeitung vorzunehmen. Denn der Kaffee wird bekanntlich in saftigen, Kirschen ähnlichen Beeren von roter Farbe geerntet, deren Fruchtfleisch natürlich entfernt werden muß, ehe die Samenbeeren versandtfertig sind. Bei den ungewissen Niederschlägen, die in den Kaffeegebieten Ostafrikas herrschen, ist man mit Recht allenthalben zu der sog. westindischen Methode der Verarbeitung übergegangen, d. h., zu der nassen Verarbeitung der frischen Bohnen an Stelle der Trockenarbeit, wie sie vielfach da üblich ist, wo während der Erntezeit auf heißes, trocknes Wetter mit ziemlicher Sicherheit gerechnet werden kann. Die frischen Beeren werden deshalb an demselben Tage, an dem sie gepflückt sind, in die sog. Pulpmaschine gebracht, die unter reichlichem Zufluß von frischem Wasser die Beeren vom Fruchtfleisch trennt. Diese Art der Verarbeitung kann auch von kleineren Pflanzern ohne große Mühe vorgenommen werden. An Wasserkräften zum Betriebe kleiner Maschinen wird es selten fehlen. Ein Auswaschen der Bohnen und nachheriges Trocknen in der Sonne gibt dann den Kaffee in der Hornschale. Auf kleinen Pflanzungen wird man sich auf die Gunst der Witterung verlassen und im Freien trocknen, obgleich die Unsicherheit des Wetters dabei manche Gefahren für die Qualität des Kaffees mit sich bringt. Doch könnten leichte Schuppen mit ausziehbaren Trockengerüsten, wie sie in Porto Rico üblich sind, auch von kleineren Besitzern ohne große Kosten beschafft werden.

Die größeren Pflanzungen lassen den Kaffee, wenn

er aus den Pulpmaschinen kommt, ca. 48 Stunden in besonderen, zementierten Bassins gären, um die Gallertmassen zu lösen. Ist das geschehen, so werden die Bohnen mit Wasser in eine andere Grube gespült und dort tüchtig gewaschen, bis alle schleimigen Substanzen entfernt sind. Dann gehen die Beeren auf die Trockenplätze, die auf den neueren Plantagen außerordentlich zweckmäßig nach den neuesten Methoden angelegt sind, zum Teil aus perforiertem, verzinktem Eisenblech bestehen und mit fahrbaren Dächern gegen plötzliche Regenschauer geschützt werden können. Nachdem der Kaffee hier in der Sonne unter regelmäßigem Umrühren leidlich getrocknet ist, wird er in besonderen Trockenhäusern (Siroccos) durch künstliche Wärme völlig getrocknet, so daß er „glashart“ und aufbewahrungsfähig ist. Um ihn von der nunmehr leicht abspringenden Hornschale und dem Silberhäutchen zu befreien, geht er über eine besondere Maschine, um dann poliert und nach Größe sortiert zu werden.

Die technische Bearbeitung des Produktes entspricht also allen berechtigten Anforderungen. Nebenbei bemerkt könnten die vorhandenen Trockenhäuser auch zweckmäßig zum Trocknen von Chinin- und Gerbrinden benutzt werden und diese Kulturen wesentlich erleichtern.

Von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Kaffeebaues in Ostafrika wird aber auch die Preisgestaltung sein. Denn einer der wesentlichsten Gründe, daß die in den Kaffeeplantagen angelegten Kapitalien bisher so wenig Rente gebracht haben, ist darin zu suchen, daß die Kaffeepreise auf dem Weltmarkte seit der Begründung der dortigen Unternehmungen in einer ganz auffälligen, kaum jemals erwarteten Weise gesunken sind. Der Kaffee ist eben diejenige „Kolonialware“, die fast

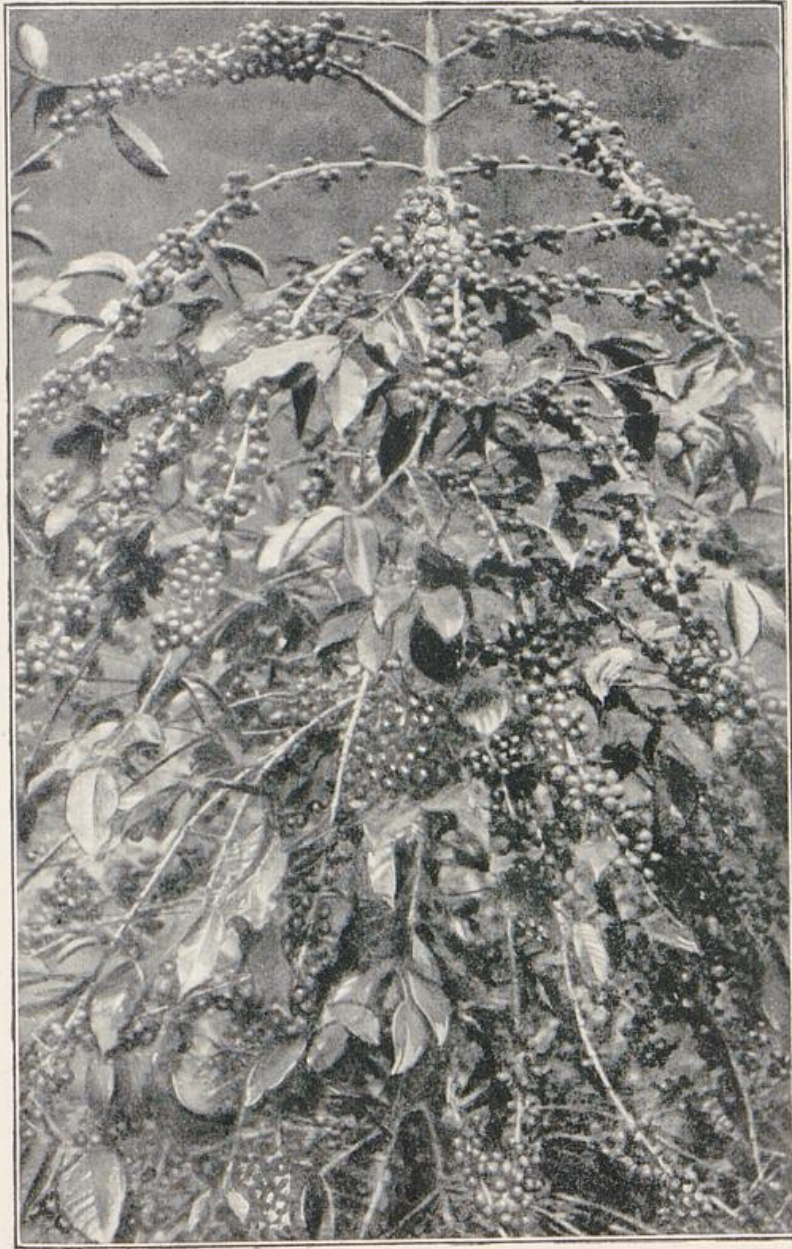
überall in den Tropen gebaut wird, oft unter ganz besonders günstigen Boden- und Arbeiterverhältnissen. Die hohen Preise, die anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts für Kaffee gezahlt wurden, veranlaßten überall eine schnelle Ausdehnung der Kulturen, und da der Kaffeebaum unter normalen Verhältnissen 30 bis 40 Jahre aushalten kann — in manchen Gegenden, wo er im Schatten des Waldes wächst, ohne sonderlich viel Pflege —, so mußten die Neukulturen, zu den alten Beständen hinzutretend, bald zu einer Überproduktion führen, die dann nur zu sinkenden Preisen auf dem Weltmarkte Absatz finden konnte, ohne daß bei der Lebensdauer der Pflanzen auf ein baldiges Nachlassen des Angebotes zu hoffen ist. Nach der deutschen Reichsstatistik ist der Großhandelspreis für regulären Santoskaffee, also für eine billige Massenware, in Hamburg folgendermaßen notiert:

per Doppelzentner:	
1887: Mk. 156,90	1897: Mk. 85,—
1888: " 137,30	1898: " 67,—
1889: " 163,70	1899: " 62,50
1890: " 175,60	1900: " 80,40
1891: " 162,70	1901: " 66,30
1892: " 149,70	1902: " 63,60
1893: " 165,40	1903: " 56,70
1894: " 163,40	1904: " 75,70
1895: " 157,30	1905: " 81,60
1896: " 131,40	

Man sieht daraus, daß im Jahre 1903 der Jahresdurchschnittspreis noch nicht den 3. Teil desjenigen Betrages ausmachte, der im Jahre 1890 für dieselbe Sorte Kaffee gezahlt werden mußte. Nach den monatlichen

Ausweisen der Statistik sank der Preis in Hamburg im Monat Juli 1903 sogar bis auf 53 Mk. pro Doppelzentner, also 27 Pfennig das Pfund. Er hat sich seitdem langsam gehoben, und wenn auch die außergewöhnlich gute Qualität des ostafrikanischen Kaffees dahin führt, daß diese Ware wesentlich höher bezahlt wird, als jenes Massenprodukt, so müssen sich doch auch die Preise der feinsten Qualitäten der allgemeinen Marktlage anpassen, und tatsächlich erzielte mancher Plantagenbesitzer in den Zeiten des Tiefstandes nur halb so viel für seinen Kaffee, als er bei Begründung seiner Plantage mit ziemlicher Sicherheit erwarten durfte.

Daß auch die Erträge nicht den Erwartungen entsprechen haben, ist unbestreitbar. Sichere Zahlen sind aber schwer zu bekommen, weil in den Geschäftsberichten der einzelnen Gesellschaften darüber kaum Angaben zu finden sind, und der Außenstehende nicht beurteilen kann, wieviel von den als vorhanden verzeichneten Kaffeebäumen bereits in das ertragsfähige Alter eingetreten sind. Bei den verschiedenen Pflanzweiten kann man auch aus dem Ergebnis, das pro Baum berechnet wird, schwerlich zuverlässige Schlüsse ziehen, denn daß Bäume, die weitläufig gepflanzt sind, größere Ernten geben müssen, als solche, die dicht gedrängt nebeneinander stehen, ist selbstverständlich. Wenn man aber in anderen Kaffeeländern mit einem Durchschnittsertrage von 1000 kg pro Hektar rechnet, so scheinen nach der Statistik die Ernten in Ostafrika nicht annähernd an diese Ergebnisse heranzureichen. Auch Geheimrat Wolthmann nimmt in seinem Reisebericht über Deutsch-Ostafrika (1898) als Mindesternte 1000 kg pro Hektar und einen Preis von 2 Mk. pro Kilogramm an. Aber in Wirklichkeit haben wohl wenig Pflanzungen



Überreich tragender Kaffeebaum.

solche Resultate erzielt. Nach den in den „Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika“ (1906, S. 448) mitgeteilten Angaben über die vorhandenen Plantagen waren im Jahre 1904 3825 ha mit Kaffee bepflanzt, davon rund 2500 ha als ertragliefernd bezeichnet.

Die gesamte Ausfuhr Ostafrikas an Kaffee betrug nach der Statistik im gleichen Jahre nur 401 935 kg, im Werte von 523 618 Mk. Danach würde auf den Hektar ertragliefernden Landes nur eine Ausfuhr von etwa 162 kg entfallen, und selbst wenn man den eigenen Konsum der Kolonie hoch anschlagen wollte, würde das Ergebnis der Ernte pro Hektar ertragsfähigen Kaffeelandes höchstens auf 200 kg zu berechnen sein. Der Durchschnittspreis von 1,30 Mk., der sich aus der Statistik ergibt, ist allerdings im Vergleich zu den Hamburger Santospreisen recht günstig, immerhin kommt er nicht annähernd an die Ziffer heran, die Woltmann vor acht Jahren als Durchschnittspreis glauben zu setzen zu können. Daß aber eine Durchschnittsernte von $\frac{1}{2}$ kg pro Baum in guten Plantagen erzielt worden ist, steht fest und daß sie bei rationeller Düngung und Pflege auch anderweitig erzielt werden könnte, bezweifle ich nicht. Es wäre dann nur eine baldige Steigerung der Preise den dortigen Pflanzern sehr zu wünschen.

Daß unsere Deutsch-Ostafrikaner, wie neuerdings in der Literatur ausgeführt worden ist, den Pflanzern anderer Gegenden gegenüber vielfach im Nachteile sind, läßt sich nicht bestreiten. Einmal haben sie die Kinderkrankheiten der ersten Entwicklung noch immer nicht überwunden und können ihre Kulturen noch nicht auf zuverlässige Erfahrungen stützen, wie das in den alten Kaffee-

ländern der Fall ist, in denen über die Art des Anbaues, über Schattenbäume usw. kein Streit mehr besteht. Sodann fehlt es an billigen Arbeitskräften, wie sie in anderen Kaffeeländern, namentlich in den großen südasiatischen Produktionsgebieten, in reichlicher Menge und in guter Qualität zur Verfügung stehen. Endlich sind auch die Transportkosten noch immer wesentlich teurer, als beispielsweise von Brasilien, und die Marke ist noch nicht so eingeführt, daß eine ihrer Qualität entsprechende Preisbildung unter allen Umständen gesichert ist. An den deutschen Zollgrenzen zahlt aber der deutsche Kaffee denselben hohen Zoll von 40 Mk. pro Doppelzentner, wie jeder fremde Kaffee und der Wunsch der deutschen Pflanzler in den deutschen Kolonien, daß ihnen bei der Einfuhr in das Heimatland irgend welche Vergünstigungen zuteil werden möchten, ist wohl erklärlich.

Wenn man erwägt, wie vielfach andere Länder, namentlich auch Frankreich, das mit uns auf dem Boden der Meistbegünstigung steht, seine Kolonialprodukte bei der Einfuhr in das Heimatland bevorzugt, daß Nordamerika das Gleiche tut, daß auch England trotz aller Proteste in der deutschen Presse und im deutschen Parla- mente eine differenzielle Behandlung seiner Kolonien, trotz der Freihandelstheorien und der Meistbegünstigungs- verträge, nicht verhindert hat, so würde eine Ausnahme- stellung des deutschen Kolonialkaffees auf deutschen Märkten auch wohl ohne eine Erschütterung unserer handels- politischen Beziehungen zum Auslande durchführbar sein.

Wenn man einen Blick auf die oben angeführte Preistabelle wirft und sieht, wie stark die Kaffeepreise im Laufe der letzten Jahre gesunken sind, so würde eine allzu zarte Rücksichtnahme auf die Konsumenten wohl

nicht ausschlaggebend sein können, um so weniger, da die Menge des deutschen Kolonialkaffees im Vergleich zum Gesamtverbrauch des Volkes eine so minimale ist, daß Zollbegünstigungen keinerlei Einfluß auf die Preise dieses allgemein beliebten Genußmittels ausüben können. Man erwäge, daß in derselben Zeit, in der aus Deutsch-Ostafrika rund 400 t Kaffee exportiert wurden, der Verbrauch Deutschlands sich auf etwa 180 000 t stellte. Glaubt aber unsere Zollbehörde allzu große technische Schwierigkeiten befürchten zu müssen durch die differenzielle Zollbehandlung eines Teiles des Kaffees, der natürlich mit Ursprungszeugnissen versehen sein müßte, so könnte meines Erachtens sehr wohl, solange die Preise eine bestimmte Höhe, vielleicht von 100 Mk. pro Doppelzentner regulär Santos in Hamburg nicht übersteigen, der Zoll oder ein Teil desselben in Form von Prämien bei der Ausfuhr aus deutschen Kolonien nach Deutschland gewährt werden, ohne daß aus solchen Exportprämien irgend welche handelspolitischen Komplikationen entstehen könnten.

Rückwirkungen auf andere Kolonialprodukte brauchte man aus einer solchen einseitigen Begünstigung des Kaffees während der Dauer des ungewöhnlichen Preistiefstandes kaum befürchten, weil fast alle anderen, in unseren Kolonien gebauten Produkte kaum über niedrige Preise zu klagen haben.

Die Frage wäre also ernster Erwägung wert, wenn die Preisverhältnisse für den Kaffee sich nicht bald zugunsten der Produzenten ändern.

Baumwollkulturen.

Wohl keine Kultur in unseren deutschen Kolonien wird zurzeit mit größerem Interesse verfolgt, als der Versuch, auf deutsch-kolonialem Boden Baumwolle in größerem Umfange zu bauen. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in Berlin kann für sich das große Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst tatkräftig vorgegangen zu sein auf dem Wege, Deutschland wenigstens teilweise aus eigenen Kolonien mit einem der wichtigsten Rohstoffe seiner Großindustrie zu versorgen. Immer mehr ist es den unermüdlichen Anstrengungen des Leiters des R.-W.-R., Herrn Supf, gelungen, daß Interesse für diese Frage zu wecken und allmählich auch diejenigen Kreise mobil zu machen, deren geschäftliche Interessen am lebhaftesten von dieser Frage berührt werden, nämlich die Baumwollindustriellen selber.

Auch die Reichsregierung wendet der Frage immer größere Aufmerksamkeit zu, und die Etats der Kolonien weisen mit Recht, wenn auch nicht sonderlich erhebliche, Summen auf, um die vom R.-W.-R. eingeleiteten Baumwollbauversuche unterstützen zu können.

Die Ursachen dieses Vorgehens sind zu bekannt, als daß ich darauf hier im einzelnen einzugehen brauche.

Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika den weit überwiegenden Teil der gesamten

Weltproduktion an roher Baumwolle liefern, daß daneben eigentlich nur Ägypten, Ostindien, China und neuerdings Teile des asiatischen Rußlands als größere Lieferanten für den Weltmarkt in Frage kommen, hat dahin geführt, daß die Amerikaner ihre beherrschende Stellung spekulativ in einer Weise ausgenutzt haben, daß tatsächlich alle Konsumtionsländer den amerikanischen Spekulanten tributpflichtig geworden sind und Hunderte von Millionen seitens der Baumwollindustriellen geopfert werden mußten, als im Jahre 1904 die Preise durch wilde Spekulationen zu ungewöhnlicher Höhe emporgetrieben wurden.

Nimmt man doch an, daß eine Preiserhöhung von 10 Pfg. pro Pfund über den Durchschnittspreis für die Textilindustrie der Welt einen Verlust von nicht weniger als 800 Millionen Mark bedeutet, während der höchste Preis, der an der Bremer Börse im Februar 1904 mit 85 Pfg. pro Pfund erreicht wurde, 50 Pfg. über dem Preise stand, zu dem die Baumwolle zu Beginn des Jahres 1905 bewertet wurde, während sie im September desselben Jahres bereits wieder auf 56 Pfg. gestiegen war. Deutschland zahlte für etwa die gleiche Einfuhrmenge an roher Baumwolle im Jahre 1904 470 Millionen Mark, 1905 nur 322 Millionen Mark. Es mußte sich also eine Besteuerung von 150 Millionen Mark durch das Ausland gefallen lassen, und zwar in einem Jahre, das die größte je dagewesene Baumwollernte brachte. Dadurch ist allen handelspolitisch denkenden Kreisen der Bevölkerung geradezu die Notwendigkeit aufgedrängt, sich möglichst dieser Zwangslage zu entziehen. Überall regen sich deswegen, von Deutschland begonnen, in England, Frankreich, Italien, in Belgien, Spanien und Portugal

die Bemühungen, das amerikanische Monopol allmählich zu brechen.

Welch unendliche Schwierigkeiten ein solcher Versuch aber mit sich führen muß, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß Amerika seine Produktion im Jahre 1904 bis auf 13 580 000 Ballen (à 500 Pfd.) gesteigert hat, während dagegen das nächstwichtige Produktionsland, Indien, bisher nicht über 4 Millionen Ballen produziert hat und Ägypten nur etwa 1 Million Ballen im Laufe der letzten Jahre dem Weltmarke zuführen konnte. Alle anderen Länder haben verhältnismäßig geringe Bedeutung für den Welthandel, wenn auch die chinesische Produktion annähernd der ägyptischen gleichkommt. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß Amerika etwa $\frac{2}{3}$ der gesamten Weltproduktion liefert und zeitweilig einen weit größeren Prozentsatz in der Gesamtversorgung der Welt für sich beanspruchte. Da aber der Konsum an Baumwolle in ganz ungewöhnlicher Weise steigt, so würde man, wenn nicht neue Produktionsgebiete gefunden werden, in wachsendem Maße von Amerika abhängig werden müssen, und die Frage ist auch berechtigt, ob Amerika imstande sein wird, seine Produktion nachhaltig in ausreichender Weise zu steigern. Zwar ist die Entwicklungreihe für die amerikanische Baumwollproduktion eine ganz ungewöhnliche, denn während im Jahre 1800 die Ernte der Vereinigten Staaten erst auf 155 000 Ballen geschätzt wurde, und nachher im Jahre

1820	auf	606 000	Ballen
1840	"	2 333 000	"
1860	"	4 861 000	"

gestiegen war, ist die Produktion seit den Rückschlägen

des Sezessionskrieges in folgender Weise weiter in die Höhe gegangen:

1870	auf	3 114 000	Ballen
1880	"	5 761 000	"
1890	"	7 311 000	"
1898	"	11 300 000	"
1899	"	9 400 000	"
1900	"	10 400 000	"
1901	"	10 700 000	"
1902	"	10 727 000	"
1903	"	10 011 000	"
1904	"	13 580 000	"
1905	"	10 167 000	"

Daß Amerika seine Produktion weiter zu steigern vermag, und in den südlichen Teilen der Union noch immer weite Gebiete vorhanden sind, die sich vortrefflich für die Baumwollkultur eignen und trotz der steigenden Landpreise mit Vorteil dazu benutzt werden können, scheint außer Zweifel zu stehen. Aber die Lage für die europäische Industrie bleibt darum immer bedenklich, solange sie zum weitaus größten Teil von dem Ernteaussfall eines einzigen Produktionsgebietes abhängig ist.

Wenn es nur gelingen würde, einen ins Gewicht fallenden Bruchteil des gesamten Bedarfes in den eigenen Kolonien zu decken, so würde die Marktlage dadurch schon wesentlich stabiler und günstiger gestaltet werden können. Deutschlands Verbrauch an Baumwolle ist auf nahezu 400 000 t, also 1 600 000 Ballen gestiegen.

Vor 10 Jahren betrug der Verbrauch nur 300 000 t, vor 20 Jahren erst 150 000 t. In weiteren 10 Jahren kann man deshalb mit einem Bedarf von mindestens

500 000 t, also 2 Millionen Ballen, für unsere Industrie mit ziemlicher Sicherheit rechnen.

Da man für die Produktion von 1 Ballen Baumwolle durchschnittlich etwa 1 ha Anbaufläche rechnen kann, so müßten, wollten wir den Gesamtbedarf des eigenen Landes in eigenen Kolonien decken, Flächen für diese Kultur zur Verfügung gestellt werden, die für die nächsten Jahrzehnte wohl nie und nimmer erreicht werden können.

Aber so weit gehen die Illusionen der Kolonialfreunde auch noch nicht. Deutschland importierte:

1903	3824655	dz	rohe	Baumwolle
1904	3981175	"	"	"
1905	4028581	"	"	"

Diese Einfuhren stammten aus folgenden Ländern:

	1903	1904	1905
Ägypten . . .	308723 dz	333682 dz	347182 dz
Deutsch-Ostafrika	63 "	374 "	2164 "
Britisch-Indien .	790557 "	766437 "	618852 "
Ber.St.v.Amerika	2680874 "	2812799 "	2997611 "

Da die ostafrikanische Baumwolle der Qualität nach den besten ägyptischen Wollen nicht nachsteht, sie sogar nach sachverständigem Urteil bei sorgfältiger Pflege und Bearbeitung eher noch übertrifft, so könnte man zunächst an einen teilweisen Ersatz der hochwertigen, viel — selbst von Amerika — begehrten ägyptischen Baumwolle denken.

Da 3 dz entfernte Baumwolle als reichlicher Durchschnittsertrag pro Hektar anzusehen sind, so müßten bereits über 100 000 ha in Deutsch-Ostafrika mit Baumwolle bestellt werden, um Ersatz für das Produkt des Nillandes zu liefern. Das ist aber ein Ziel, das meines Erachtens ohne großen Optimismus in nicht allzu ferner Zeit sehr

wohl zu erreichen ist, über das hinaus man sogar recht bald weiterstreben kann.

Wie weit Togo und namentlich das Grasland Kameruns imstande sein werden, das amerikanische und ostindische Produkt zu ersetzen, will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls darf man auch dort die Ziele ziemlich fern stecken.

In Deutsch-Ostafrika hat der Baumwollbau, der in einzelnen Teilen des großen Ländergebietes, namentlich an den Binnenseen, den Eingeborenen längst bekannt war, erst seit einigen Jahren dank den Bemühungen des R.W.R. für den Export Eingang gefunden und sich in den Küstengebieten schnell verbreitet. Oberflächliche Beobachter haben sogar gemeint, daß man allzu eifrig auf die Förderung dieser neuen Kultur gedrängt und dadurch teilweise den Aufstand verschuldet habe. So wenig letzteres der Fall ist, wird man doch zugeben müssen, daß man an einzelnen Stellen allzu intensiv auf die Anlage von Baumwollschamben „gedrückt“ hat, und daß man nicht überall mit dem nötigen Geschick vorgegangen ist, als man sogenannte Kommunalschamben anlegte, die Eingeborenen zu langdauernder, mühseliger Arbeit veranlaßte und nachher nicht imstande war, einen angemessenen Lohn für die Arbeiter herauszuzuwirtschaften.

Doch solche Fehler lassen sich vermeiden; jedenfalls haben alle Versuche den Beweis erbracht, daß im Süden wie im Norden der Kolonie eine Baumwolle von hervorragender Qualität gezüchtet werden kann, und daß auch die quantitativen Erträge, da, wo man den rechten Boden ausgesucht und vor allen Dingen die rechte Zeit zur Aussaat gewählt hat, ungewöhnlich hohe sind.

Aber es ist selbstverständlich, daß man bei einer Kultur, die erst vor 4—5 Jahren begonnen ist, und die dank der Energie, mit welcher die Kolonialregierung sich ihrer Verbreitung gewidmet hat, ungewöhnlich schnell Eingang gefunden hat, noch nicht über das Stadium der Versuche hinaus sein kann. Nicht jeder Boden ist für Baumwollbau geeignet, wenn auch die bisherigen Resultate gezeigt haben, daß unendlich viel mehr guter Baumwollboden vorhanden ist, als man anfangs erwartet hat.

Vor allem aber sind die klimatischen Bedingungen in einer wenig bevölkerten, erst seit $1\frac{1}{2}$ Dezennien in Kultur genommenen Kolonie nicht so bekannt, daß man aus den Ergebnissen der bisherigen meteorologischen Beobachtungen bereits sichere Schlüsse ziehen könnte.

Die Baumwolle bedarf zur Zeit der Pflanzung in den ersten Monaten ihrer Entwicklung verhältnismäßig reichliche Regenmengen. Nach den Beobachtungen, die man auf der Versuchsstation in Mombo gemacht hat, haben diejenigen Felder die reichsten Erträge gebracht, bei denen in den ersten 4 Monaten eine Gesamtregenmenge von mehr als 300 mm gefallen ist, während diejenigen Felder, bei denen in den ersten 4 Monaten zusammen nur 100 mm Regen fiel, eine völlige Mißernte lieferten. Das Feld II der dortigen Versuche ergab bei einem Regenfall von 380,3 mm in den ersten 4 Monaten nicht weniger als 11,28 Zentner entkernte Baumwolle pro Hektar; das Feld III bei 328 mm 9,48 Zentner, das Feld IV dagegen bei 96,0 mm Regen nur 1,4 Zentner. Dabei scheinen reichliche Niederschläge im Ausfaatmonat erwünscht zu sein und können dann im folgenden Monat auch geringere Regenmengen überstanden werden, wenn

nachher im dritten Monat wieder genügende Feuchtigkeit geboten wird.

Langdauernde Dürreperioden ertragen die jungen Pflanzen jedoch nicht, und die Versuche im Bezirk Tanga haben anderseits ergeben, daß allzu schwere Regen, wie sie dort am Ausgang der Regenzeit häufiger einzutreten pflegen, den jungen Pflanzen durch Wurzelsäule verderblich werden können.

Hat sich die Pflanze bis zur Blüte entwickelt, so ist dann Trockenheit zum Blühen und Reifen der Kapseln, namentlich auch für die Einbringung der Ernten dringend erwünscht, und unzeitgemäße Regen während dieser Entwicklungsperiode der Baumwollstauden haben in allerletzter Zeit in den nördlichen Distrikten der Kolonie viel Schaden angerichtet. Es gilt also vor allen Dingen zu erproben, wann die richtige Zeit der Ausfaat ist, und die meteorologischen Beobachtungen werden nach der Richtung mit größerer Intensität und Allgemeinheit fortgeführt werden müssen.

Die südlichen Teile der Kolonie, die Nachbarschaft von Mikindani, Kilwa und Lindi, auch noch die Rufiji-ebenen, scheinen nach den bisherigen Ergebnissen klimatisch wesentlich günstiger gestellt zu sein, als die küstennahen Gebiete des Bezirkes Tanga. Im Süden ist eine ausgesprochen geschlossene Regenzeit vorhanden, der eine ziemlich sichere Trockenperiode folgt, wenn auch gelegentliche Regenschauer einsetzen, die aber an sich der Entwicklung der Baumwolle nicht ungünstig sind.

Im Bezirk Tanga scheinen die Verhältnisse nach den sehr sorgsamten Beobachtungen und Berichten des Herrn Bezirkssekretärs Sperling nicht so günstig zu liegen, weil hier die Niederschlagsmengen weniger gleichmäßig verteilt

sind, und nach den bisherigen Beobachtungen nicht mit Sicherheit auf das Eintreten der erwünschten Witterungsverhältnisse gerechnet werden kann.

Am Oberlauf des Pangani, namentlich von Mombo aus weiter landeinwärts, sind dagegen weite Flächen vorhanden, die nach dem Urteil Sachverständiger, auch des Kommissars des R.W.R., eine erstklassige Baumwolle produzieren können, da man etwaigen Feuchtigkeitsmangel durch Bewässerung aus dem Pangani, dem Mkomasi und den unzähligen Gebirgsbächen ohne Schwierigkeit beseitigen kann.

Etwa 120 km südlich von Tanga, bei Sadani, sind die klimatischen Verhältnisse bereits wesentlich günstiger als in dem Haupthafen des Nordbezirkes, und nach dem Urteil des Herrn John Booth sind in diesem Bezirk mindestens 25000 ha erstklassigen Baumwolllandes in nächster Nähe der Küste vorhanden, die fast eben, mit lichtigem Busch und nahrhaftesten Weidegräsern bestanden, zur Anlage von Großkulturen geradezu herausfordern. Die dortige Bevölkerung hat sich unter dem Einfluß des allgemein beliebten Bezirkschefs bereits freiwillig in ziemlich starkem Maße dem Baumwollbau zugewendet, und wir erwähnten oben bereits, daß die quantitativen und qualitativen Erträge dieses Distriktes ganz hervorragende sind.

Auch die Gebiete am Viktoria-Nyansasee, in der Nähe von Muansa, wo seit undenklichen Zeiten der Baumwollbau eine Eingeborenenkultur darstellt, sollen nach den neuesten Berichten des Herrn Booth zur plantagenmäßigen Kultur vortrefflich geeignet sein.

Auf die Bedeutung des Rufijitales habe ich bereits oben bei Besprechung meiner Reiseerlebnisse hingewiesen.

Der Leiter der dortigen Baumwollschule, Herr Wiebusch, bestätigte mir noch kurz vor der Drucklegung dieser Zeilen, daß er namentlich weiter stromaufwärts, wo die Gefahren der Überschwemmung des mächtigen Stromes weniger große sind, mit allerbestem Erfolge Anbauversuche in größerem Umfange gemacht habe. Er ist der festen Überzeugung, daß es bei verständiger Großkultur gelingen wird, aus dem Rufijigebiet in verhältnismäßig kurzer Zeit jährlich 20000 Ballen vortrefflicher Baumwolle auf den Markt zu bringen.

Die Beobachtungen des Herrn Paul Fuchs bei seiner wirtschaftlichen Erkundigung der Südbahnlinie sowie die Berichte des Herrn Holzmann beweisen, daß auch in den südlichen Teilen der Kolonie für den Baumwollbau geeignete Ländereien in großer Zahl vorhanden sind, und mit dem fortschreitenden Bahnbau werden sicherlich die Gebiete, die rentabel Baumwolle kultivieren können, in ungeahnter Weise vermehrt werden.

Auch bei Morogoro, dem vorläufigen Endpunkt der Bahn von Dar es Salam aus, regt sich das Interesse für den Baumwollbau. Große Bestellungen von Saatgut sind für die dortige Gegend in diesem Jahre gemacht worden, und man rechnet, daß auch dort in der Nachbarschaft der Eisenbahn viele Tausende von Hektaren für Baumwollkulturen geeignet sind.

Danach halte ich mein obiges Urteil, daß wir in nicht allzu langer Zeit imstande sein werden, etwa 100000 Ballen bester ägyptischer Baumwolle auf ostafrikanischem Boden zu züchten, für durchaus begründet. Nur wird dazu meines Erachtens eine andere Kulturmethode erforderlich sein, als sie bisher bei den ersten Versuchen nur angewendet werden konnte, d. h. man

wird sich nicht auf Eingeborenenkulturen verlassen können, sondern gezwungen sein, zum plantagenmäßigen Großbetrieb überzugehen, wenn man den Erwartungen unserer heimischen Spinner bald gerecht werden und ihnen größere Quantitäten gleichartiger Baumwolle zur Verfügung stellen will.

Zwar kann man nicht leugnen, daß die Neger sich zum Teil mit großem Geschick der neuen, ihnen völlig fremden Kultur zugewandt haben, und es sind mehrfach Proben von weißer Abasiwolle an den Markt gekommen, die, in Kleinkultur von den Negern gezüchtet, kaum etwas zu wünschen übrig ließen. Auch würden die Eingeborenen bei guter Verwertung besserer Qualitäten wohl dahin zu bringen sein, mit noch größerer Sorgfalt zu pflücken und ihre Wolle besser sortiert zu Markte zu bringen. Aber ich fürchte, die Quantitäten, die auf diese Weise durch freiwilligen Anbau der heimischen Bevölkerung gewonnen werden können, würden noch für lange Zeit so geringfügig bleiben, daß das erstrebenswerte Ziel, von der ostafrikanischen Handelsmarke beachtenswerte Posten den Spinnern zu liefern, auf deren Verarbeitung sie sich einrichten können, nicht so bald zu erreichen sein wird. Denn die Arbeitskraft des Negers reicht nicht aus, in der bisherigen primitiven Weise mit einfachen Handhacken Flächen umzuarbeiten und nachher vom Unkraut reinzuhalten, die nachhaltig ins Gewicht fallen können. Herr Wiebusch meint, daß eine Negerfamilie neben der Beschaffung des eigenen Bedarfs an Nahrungsmitteln bei der heutigen Arbeitsweise wohl kaum mehr als $\frac{1}{4}$ ha Baumwolle mit Sicherheit pflanzen und pflegen kann. Es würden also Hunderttausende solcher kleinen Schamben

erforderlich sein, wenn man dem oben angedeuteten Ziele näher kommen wollte.

Auch der Großbetrieb wird auf die Dauer mit den heutigen Arbeitsweisen nicht auskommen können, da die Leistung der einzelnen Arbeiter mit den bisherigen primitiven Geräten zu geringfügig ist, um mit den vorhandenen Arbeitskräften große Flächen bestellen zu können. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie man in den Baumwoll-distrikten Amerikas bemüht ist, immer mehr die Handarbeit durch Maschinen zu ersetzen und längst Pflug und Egge, Kultivator und Hackmaschine die alleinigen Arbeitsgeräte darstellen, so wird man zugeben müssen, daß wir auf die Dauer mit diesen Konkurrenten den Kampf nicht aushalten können, wenn wir gezwungen sind, gut bezahlte Arbeiter in einer Weise arbeiten zu lassen, die nennenswerte Leistungen eigentlich ausschließt. Nun könnte man ja meinen, und das R.W.R. hat diese Ansicht zeitweise vertreten, die Lösung der Frage sei darin zu finden, daß man die eingeborene Bevölkerung an Pflug und Egge gewöhnt, um mit Hilfe von gutem Spannvieh das Vielfache von dem zu leisten, was die Handarbeit fertigstellen kann.

In Togo scheinen die Versuche zur Einbürgerung der Pflugkultur bei den Eingeborenen auch nicht erfolglos zu sein. Ich fürchte aber, für die große Mehrzahl der ostafrikanischen Neger ist die Zeit noch nicht gekommen, wo man ihnen Pflug und Egge anvertrauen und sie zur Haltung von leistungsfähigem Zugvieh veranlassen kann. Daß sie mit den Geräten umzugehen lernen, bezweifle ich nicht. Bisherige Versuche haben den Beweis erbracht, daß der Neger sich schnell auch in

diese Art der Arbeit einlebt und zur Behandlung der Zugtiere Lust und Geschick hat.

Aber ich fürchte, unsere ostafrikanische Negerbevölkerung ist, namentlich an der Küste, noch nicht imstande, selbständige Bauern mit eigener Spannviehhaltung in größerer Zahl zu liefern, ganz abgesehen davon, daß bisher die Haltung von Zugtieren ja leider durch die verheerenden Viehseuchen in vielen Gegenden unmöglich ist, wenn man nicht mit großer Sorgfalt die Tiere durch Stallfütterung und Pflege vor Küsten- und Texasfieber bewahren kann.

Der Europäerbetrieb wird, worauf ich in dem Kapitel über den Rufiji schon hingewiesen habe, viel früher imstande sein, da, wo Pflugkultur überhaupt möglich ist, die Kulturen mit Hilfe der einheimischen Arbeiterkräfte zu vermehren, als das durch Kleinbauern der Fall sein könnte.

Die Gegend von Sadani ist bisher frei von verderblichen Viehseuchen. Nach den Mitteilungen des Herrn John Booth ist der überaus kräftige Graswuchs der Steppe so nahrhaft, daß die vorhandenen Zugochsen in Karre und Pflug, wie am Göpel wirkliche Maximalleistungen liefern und dabei in sehr gutem Futterzustande sind, obgleich sie nur auf Grasnahrung angewiesen sind. Dort stünde also einer Bearbeitung der einmal gerodeten Felder durch Ochsen, Maultiere und Esel nichts im Wege, und die Arbeiterfrage würde verhältnismäßig weniger Schwierigkeiten machen, als im eigentlichen Tangabezirk, da Sadani von jeher der Lieblingsplatz der Wanyamwesi und Wasukuma gewesen ist. Hier wie am Rufiji könnte man aber auch bei der großen Gleichmäßigkeit des Bodens neben der Spannviehhaltung an

die Einführung der Dampfkultur denken. Dadurch würde ein großer Teil der Schwierigkeiten beseitigt sein, die jetzt noch einem Großbetriebe im Wege stehen.

Es würde aber verfehlt sein, wollte man im Plantagenbetrieb ausschließlich Baumwolle kultivieren, vielmehr glaube ich, daß nur durch eine verständige Wechselwirtschaft, dann aber auch mit ziemlicher Sicherheit, große Erträge aus solchen Plantagen zu gewinnen sein würden. Herr Booth empfahl mir gegenüber selbst eine Vierfelderwirtschaft, bei der im ersten und zweiten Jahre Baumwolle, im dritten Jahre Mais und Bohnen, im vierten Jahre Klee gras zur Weide und als Gründüngung wohl zweckmäßig sein würde. Der Mais könnte, wenn man gute italienische oder amerikanische Qualitäten, die nach den bisherigen Erfahrungen ganz vortrefflich gedeihen, anpflanzen wollte, reiche finanzielle Erträge auch deswegen geben, weil die Eingeborenen bisher nicht imstande sind, ihre Maisernten zu konservieren und gegen die Angriffe der Rüsselkäfer zu schützen, so daß sie meist kurz nach der Ernte den größten Teil ihrer Erzeugnisse für billiges Geld an den Inder verkaufen und dann später zu drei und vierfach höheren Preisen ihren Bedarf bei dem gleichen Wucherer eindecken müssen. Bei Einrichtung großer Trockenschuppen und Anwendung verständiger Konservierungsmethoden — Eintauchen in Salzlösung — würde dem Verderben des Mais leicht entgegengearbeitet werden können, und der Bevölkerung könnte, selbst mit Gewinn seitens der Pflanzungen, billige Nahrung jederzeit zur Verfügung gestellt werden.

Die Bohnen würden auch ein gutes Ausfuhrprodukt werden, und die künstlichen Weideschläge, die frei von

Paasche, Deutsch-Ostafrika.

Rüstenfieber sein würden, lieferten sicherlich in dem zu züchtenden Vieh nicht unbeträchtliche Nebeneinnahmen.

Wenn auf solchen Plantagen mit modernen Ackergeräten, womöglich mit dem Dampfpflug, gearbeitet würde, und in den erwähnten Nebenkulturen ein gewisser Sicherheitskoeffizient gegen etwaige, durch ungünstige Witterung gegebene Fehlschläge bei der Baumwolle gegeben wäre, so dürfte der Baumwollbau in Ostafrika gewiß ein rentables und vor allem sofort, nicht erst nach langen Jahren des Wartens gewinnversprechendes Unternehmen sein. Denn ich wiederhole, die Qualität ist erstklassig. Auch bei Sadani ist mit der Negerhache auf Neger-, Inder- und Araberschamben eine gelbe Mitasifivolle im letzten Jahre gezüchtet mit einem Stapel, einer Gleichmäßigkeit und Reinheit der Farbe, wie sie selten oder nach dem Urteil des ägyptischen Klassifikators „nirgend“ gefunden wird. Die weiße Abasivolle, die daneben und vor allem in den südlichen Distrikten gewonnen wird, ist gleichfalls prima Qualität, und die Ernten sind der Menge nach nicht geringer als in anderen Baumwollländern.

Mögen dann auch die Arbeitskräfte vorläufig noch im Vergleich zur Leistung teuer sein, so hätten die deutschen Baumwollpflanzer Ostafrikas doch den großen Vorzug voraus, daß sie über einen jungfräulichen Boden von großer Fruchtbarkeit fast umsonst verfügen können, während erstklassige Baumwollböden in Amerika, namentlich aber in Ägypten Kauf- und Pachtpreise bedingen, die den Ostafrikanern die Konkurrenz ganz wesentlich erleichtern müssen. Kostet doch bestes Baumwollland in Ägypten pro 1 Feddan = 0,40 ha, bereits 80–100 £ und unter 2–3000 Mk. ist bewässerungsfähiges Baum-

wolland pro Hektar dort überhaupt nicht zu bekommen. Daneben drücken den Pflanzeur hohe Grundsteuern, die zum Teil über 100 Mark pro Hektar betragen. Auch in Texas sind gute Baumwollländer unter 500 Mark pro Acre, also 1250 Mark pro Hektar, selten geworden. In Ostafrika steht dem Ansiedler das Land noch immer fast unentgeltlich zur Verfügung; denn die 3—4 Rp. pro Hektar Kaufpreis, welche die Regierung für ihr Kronland fordert, fallen nicht im mindesten ins Gewicht.

Man mag zugeben, daß der ägyptische Baumwollpflanzeur mit sicherer Ernte rechnen kann, weil er in dem fast regenlosen Klima durch künstliche Wasserzufuhr dem Boden zur rechten Zeit die nötige Feuchtigkeit geben und auf trockenes Erntewetter unter allen Umständen zählen kann. Aber die Südstaaten Nordamerikas bauen ihre Baumwolle zumeist ohne Bewässerung und sind längst gezwungen, den Boden durch Düngung ertragsfähig zu halten, wo die Kultur bereits seit längerer Zeit besteht.

Ich hoffe, daß mit Hilfe des R. W. R. recht bald Versuche, Baumwolle in Großkultur zu pflanzen, in D. O. A. ins Leben gerufen werden und daß sich die Baumwollinteressenten bereitfinden werden, nach reiflicher Prüfung der Verhältnisse größere Kapitalien zur Anlegung solcher Plantagen zur Verfügung zu stellen.

Das Beispiel einer solchen rationellen Kultur mit Maschinenbetrieb dürfte schließlich auch auf die Eingeborenen am allerbesten wirken, wenn man, was ich für selbstverständlich halte, die bisherigen Bestrebungen, die Eingeborenenkulturen durch Belehrung und Anregung zu fördern, eifrig fortsetzt.

Die Bearbeitung der von den Eingeborenen gebauten Baumwolle zu marktfähiger Handelsware würde

dann am besten mit solchem Plantagenbetrieb vorteilhaft zu vereinigen sein, denn die unentkernte Baumwolle kann wegen der unnötigen Transportkosten nicht auf den Markt gebracht werden. Das R.W.K. hat nach der Richtung, ebenso wie in Togo, ja Hervorragendes geleistet, indem es zahlreiche Ginstationen auf eigene Kosten eingerichtet hat und sich überall bereit erklärt, die Aufbereitung und den Verkauf der Wolle in uneigennütziger Weise für den Pflanzeur zu übernehmen. Daß es dabei sich entschlossen hat, den Eingeborenen feste Minimalpreise zu garantieren, war von besonderer Bedeutung, weil dadurch allein eine Sicherheit lohnenden Absatzes gegeben war, solange die vorhandenen kaufmännischen Firmen sich noch nicht mit dem Einkauf der Baumwolle befaßten.

Neuerdings ist es den Bemühungen des Herrn John Booth als Kommissar des R.W.K. gelungen, die großen Exportfirmen für diesen entwicklungsfähigen Handel immer mehr zu interessieren, so daß die Tätigkeit des Komitees nach der Richtung ausgeschaltet werden kann.

Von den Entkernungsmaschinen haben sich bei der vortrefflichen Qualität der ostafrikanischen Baumwolle nur die auch in Ägypten allgemein gebräuchlichen Walzengins bewährt, die im Gegensatz zu den amerikanischen Sägegins den schönen langen Stapel der Wolle nicht zerreißen und sie bei sachgemäßer Behandlung der Walzen rein von den Kernen ablösen. Zur Beaufsichtigung der vorhandenen Walzengins hat das R.W.K. einen ägyptischen Maschinentischler angestellt, der namentlich das Schleifen der Walzen in zweckmäßiger Weise durchführt und heimische Handwerker in der Bedienung der Maschinen anlernt.

Die Baumwollsaat, die bekanntlich $\frac{2}{3}$ der auf der Plantage gewonnenen Baumwolle darstellt, ist bisher in Ostafrika wenig verwertet worden, soweit sie nicht als Saatgut in der Kolonie selbst Verwendung findet. *) Die Frachten, die für das verhältnismäßig wenig wertvolle Produkt bezahlt werden müssen, sind zu hoch, um einen nennenswerten Nutzen aus der Versendung der Kerne nach Deutschland zu lassen.

Ich meine, man sollte ähnlich wie in Nordamerika auch hier versuchen, die sehr ölhaltigen Samen in besonderen Ölmühlen zu Baumwollsaatöl zu verarbeiten und würde in dem verbleibenden Ölkuchen nicht nur ein vortreffliches Viehfutter, sondern auch ein wertvolles Düngemittel für die Baumwollfelder selbst gewinnen können.

Alles in allem wird man trotz einiger Mißerfolge, die durch Ungunst der Witterung in letzter Zeit in den nördlichen Bezirken zu verzeichnen sind, mit aller Energie auf die weitere Förderung des Baumwollbaues hinarbeiten müssen, und ich bin überzeugt, daß es an günstigen Ergebnissen nicht fehlen wird, wenn man am rechten Orte und zur rechten Zeit pflanzt und sich immer mehr freimacht von der kostspieligen und unergiebigem Handarbeit mit Negergeräten.

*) Nach den Beobachtungen in Tanga scheint die in Ostafrika gewonnene ägyptische Saat bessere Erträge zu geben als die von Ägypten eingeführte.

Kokospalmen und Ölfrüchte.

Überall in der weiten Welt, soweit die Tropensonne scheint, ist die Kokospalme an den sandigen Meeresküsten zu finden, mannigfachen Nutzen spendend und hie und da, wie auf den fernen Inseln der Südsee, oft die einzige Möglichkeit wirtschaftlichen Gedeihens gewährend. Auch die Küsten Ostafrikas sind bereits vielfach mit Kokospalmen umsäumt, und neuerdings mehren sich die Versuche, plantagenmäßig diesen wertvollen Baum zu kultivieren.

Der fortdauernd wachsende Bedarf der Kulturländer an Ölen und Fetten hat im Laufe der letzten Jahrzehnte dem wichtigsten Produkt der Kokospalme, der Kopra, ganz besondere Bedeutung verschafft, um so mehr, seit man das Öl der Kopra mit Vorliebe zur Seifenfabrikation und neuerdings auch vielfach zur Gewinnung fester fetter Säuren für Kerzenfabrikation verwendet und endlich in der Kokosbutter auch ein billiges Speisefett gefunden hat, das sich allmählich immer größerer Beliebtheit erfreut. Leider führt die deutsche Statistik erst seit dem März 1906 die Kopra besonders in den Listen des Spezialhandels auf, während sie früher mit Palmkernen und anderen tropischen Ölfrüchten zusammen verzeichnet wurde. Die Durchschnittseinfuhr Deutschlands an ölhaltigen Früchten beträgt etwa 175 Millionen

Mark, wovon 50—58 Millionen auf Palmkerne Kopro usw. entfallen, 60—80 Millionen durchschnittlich auf Leinfaat, 11—15 Millionen auf Sesam, 5—7 Millionen auf Erdnüsse. Die Palmkerne machen offenbar den weitaus größten Bruchteil von jenen 50 Millionen Mark aus, immerhin ist die Einfuhr in den 4 Monaten März—Juni 1906 für Kopro mit 143247 dz verzeichnet, während 418207 dz Palmkerne in gleicher Zeit zur Einfuhr gelangten. D.O.A. ist in den Einfuhrlisten als Lieferant von Kopro noch nicht verzeichnet, obgleich seine Ausfuhr nicht unbedeutend ist. Die amtlichen Denkschriften über Ostafrika verzeichnen folgende Ausfuhrmengen:

1899	487604 kg	im	Werte	von	Mk.	108199
1900	852703	"	"	"	"	189655
1901	2507437	"	"	"	"	557379
1902	3140960	"	"	"	"	766400
1903	3856632	"	"	"	"	804616
1904	3489581	"	"	"	"	856409.

Wenn also auch schließlich das Gesamtquantum, das ans Ausland abgegeben wird, noch immer verhältnismäßig gering ist, so ist doch in den letzten sechs Jahren ein ungewöhnlicher Aufschwung erfolgt, der trotz des Rückschlages im Jahre 1904 zu der Annahme berechtigt, daß D.O.A. in Zukunft ein beachtenswerter Lieferant auch für Kopro werden kann.

Herr Professor Boffeler (Almani) weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß die kleine Inselgruppe von Samoa etwa doppelt soviel dem Weltmarkt liefert, als das große D.O.A., und doch hat unsere ostafrikanische

Kolonie einen Küstensaum von 760 km, könnte also, wenn man nur eine Breite von 10 km mit Palmen bepflanzen wollte, 760 000 ha für Kokospalmen geeignetes Kulturland zur Verfügung stellen. Professor Bosseler nimmt deshalb an, daß „recht leicht“ 10 Millionen Palmen gepflanzt werden könnten, da man den Küstensaum nicht allzu schmal bemessen brauche und noch auf 80—90 km von der Küste entfernt, selbst in höher gelegenen Zonen vortreffliche Kokospalmen zu finden sind. Das Exempel stimmt nicht. Denn da 100 Palmen auf 1 ha gepflanzt werden, würden die 760 000 ha 76 Millionen Palmen liefern, die à 10 kg jährlich 760 000 Tonnen Kopra ergeben würden.

An solche Summen ist natürlich kaum zu denken, da nicht alles Küstenland zur Erzeugung von Palmen brauchbar ist und die Erfahrung der letzten Jahre bei Moa und Riomoni gezeigt hat, daß alle zur Sumpfbildung neigenden Küstenstriche für eine rentable Kultur nicht geeignet sind. Jedenfalls wird die Kokospalme in der Kolonie eine größere Beachtung verdienen, und sollten namentlich alle an der Meeresküste angesessenen Eingeborenen zur Anpflanzung von Kokospalmen möglichst angehalten werden,¹⁾ da sie ihnen bei der Vielgestaltigkeit der Verwendung der Erzeugnisse des Baumes von größtem Nutzen für ihre eigene Lebenshaltung sind und

¹⁾ In Samoa sind durch Gesetz von 1900 alle Eingeborenen, die brachliegendes Land besitzen, gezwungen, jährlich mindestens 50 Kokospalmen zu pflanzen. Eingeborene Pflanzungsinspektoren überwachen die Ausführung. Der Erfolg macht sich bereits in einer Steigerung der Kopraernte der Eingeborenen bemerkbar.

ihnen auch in Zeiten sonstiger Mißernte mit ziemlicher Sicherheit verkaufsfähige Produkte liefern.

Auch Europäerkulturen sind sicherlich als gut rentabel*) zu bezeichnen, wenn sie auf geeigneten Böden angelegt und verständig gepflegt und gehalten werden.

Ich habe oben in dem Kapitel über Dar es Salam bereits darauf hingewiesen, wie sich um die Hauptstadt herum der Gürtel schöner Kokospalmen immer mehr erweitert und einzelne Kleinbürger anfangen, ihre Ersparnisse in solchen Palmenschamben anzulegen. Auch bei Pangani, Bagamojo und Tanga sind große Kulturen der Küste entlang geschaffen worden, die zum Teil schon Bäume von tragfähigem Alter aufweisen und ihren Besitzern wachsende Renten in Aussicht stellen.

Man pflanzt die Palme nach den dort gemachten Erfahrungen am besten in 10 m Entfernung und rechnet, daß auf gut gerodetem Lande verständig behandelte Palmen im sechsten Jahre die ersten Blüten treiben und im siebenten Jahre Früchte liefern. Erst vom zehnten Jahre ab kann man freilich auf reichliche Ernten und vom fünfzehnten Jahre auf volle Erträge rechnen, die dann aber auch 60—70 Jahre lang mit ziemlicher Sicherheit erwartet werden können. Voraussetzung ist freilich, daß der Boden durchlässig ist und daß man durch fleißige Bearbeitung die heranwachsenden Palmen möglichst kräftigt, nachher auch durch Reinhalten der Baumscheibe von Unkraut, tierische und pflanzliche Feinde den Bäumen tunlichst fernhält.

* *) Der Pflanze Stein nennt im Tropenpflanzer 1905 Seite 190 „die Kokospalme eine der rentabelsten Pflanzen Deutsch-Ostafrikas“.

Bei Anlage der Plantage gilt es natürlich auch hier zunächst, den Busch zu schlagen und den Boden möglichst rein von Wurzeln zu roden; die Kosten dafür werden nach eigenen Erfahrungen von der Kommune Dar es Salam wie folgt berechnet:

Für 1 ha sind erforderlich:

zum Buschkappen	25 Arbeitstage
„ Brennen	10 „
„ Roden der Wurzeln	75 „
„ zweiten Brennen	10 „
	120 Arbeitstage

Für Pflanzlöcher, Auspflanzen und Beschaffung von Saatgut werden $12\frac{1}{2}$ Rp. gerechnet, während die obigen Kulturarbeiten zu einem Arbeitslohn von 14 Pesa = 28 Pf. pro Tag mit $26\frac{1}{4}$ Rp. in Rechnung gestellt sind. Da etwa 20% der angepflanzten Palmen eingehen und nachgepflanzt werden müssen, sind weitere $2\frac{1}{2}$ Rp. für diese Nacharbeit berechnet, so daß 1 ha mit 100 Bäumen bepflanzt rund 32 Rp. = 43 Mark kosten würde, ohne Generalunkosten, Beaufsichtigung usw. Dabei sind aber die Arbeitslöhne ungewöhnlich billig angesetzt. Man wird zurzeit mindestens mit dem Doppelten zu rechnen haben, so daß selbst bei dem lichten Busch, wie er in der Umgegend von Dar es Salam zu roden ist, bei heutigen Arbeitslöhnen wohl ebenfalls das Doppelte pro Hektar zu rechnen wäre. In der Nähe von Tanga, wo der Wald schwerer zu bewältigen ist, rechnet man allein auf das Roden und das Reinigen des Landes, die Anlage der Gräben usw. 75—100 Rp., also 100 bis 135 Mk., so daß inkl. aller Generalunkosten für die Anlage ein Betrag von 200 Mk. pro Hektar nicht zu hoch gerechnet sein dürfte.

Diese Unkosten lassen sich natürlich wesentlich vermindern, wenn man die breiten Streifen zwischen den Palmenreihen durch Zwischenkulturen ausnützt. Das hat hierbei den großen Vorzug, daß das Land rein gehalten und durch die regelmäßige Bearbeitung in einen für die Entwicklung der Palmen günstigen Zustand versetzt wird. Baumwolle, Mais, Sesam, Bohnen, Mohogo usw. werden vielfach zu diesen Kulturen angepflanzt und ihre Erträge sind namentlich in der Nähe der Küstenplätze zumeist derartig, daß die Kosten der Anlage und Erhaltung der Plantage bis zu ihrer Ertragsfähigkeit dadurch vollständig gedeckt werden können.

Nachher, wenn die Kronen der Palmen den Boden mehr und mehr beschatten, ist der Anbau eigentlicher Kulturgewächse wohl kaum lohnend; dann tut man gut, nahrhafte Weidegräser, namentlich Leguminosen, anzusäen, um reichliche Weide zu beschaffen, wie es auf Samoa und anderen Südseeinseln üblich ist. Solange die Palmen jung sind, muß man sie vor den weidenden Tieren behüten, die gern ihre Blätter abfressen.

Für das Reinigen des Bodens und die Zwischenkulturen begann man in der Nähe von Dar es Salam die Pflugkultur einzuführen, und sie dürfte dauernd kaum zu entbehren sein, wenn man gute und nachhaltige Erträge von der Pflanzung haben will. Da die ausgewachsenen Palmen 50—100 und mehr Kokosnüsse liefern, Durchschnittsernten von mindestens 50—60 Nüssen angenommen werden können, so ist die Rente einer gut gehaltenen Kokosplantage, namentlich bei den hohen Preisen, die jetzt für Kopra gezahlt werden, eine recht ansehnliche. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß man bei Dar es Salam, wo vielfach die Früchte direkt als

Nahrungsmittel verkauft werden können, auf einen jährlichen Reinertrag von 1 Rp. pro Baum rechnet und vielfach höhere Rente erzielt. Aber auch, wo man den Kern der Nuß zu Koprora verarbeitet, sind ähnliche Erträge sehr wohl zu erzielen. 1 Frasila (35 Pfund) Koprora kostet zurzeit in den Küstenstädten der Kolonie etwa 3 Rp. Zwei Palmen liefern jährlich, schlecht gerechnet, dieses Quantum; jede Palme bringt also einen Rohertrag von mindestens 2 Mk.*) — Die Unkosten der Unterhaltung und Ernte inkl. der Verzinsung und Amortisation des aufgewendeten Kapitals wird, reichlich berechnet, pro Baum etwa 0,70 Rp. betragen, es bliebe also danach pro Baum ein Reinertrag von etwa 1,10 Mk. übrig.

Dieser Überschuß läßt sich auf großen Plantagen meines Erachtens wesentlich steigern, wenn man sich von den vielen Kleinhändlern, die jetzt zu den obigen Preisen die Koprora aufkaufen, um sie meistens durch Segler nach Zanzibar zu fahren, unabhängig macht und direkt oder durch Vermittlung der großen Exporthäuser nach Marseille oder Hamburg verschicken wollte. Denn bei einem Preise von 3 Rp. pro Frasila kostet die Tonne inkl. Verlust durch Eintrocknen im Verschiffungshafen etwa 245—250 Mk., während gleichzeitig der Hamburger Marktpreis 360—390 Mk. betrug.

Auch müßte bei wachsender Ausdehnung der Palmenbestände die Herstellung von Kokosöl und die maschinemäßige Gewinnung der Kokosfaser, ebenso wie in Ceylon

*) Herr Stein nimmt 75 Nüsse als Durchschnittsernte an, da die Nuß — nach Semler — etwa $\frac{1}{2}$ Pfd. Koprora liefert, würde schon ein Baum eine Frasila geben können.

und anderen asiatischen Produktionsgebieten sich als rentabel erweisen. Das Projekt der D.O.A.G., in der Nähe von Pangani eine solche Ölpressen anzulegen, ist bisher nicht zur Ausführung gekommen, da man noch nicht mit Sicherheit auf das nötige Quantum Rohmaterial glaubte rechnen zu können. Mit dem zunehmenden Alter der Kulturen dürfte aber diese Schwierigkeit bald überwunden sein, denn für die damals geplante Fabrikanlage war nur ein jährlicher Verbrauch von 840 t Koprora vorgesehen, was höchstens einen Palmenbestand von etwa 84—100 000 Bäumen zur Voraussetzung hat, wenn nur Koprora gewonnen wird.

Auf der schönen Insel Mafia, die eigentlich ein einziges Palmenfeld bilden soll, sind aber heute schon wesentlich größere Bestände vorhanden und auch bei Dar es Salam und Tanga müßte man ev. unter Zuhilfenahme der Ernten der benachbarten Küstenplätze für solche Fabrikanlage jetzt schon das nötige Rohmaterial finden können.

Jedenfalls könnte die gleiche Anlage, wie das oben erwähnte Beispiel einer indischen Ölpressen bei Pangani zeigt, auch andere Ölfrüchte, namentlich Sesam, verarbeiten, wenn bisher die nötige Koprora noch nicht beschafft werden könnte.

Man hat Ostafrika in Kreisen der Kolonialfreunde ja auch sonst als Lieferanten für Ölfrüchte mancherlei Art in Aussicht genommen, und die Bemühungen der Regierung und des R.W.A. gehen von jeher darauf hin, die Eingeborenen zu veranlassen, neben ihrem Bedarf an Nahrungsmitteln auch solche Ölfrüchte, Sesam und Erdnüsse, zu erzeugen, um damit exportfähige Produkte zu schaffen. Die Anregungen sind zum Teil auf frucht-

baren Boden gefallen und es schien, als ob sich namentlich die Sesamproduktion wegen der Leichtigkeit der Kultur und der Schnellwüchsigkeit der Pflanze wachsender Beliebtheit bei den Eingeborenen erfreute. Auch die Erdnüsse sind besonders im äußersten Süden der Kolonie in verhältnismäßig großen Mengen erzeugt und ausgeführt worden, und neuerdings hat die Möglichkeit durch Vermittlung der Ugandabahn auch aus den Produktionsgebieten der großen Seen, diese Frucht auf den Weltmarkt liefern zu können, nicht unbeträchtliche Quantitäten an die Hafenplätze des Viktoria-Nyanza gelockt. Aber ehe nicht eine größere Zahl von Eisenbahnen in das volkreiche Innere des Landes vordringt, wird meines Erachtens auf eine beträchtliche Ausdehnung dieser Kulturen kaum gerechnet werden können. Denn in den küstennahen Gebieten dürften die Eingeborenen bei der wachsenden Ausdehnung der Plantagenbetriebe besser tun, Nahrungsmittel zu produzieren und ihre Arbeitskraft gegen reichlichen Lohn auf den Plantagen zu verwenden, als sich den, wie es scheint, ziemlich unsicheren Kulturen in größerem Umfange zuzuwenden. Namentlich das Gedeihen des Sesam hängt wesentlich von der rechten Zeit der Ausfaat, d. h. davon ab, ob nach der Ausfaat die nötigen Regen in erwünschter Menge eintreten. Die bisherigen Ergebnisse des Ausfuhrhandels der Kolonie sind nach den amtlichen Denkschriften folgende:

Sesam:

1899	448408 kg	im Werte von Mk.	85230
1900	885215 " "	" "	179586
1901	1585820 " "	" "	279183
1902	1343825 " "	" "	246779

1903	728929 kg im Werte von Mk.	127040
1904	2348587 " " " " "	374026

Erdnüsse:

1899	94207 kg im Werte von Mk.	15626
1900	292609 " " " " "	39873
1901	163484 " " " " "	20518
1902	223131 " " " " "	31292
1903	596274 " " " " "	107989
1904	277431 " " " " "	41826

Die Ölpalmen, die in Togo und Kamerun bekanntlich in unendlicher Ausdehnung gedeihen und in großen Mengen von Palmkernen und Palmöl gegenwärtig den Hauptteil des Ausfuhrhandels jener Kolonien liefern, scheinen in D.O.A. bisher nur vereinzelt Eingang gefunden zu haben. In den küstennahen Gebieten ist die wertvolle Palme wildwachsend wohl kaum zu finden; einzelne Exemplare aber, die man versuchsweise hier und da angepflanzt hat, haben in regenreichen Gegenden ein üppiges Gedeihen gezeigt, so daß sicherlich an manchen Stellen die Anpflanzung größerer Bestände sehr wohl möglich wäre. Ob das vorteilhaft im Plantagenbetriebe geschehen könnte, dafür liegen aber bisher keinerlei Erfahrungen vor.

Dagegen ist die Ölpalme nach den Berichten der Bezirksämter im Bezirk Urundi ganz besonders zahlreich vertreten. Nicht nur in der Nähe des Sees finden sich ganze Wälder dieser nutzbaren Palmenart, sondern sie steigt auch bis 1200 m in die Berge hinauf. Höhere Lagen verträgt sie freilich nicht. In jenem Bezirk soll die Ölpalmenkultur einen Haupterwerbszweig der Warundi darstellen und eine bedeutende Steigerung und rationellere Ausbeutung möglich sein. Da die von den dortigen

Eingeborenen gewonnenen Öle als Speisefett bei allen, die es kennen lernen, beliebt sein sollen und zurzeit im Trägertransport bis nach Tabora geliefert werden, so könnte bei späterer Fortführung der Zentralbahn sicherlich auch an eine Ausfuhr dieses Produktes von Tabora zur Küste gedacht werden.

Palmenkultur und Ölgewinnung ist aber bisher ausschließlich eine Kultur der Eingeborenen, die auch, wie in den Berichten verzeichnet ist, aus dem Palmöl eine sehr gute Seife liefern, die selbst von Europäern gern gekauft wird.

Eine Ausbreitung des Anbaues der Ölpalmen in jenen, ihnen offenbar zusagenden Gegenden wird deswegen wohl mit Recht empfohlen.

Von weiteren Ölfrüchten, deren Kultur für Deutsch-Ostafrika in Frage kommen kann, macht Prof. Zimmermann neuerdings mit Recht auf den Rizinusamen aufmerksam und hat im „Pflanzer“ Nr. 5 und 6 seine Ansichten darüber zusammengefaßt.

Daß das Rizinusöl mannigfacher Verwendung fähig ist, dürfte allgemein bekannt sein. Neben seinen medizinischen Eigenschaften wird es neuerdings in immer größerem Umfange auch als Schmiermaterial benutzt, und sollen beispielsweise die Wagen der englischen Ugandabahn ausschließlich mit diesem aus Ostindien bezogenen Material geschmiert werden. Auch zum Geschmeidigmachen von Leder und zur Seifenfabrikation wird das Öl in wachsendem Maße gebraucht, und die Nachfrage nach Samen ist offenbar eine beträchtliche. Deutschland hat nach der Statistik im Jahre



Fotospalmenfamba bei Dar es Salam.



Rokokspalmenschamba bei Dar es Salam.

1899	15631	Doppelzentner
1900	10371	"
1901	19709	"
1902	25204	"
1903	27803	"
1904	29151	"
1905	20360	"

importiert, die fast ausschließlich aus Britisch-Indien, zum geringen Teil auch aus Niederländisch-Indien bezogen werden. Da die Frachten aus Ostindien denen aus Ostafrika nicht wesentlich nachstehen können, müßte ein Export auch aus unserer deutschen Kolonie sehr wohl möglich sein.

Wer das Land bereist, wird finden, daß eigentlich überall als eines der verbreitetsten Unkräuter die Rizinusstauden emporschießen und reichliche Fruchtstände und Samen ansetzen.

In Indien wird der Rizinusanbau auch in Großkultur betrieben und scheint sich bei der vielseitigen Verwendung für das gewonnene Produkt gut zu rentieren. Aber nach den bisherigen, freilich noch nicht abgeschlossenen Versuchen des Prof. Zimmermann würde für Plantagenkultur der Anbau bisher kaum zu empfehlen sein. Jedenfalls würden dafür nach seinen Beobachtungen allein die kleinsamigen, zurzeit in Deutsch-Ostafrika wildwachsenden Varietäten in Frage kommen, die freilich mit durchschnittlich 50% Ölgehalt weniger ausgiebig sind, als ausländische großsamige Abarten, die bis 60% Öl in den Bohnen enthalten; aber die Ernte soll sehr viel leichter bei den kleinsamigen Rizinusarten sein, weil die Schalen leicht in der Sonne von selbst auffpringen. Auch ist die Qualität dieser kleinen Samen um ca. 3 Mk. pro Doppel-

zentner besser bewertet worden, so daß wohl selbstverständlich nur die in Ostafrika heimische, an Boden und Klima gewöhnte Varietät für den Anbau Berücksichtigung verdiente. Für die Neger dürfte er gewiß empfehlenswert sein und könnten sie, worauf Prof. Zimmermann mit Recht aufmerksam macht, schon allein durch das Sammeln des Samens von wildwachsenden Rizinusstauden sich nennenswerte Nebenverdienste schaffen und würden auch dem Zwischenhandel und Frachtverkehr dadurch nützlich sein können.

In der „Zeitschrift für Kolonial-Politik, Kolonial-Recht und Kolonial-Wirtschaft“ 1906, Seite 45 ff. macht Herr Woldemar Schüze-Hamburg mit vollem Recht darauf aufmerksam, daß die großen Mengen von Ölsaaten, die Deutschland zurzeit allein aus Britisch-Ostindien beziehen muß, was die Frachtverhältnisse anlangt, sicherlich ebensogut aus Deutsch-Ostafrika bezogen werden könnten, und daß man deswegen den Versuch nicht scheuen sollte, bei wachsender Intensität der Besiedelung auch auf den Anbau solcher Ölpflanzen immer mehr Gewicht zu legen. Um welche Summen es sich dabei handelt, kann leicht aus der folgenden kleinen Tabelle ersehen werden. Danach bezog Deutschland aus Britisch-Ostindien an

	Mohn	Raps	Senf	Leinsaat
1895	134050 dz	501479 dz	6977 dz	490475 dz
1900	248382 "	623729 "	—	804048 "
1905	300982 "	698907 "	8331 "	1103012 "

Daß es der Mühe wert wäre, bei wachsender Ausdehnung der Verkehrswege auch die Deckung dieses gewaltigen Bedarfes des eigenen Landes, der im Jahre 1905 einen Wert von nicht weniger als $96\frac{3}{4}$ Millionen Mark repräsentierte, auf heimischem Kolonialboden zu erzielen,

ist wohl selbstverständlich, und vorbereitende Versuche nach der Richtung sollten auch vom Biologisch-Landwirtschaftlichen Institut in größerem Umfange rechtzeitig veranstaltet oder veranlaßt werden.

Über die Einführung des Mohnbaues hat Dr. R. Braun-Almani bereits eine sehr gründliche Studie im „Pflanzer“ 1905, Nr. 11 und 12, veröffentlicht, die eine Fülle von praktischen Ratschlägen enthält, nach denen eventl. die Kultur begonnen werden könnte.

Ich führe all diese Versuche nur deswegen an, um den vielfach verbreiteten Irrtum zu bekämpfen, als ob in unseren Kolonien nur eigentliche „Kolonialwaren“, wohl gar nur Kaffee, Tee, Kakao und Zucker kultiviert werden könnten. Sobald die Transportgelegenheiten günstiger sind, dürften gerade diese, nur eine kurze Vegetationszeit in Anspruch nehmenden Ölpflanzen unter Ausnutzung der in der Regenzeit dem Boden zugeführten Feuchtigkeit auf weiten Gebieten vorteilhaft kultiviert werden können, die von oberflächlichen Beobachtern so vielfach als trostlose, sonnenverbrannte Steppe bezeichnet werden.

Zuckerrohr- und Zuckersfabrikation.

Daß das Zuckerrohr in der Kolonie Deutsch-Ostafrika eigentlich allenthalben gedeiht, wo feuchte Niederungen vorhanden sind, scheint mir nach meinen bisherigen Beobachtungen sicher zu sein. Ich habe aber auch, wie ich oben bereits erwähnte, in West-Ufambara, noch in Höhenlagen bis zu 2000 m Zuckerrohr in geschlossenen Beständen, wenn auch in kleinen Feldern, gefunden, und der Neger kaut eigentlich überall Zuckerrohr, ernährt zum Teil sich und die Seinigen mit dem süßen Saft.

Am Rufiji sind, wie ich gleichfalls schon erwähnte, in größerer Zahl selbständige, kleine Zuckermühlen vorhanden; auch im Tangabezirk sprach ich bereits von der Zuckerrohrpflanzung des Herrn Schaessch, der sie neben seiner Kautschukkultur aufrecht erhält. Die fruchtbaren Ebenen am Unterlauf des Pangani sind seit langen Zeiten bekannt als Lieferanten für große Mengen von Zuckerrohr; die Araber haben dort in großem Umfange Rohr gebaut und Rohrmühlen angelegt und betreiben noch heute die Herstellung eines braunen Zuckers z. T. in ähnlich primitiver Weise, wie ich sie am Rufiji geschildert habe. In den regenreichen Niederungen an den Binnenseen ist das Zuckerrohr überall als Volkskultur in großem Umfange bekannt.

Es ist daher erklärlich, daß man in Deutsch-Ostafrika

versuchte, eine Zuckerindustrie nach modernem Muster einzurichten, wie sie auf den der Küste nicht allzu fern gelegenen Inseln Réunion, Mauritius zum Teil auch auf Madagaskar seit längerer Zeit bestehen. Die Verhältnisse schienen am Pangani ganz besonders günstige zu sein, weil der schöne Strom eine verhältnismäßig leichte Beförderung des Rohres zur Fabrik und des fertigen Produktes zu dem benachbarten Hafenplaz, eventl. nach Zanzibar und Südafrika ermöglichte, und weil den Flußlauf entlang bereits ausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen bestanden, die man nur der modernen Zentrale dienstbar machen brauchte, um durch rationelle Verarbeitung des vorhandenen Rohstoffes eine gewinnbringende Kultur zu ermöglichen.

So entstand bereits im Jahre 1897 der Plan, am Pangani als Ersatz der veralteten, leistungsunfähigen Arabermühlen, eine moderne Zuckerfabrik unter europäischer Leitung zu begründen, und das erste industrielle Unternehmen auf deutsch-ostafrikanischem Boden, oder gar in unseren deutschen Kolonien, ist die von der Pangani-gesellschaft erbaute Zuckerfabrik, deren ich gleichfalls bereits früher Erwähnung getan habe.

Leider ist dies erste, mit verhältnismäßig großem Kapitalaufwand gegründete Industrieunternehmen schnell zugrunde gegangen, so daß die Gesellschafter ihr Kapital völlig verloren haben. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die Geschichte dieser ersten deutsch-kolonialen Industrieunternehmung einmal aktenmäßig zu verfolgen und der Öffentlichkeit zu übergeben, um zu zeigen, was für eine Fülle von Fehlern dabei gemacht ist, deren Kenntnis vielleicht dazu beitragen würde, in anderen Fällen die gleichen Torheiten zu vermeiden. Selbstverständlich kann

es meine Aufgabe nicht sein, in diesen Betrachtungen eine solche Geschichte zu schreiben; aber ich möchte es nicht unterlassen, auf Grund der mir von beteiligter Seite gewordenen Informationen wenigstens einige Gesichtspunkte hervorzuheben, die den bedauerlichen Mißerfolg zu erklären imstande sind.

Zunächst möchte ich hervorheben, daß es nicht die inneren wirtschaftlichen Verhältnisse waren, die ein Mißlingen zur Folge hatten, sondern daß die Grundlagen, auf denen seinerzeit das Projekt von Herrn Dr. Meinecke und Herrn Bartsch aufgebaut war, durchaus gesunde sind, auf denen sich auch jetzt noch ein rentables Unternehmen aufbauen ließe. Die Fluszniederungen sind zur Kultur eines guten, zuckerreichen Rohres wohl geeignet. Nach den sorgsamem Vermessungen des Herrn Landmessers Kayser ist noch wesentlich mehr Areal vorhanden, das zum Anbau von Zuckerrohr geeignet ist, als man bei Begründung des Unternehmens glaubte voraussetzen zu sollen. Trotz sinkender Weltmarktpreise ließe sich für den ostafrikanischen Markt sehr wohl mit Vorteil Zucker in dortiger Gegend produzieren, und die Absatzmöglichkeit für relativ große Quantitäten dürfte unbestreitbar sein. Hätte die Gesellschaft über die nötigen Mittel verfügt, oder vielmehr ihr Geld nicht vorzeitig an falscher Stelle verausgabt, so würden die Schwierigkeiten der neuen Gründung sicherlich überwunden worden sein. Aber die Fehler, die gleich im Anfang gemacht wurden, hatten das Kapital in Deutschland so eingeschüchtert, daß schließlich die Unmöglichkeit, neue Geldmittel zu beschaffen, den Zusammenbruch herbeiführte.

Die Araber, die in dortiger Gegend ihre Zuckerrohrschamben seit langer Zeit betreiben, und zum Teil in recht

beträchtlichem Umfange mit ihren Sklaven die einfachen Zuckermühlen in Bewegung halten, waren an sich gern geneigt, ihr Zuckerrohr zu mäßigen Preisen an die Zuckerfabrik abzugeben, weil sie dabei immer noch mehr herauswirtschafteten, als wenn sie in ihrer veralteten, unrentablen Arbeitsweise mit faulen, lässigen Sklaven aus dem Zuckerrohr erst konsumfähige Ware herstellten. Sie wären als Rohrbauer auch zu erziehen gewesen, und wenn die Fabrikleitung ihre Aufgabe darin erkannt hätte, ihnen bessere Unbaumethoden zu lehren, ihnen vor allen Dingen gutes zuckerreiches Pflanzrohr aus Mauritius oder Réunion zu beschaffen, so würden sie als Lieferanten für Zuckerrohr mindestens ebenso zuverlässig gewesen sein, wie die meisten Rohrplanzer in anderen tropischen Kolonien. Außerdem lag die Möglichkeit für die Fabrik vor, auf eigenen, sehr geeigneten Ländereien selbst einen großen Teil des erforderlichen Rohstoffes zu produzieren und dadurch sich unabhängig von den arabischen und indischen Landbesitzern zu machen.

Nach den mir zugänglichen Berichten scheinen aber die Leiter des Unternehmens in Deutsch-Ostafrika auf diese wichtigste Grundlage zum Gedeihen der Fabrik am wenigsten Gewicht gelegt zu haben, so daß sie schließlich wenig Rohr von nicht hervorragender Qualität zu teureren Preisen bekamen und nicht imstande waren, daraus gute Resultate zu erzielen. Schwere Mißgriffe in der Wahl der leitenden Persönlichkeiten haben vor allem dazu beigetragen, das Vertrauen zu erschüttern. Nicht weniger als 3½ Jahre verstrichen von der Zeit ab, wo die in Deutschland gekauften Maschinen und Konstruktionsteile für die Fabrik mit einem eigenen Segler nach Pangani hinausgesandt wurden, bis zu dem Moment, wo man

endlich die Maschinerie soweit aufgestellt hatte, daß man eine kleine Versuchskampagne beginnen konnte. Der Segler, der die schweren Maschinen brachte, unterließ es, wie es ortskundige Leute rieten, seine Ladung vor dem Passieren der Barre zu löschen, sondern versuchte in das Flußbett einzudringen und strandete auf der Barre, so daß es ungewöhnliche Schwierigkeiten und Kosten verursachte, von dem im Fluß liegenden Wrack die schweren Maschinenteile zu bergen und glücklich an Ort und Stelle zu bringen. Viele Monate gingen darüber hin, große Summen wurden verausgabt, weil die angestellten Direktoren nach dem eigenen Urteil der Verwaltung sich als unfähig erwiesen, die schwierige Aufgabe durchzuführen. Uneinigkeit und gegenseitiges Mißtrauen unter den Beamten haben dann weiter dahin geführt, viel unnützes Geld auszugeben, weil niemand recht wußte, nach welchem Plane gearbeitet werden sollte. Als dann nach einem Wechsel der Beamten tüchtige, kaufmännische und technisch vorgebildete Elemente hinaus kamen, wurde freilich besser gearbeitet; aber auch diese beiden Beamten hatten den Nachteil, daß sie niemals vorher Zuckerrohr gesehen hatten und deswegen erst Erfahrungen sammeln mußten, die gleichfalls der Gesellschaft manches Stück Geld kosteten.

Außerdem war die Fabrik an ungeeigneter Stelle zu massiv und kostspielig erbaut, die Fabrikeinrichtungen selber waren zum Teil nicht mit dem nötigen Sachverständnis zusammengestellt, die Dampfkessel, für Braunkohlen eingerichtet, nicht imstande, die Bagasse, das ausgepresste Zuckerrohr, wie in anderen tropischen Zuckerfabriken allein oder wenigstens hauptsächlich als Brennmaterial zu verarbeiten, die Rohrmühlen waren nicht stark genug, lieferten nur 60 % Saft, die Saftreinigung

entsprach nicht den Anforderungen einer Rohrzuckerfabrik, viel Brennholz ward erforderlich, war aber nicht rechtzeitig beschafft und dergleichen mehr. Vor allem hatte man sich verleiten lassen, bei den damals sinkenden Zuckerpreisen auf die Rumfabrikation Gewicht zu legen, ohne daran zu denken, daß gerade zur Herstellung von feinem Qualitätsrum, der allein einen guten Preis erzielen kann, Fachmänner ersten Ranges erforderlich sind, über die man nicht verfügen konnte.

So wurden in der ersten Kampagne aus 66494 Ztr. Rohr nur 2482 Ztr. Zucker und 71000 l Rum produziert. Der Zucker, von dem man also den lächerlich geringen Ertrag von nur 4% aus dem Rohmaterial herausgezogen hatte, war gut; der Rum, den man in größeren Mengen hergestellt hatte, war schlecht und kaum zu verwerten. Die Kampagne brachte, was selbstverständlich war, Verlust und die Geldmittel der Gesellschaft waren längst erschöpft, die Gesellschafter nicht geneigt, auf das Aktienkapital von 800000 Mk. die vorgeschlagenen 20% Nachzahlung zu leisten. Ein Darlehn aus der Wohlfahrtslotterie von 100000 Mk. half zwar weiter, aber auch die zweite Kampagne, die am 4. September 1902 begann und am 31. Dezember endete, brachte kaum bessere Ergebnisse. Man hatte 140000 Ztr. Rohr verarbeitet und 7892 Ztr. Zucker = 5,6% gewonnen, daneben 40000 l Rum. Ein Fortschritt war unter allen Umständen zu konstatieren, und die damalige Leitung gab sich alle Mühe, die Fehler der Vergangenheit wieder auszugleichen.

Aber obgleich der Zucker zu guten Preisen gern gekauft wurde, war das Endergebnis der Kampagne doch ein Verlust von etwa 50000 Mk., weil die Qualität des Rums wieder nicht genügend war, schlechte Preise erzielt

wurden, und die Ware kaum abzusetzen war. Wenn man das Geschäftsjahr, also die nach Schluß der Kampagne weiterlaufenden Unkosten und Zinsen in Rechnung zog, so schloß es mit einem Gesamtverlust von etwa 100000 Mk. ab, so daß man sich in Berlin entschließen mußte, die Liquidation zu beantragen. Das war bedauerlich, weil man jetzt endlich über die ersten Kinderkrankheiten hinweg war und wußte, worauf es ankam, was man tun, was man hätte unterlassen sollen. Aber zur Beseitigung der erwähnten Fehler fehlte das Geld und an diesem Mangel an Kapital scheiterte das Ganze.

Die technischen und wirtschaftlichen Fehler, die man nunmehr in den Berichten offen zugab, hätten sich vermeiden lassen können. Durch Anbahnung eines vernünftigen Verhältnisses zu den Arabern hätte man von ihnen größere Mengen von Rohr erhalten, durch Verbesserung der Quaianlagen und Regelung des Rohrtransportes leichte Abnahme des Rohstoffes erreichen, viel Verdruß ersparen können. Durch Anlage eigener Rohrfelder konnte man belehrend auf die eingeborene Bevölkerung einwirken, gutes Saatrohr ihnen zur Verfügung stellen, und durch größeren Betrieb wären die Generalunkosten und die teure Verwaltung der selbständigen Gesellschaft leichter zu ertragen gewesen.

Ich habe oben schon erwähnt, daß die seit dem Jahre 1902 stillliegende Fabrik mit allen Maschinen, Apparaten und Gebäuden vor kurzem aus der Liquidationsmasse von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erworben sei und daß sie die Absicht habe, den Betrieb wieder aufzunehmen, daß ihr auch tüchtige, in der tropischen Zuckerkultur erfahrene Berater zur Seite stehen, welche die Sicherheit dafür bieten würden, daß die feiner-

zeit gemachten Fehler in Zukunft vermieden werden würden.

Die Araber, die seit dem Stillstand der Fabrik ihre alten Zuckermühlen wieder in Betrieb setzen mußten, haben sich gern bereit erklärt, sich wieder als Rohrlieferanten an der Fabrik zu beteiligen. Man müßte ihnen selbstverständlich gewisse Garantien dafür geben, daß sie nicht wieder nach kurzer Zeit gezwungen würden, ihre stillgelegten Mühleneinrichtungen hervorzusuchen und selbst zu arbeiten. Sie sind seitdem wirtschaftlich nicht stärker geworden, sondern wie ich höre, immer mehr bei den Indern verschuldet. Die Zahl ihrer Sklaven vermindert sich, und sie würden froh sein, wenn sie den kostspieligen Betrieb der eigenen Rohrmühlen los werden und von einem gewissenhaften, europäischen Unternehmer regelmäßig ihr Geld für ihre Ernte, eventl. Vorschüsse, zu angemessenem Zinsfuß erhielten. Mit ihren Sklaven, deren es dort noch ca. 500 geben soll, werden sie freilich auf die Dauer nicht rechnen können; denn jeder Kenner stellt sie als ein faules, unzuverlässiges Gesindel dar, das durch die humanitären Bestrebungen der Regierung erst recht auffällig geworden ist, nur 4 Tage in der Woche arbeitet, und auch dann glaubt, mit 5—6 stündiger Tätigkeit mehr als genug geleistet zu haben.

Die Arbeiterfrage könnte also gewisse Schwierigkeiten bieten, doch wird man letztere nicht überschätzen dürfen, da eventl. die Sklaven, die nach heutigem Preise für 30 Rp. freigekauft werden können, als freie Arbeiter mit der Verpflichtung, das vorgestreckte Freikaufsgeld abzarbeiten, allmählich an bessere Arbeitsleistungen gewöhnt werden könnten.

Wenn man in der Fabrikation dann auf die Herstellung von Rum verzichtet und lieber die Nachprodukte zu dem von der Negerbevölkerung mit Vorliebe genossenen gelben Zucker verarbeitet, so zweifle ich nicht an der Möglichkeit einer angemessenen Verzinsung des angelegten Kapitals. Daß die vorhandenen Kesselanlagen und Gebäude außerhalb der Campagne vielleicht zum Betriebe einer Ölpresse vorteilhaft verwendet werden könnten, habe ich gleichfalls oben bereits angedeutet.

Im übrigen scheint mir bei der gegenwärtigen Konjunktur für den Zucker auf dem Weltmarkte die Anlage neuer großer Zuckerfabriken in Deutsch-Ostafrika nicht empfehlenswert zu sein; denn bei der zur Zeit herrschenden Überproduktion und den sinkenden Preisen auf dem Weltmarkt dürften alle anderen tropischen Unternehmungen viel gewinnverheißender sein, als sie, die gezwungen wären, große Kapitalien in die Anlage solcher Betriebe hineinzustecken und vor allen Dingen erst Kulturversuche zu machen hätten, deren Ergebnis bei der Unkenntnis der klimatischen Verhältnisse vieler Landstriche immerhin zweifelhaft sein würde. Die großartigen Erfolge, die zurzeit die Zuckerfabrikation in Portugisisch-Ostafrika erzielt, dürften an diesem Urteil vorläufig nichts ändern, denn einmal sind dort am Sambesi die Arbeitslöhne ganz ungewöhnlich niedrige, sodann sichert die Zollpolitik des Mutterlandes, die dem Sambesizucker Zollvergünstigungen in ungewöhnlicher Höhe*) gewährt, den dortigen

*) Den afrikanischen Kolonien ist ein Zollnachlaß von 50% zugesichert worden, und da der Zoll für Raffinade 80,6 Fr. pro dz, für anderen Zucker 67 Fr. beträgt, so sind die Steuernachlässe fast doppelt so hoch als der Zuckerpreis heute auf dem Weltmarkte beträgt.

Fabriken auch bei niedrigen Weltmarktpreisen ungewöhnliche hohe Renten. Wir Deutsche haben uns aber zu einer derartig differenziellen Behandlung unserer Kolonialprodukte bisher nicht entschließen können.

Kleine Zuckermühlen, die im Nebenbetriebe vielleicht im Anschluß an bestehende Kraftanlagen auf einfache Weise zum Verbrauch der Negerbevölkerung gelben Zucker und Speisefirup herstellen und dadurch feuchte, für Zuckerrohr geeignete Niederungen zweckmäßig ausnutzen könnten, dürften dagegen namentlich im Innern des Landes wohl zu empfehlen sein, denn Absatz und Preise für solche Süßigkeiten sind gut.

Waldkulturen.

Das ständige Anwachsen der Bevölkerung in den großen Kulturstaaten Europas bedingt selbstverständlich ein langsames Zurückdrängen der Waldbestände zugunsten eines intensiveren Acker- und Gartenbaues. Die Folge ist naturgemäß, daß gute Edelhölzer immer seltener auf eigenem Boden produziert werden können, und Holz-mangel sich geltend macht, wenn auch für das weniger wertvolle Brennholz durch die wachsende Verwendung von Kohlen und für Bauholz durch Eisenkonstruktionen ein geringerer Bedarf zutage tritt.

Die Preise für gute Nuthölzer, namentlich für brauchbare Edelhölzer, sind deswegen nicht bloß in Deutschland, sondern in den übrigen Kulturzentren Europas in ständigem Steigen begriffen. Amerika, das eine Zeitlang durch rücksichtslose Waldverwüstung den Bedarf deckte, aber seine scheinbar unerschöpflichen Urwaldbestände stark gelichtet hat, wird in Zukunft weit weniger lieferungsfähig sein, als es bisher gewesen ist, und für feine Möbelhölzer ist die Industrie deswegen in wachsendem Maße auf tropische Lieferungsgebiete angewiesen. Gerade der deutsche Markt ist für derartige

Edelhölzer besonders aufnahmefähig*) und es ist erklärlich, daß man in den Kreisen der Holzinteressenten sein Augenmerk auf die eigenen Kolonien richtet, um von dort her Ersatz zu schaffen für die immer schwerer zu erhaltenden ausländischen Hölzer.

Auffallenderweise hat man bisher selbst in Kreisen der Kolonialfreunde dabei wenig an Deutsch-Ostafrika gedacht, da die Vorstellung noch immer viel verbreitet ist, daß der größte Teil dieser Kolonie heißer Steppenhoden sei, der wohl von lichten Dornbüschen durchsetzt wäre, aber keine brauchbaren Nutz- und Bauhölzer zu liefern imstande wäre. Soweit es sich um die den Hafentplätzen nahe gelegenen Gebiete handelt, war solches Urteil auch vielfach berechtigt; fernegelegene Gebiete konnte man aber bei dem Mangel an geeigneten Verkehrsstraßen für den Export schwerer Waldbäume kaum ins Auge fassen.

Allmählich beginnen sich die Anschauungen zu wandeln. Die schönen Urwälder in der Nähe der Kaffeepflanzungen Ost-Ufambaras sind durch die Literatur bekannt geworden, und das Vorrücken der Eisenbahn bis an den Fuß der West-Ufambaraberge hat die Blicke auch auf jene Gebirgsgegenden gelenkt, deren Waldbestände bisher für eine Verwertung nicht in Frage kommen

*) Die Einfuhr betrug nach der Reichsstatistik:

	1903	1904	1905
Nutzholz von Buchsbaum	328 367 dz	433 399 dz	386 019 dz
Mahagoni usw. roh .	7 591 000 M.	9 915 000 M.	9 061 000 M.
do. gefägt .	3 675 dz	3 738 dz	4 362 dz
	120 000 M.	105 000 M.	122 000 M.
Zedernholz, geschnitten .	28 618 dz	22 805 dz	25 434 dz
	1 781 000 M.	1 553 000 M.	1 732 000 M.

konnten. Bei dem Projekt des Bahnbaues nach Morogoro und eventl. darüber hinaus wird gleichfalls mehr und mehr der Bestand an nutzbaren Hölzern in der Nähe der Schienenstraße mit in Rechnung gezogen, und das Kaiserliche Gouvernement hat in den letzten Jahren in der richtigen Erkenntnis, daß in den noch vorhandenen Urwaldbeständen, in den Gebirgen des Innenlandes wie in den Flußniederungen der Küstenregionen große Werte der Ausbeutung harren, daß auf der anderen Seite die rücksichtslose Waldverwüstung durch die Eingeborenen diesen Beständen immer größere Gefahren bringt, einer verständigen Pflege der Waldbestände wachsende Aufmerksamkeit geschenkt. Seit kurzer Zeit sind tüchtige Forstbeamte auch bei der Zentralverwaltung in Dar es Salam tätig, um von hier aus die Waldkulturen zu leiten und vor allen Dingen einen verständigen Waldschutz durchzuführen.

Auf die Verordnungen, die seitdem zur Erhaltung der Wälder und zum Schutze derselben gegen unverständiges Wildbrennen der Eingeborenen erlassen sind, will ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen, sondern nur die Aufmerksamkeit kurz auf die eigentlich wirtschaftliche Kulturarbeit der Forstverwaltung lenken.

Man hat zunächst möglichst große Waldreservate in denjenigen Gebieten geschaffen, in denen die Verwaltungstätigkeit der Regierung bereits soweit vorgeschritten ist, daß ein wirklicher Schutz diesen „kaiserlichen Forsten“ zuteil werden kann. Nach den der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung beigefügten amtlichen Publikationen über Waldreservate sind in den letzten Jahren namentlich in den Bezirken Dar es Salam, Wilhelmsthal, Morogoro und Moschi nahezu 60000 ha als Wald-

reservate erklärt. Dabei sind die großen Forstbezirke im Rufiyital, sowie die neuerdings in staatliche Verwaltung genommenen großen Waldungen im Schume- und Schagai-lande noch nicht einmal mitgerechnet, so daß im ganzen zurzeit wohl mindestens die doppelte Fläche als Waldreservat der rücksichtslosen Ausbeutung entzogen ist. Diese Tätigkeit wird natürlich mit dem Vordringen der Kultur immer weiter ausgedehnt werden müssen, denn im Innern befinden sich nach den vorläufigen Untersuchungen der Forstbeamten große, zusammenhängende Waldkomplexe, in denen tatsächlich erstklassige, tropische Bauhölzer, vorzügliche Möbel- und Zierhölzer von hervorragender Schönheit nach sachverständigem Urteil vorhanden sind. Sobald wie möglich wird man deswegen diese Distrikte zu Kronland erklären und als Waldreservat vor den Angriffen durch Private sicherstellen müssen.

Selbstverständlich kann es dabei nicht die Aufgabe der Regierung sein, jeden einigermaßen brauchbaren Wald als Staatswald zu erklären und damit jede private Konkurrenz ausschließen zu wollen. Im Gegenteil wird man denen, die bisher ihre Besitzrechte auch auf solche Waldungen ausdehnen konnten, sie selbstverständlich belassen und höchstens ihrer Verwertung im Sinne rationalen Forstbetriebes Vorschub leisten müssen.

Wenn man den Eisenbahnen, die in das Land vordringen, die anliegenden Ländereien zur Verfügung stellt, sollte man ihnen dabei gute, wertvolle Waldbestände gewiß nicht vorenthalten, sondern umgekehrt versuchen, ihnen solche Waldungen in größerem Umfange zu überlassen, wenn sie sich verpflichten, nach forstmäßigen Grundsätzen Bewirtschaftung und Aberntung vorzunehmen.

Je eher sie auf diese Weise große Mengen exportfähiger Frachtgüter bekommen, um so vorteilhafter wird es für die Eisenbahnen und auch für den Kolonialfiskus sein.

Auch wird man die Waldreservate selbstverständlich nicht für alle Zeiten dem Staate zur alleinigen Nutzung vorbehalten dürfen, sondern unter der Garantie sachgemäßer Verwertung und eventl. Wiederaufforstung auch an Private größere Waldkomplexe übertragen können und müssen.

Wie groß der Waldreichtum nach sachverständigem Urteil in den küstennahen und dem Verkehre schon jetzt zugänglichen Gebieten ist, dafür dürfte eine Schätzung des obersten Beamten der kolonialen Forstverwaltung wohl nicht ohne Interesse sein. Er schätzt in einer, der Kolonialabteilung vorgelegten Denkschrift

die Mangrovenwäldungen längs der Küste auf etwa 40 000 ha,

die Wäldungen im Bereiche der Usambarabahn auf etwa 20 000 ha Zedern, 30 000 ha Podokarpus und 40 000 ha gemischten Laubwald, die Gebirgswälder im Bereiche des Ruwusflusses bzw. der verlängerten Usambarabahn auf etwa 35 000 ha,

die gemischten Laubholzbestände am Rufiji und Ulanga auf 10 000 ha,

die Waldkomplexe in der Küstennähe der Südbezirke Kilwa und Lindi auf etwa 25 000 ha,

die Wäldungen im Seengebiet, am Unterlauf des Rangerea auf etwa 25 000 ha,

endlich die Wäldungen in Usagara, Ukami und Nguru, soweit sie nach Fertigstellung der Bahn Morogoro nutzbar werden, auf 25 000 ha,

so daß danach schätzungsweise ein Vorrat von mindestens

250 000 ha geschlossenen, verwertbaren Hochwaldes in diesen, dem Verkehr schon jetzt oder baldigst zugänglichen Gebieten vorhanden ist, wobei alle unregelmäßigen Busch- und Baumbestände nicht mitgerechnet sind, die in einem Küstensaum von etwa 50 km landeinwärts von der Küste auf 1—2 Millionen ha geschätzt werden könnten.

Das Gutachten erklärt vom forstlichen Standpunkt aus alle diese Urwälder zumeist als hiebreif, so daß eine Verschiebung der Ausnutzung auf spätere Zeiten einen Verlust an Landesvermögen darstellt. Selbst wenn man berücksichtigt, daß in diesen gemischten Urwäldern viele schlanke und schöne Stämme vorhanden sind, die sich schließlich als minder wertvoll in der Qualität erweisen und nur ein Bruchteil der vorhandenen „Urwaldriesen“ als hochwertiges Edelholz bezeichnet werden kann, so handelte es sich immer in diesen in Frage kommenden Waldregionen um Bestände von Millionen von Festmetern, deren Wert für die Volkswirtschaft ganz besonders hoch veranschlagt werden kann. Bei Beginn der Nutzung würden selbstverständlich die abgeholzten Flächen nur mit den besten Hölzern wieder aufgeforstet werden und dürften also schon in naher Zukunft bei der Schnellwüchsigkeit der meisten Nuthölzer sehr viel wertvollere Bestände den heutigen Holzvorrat ersetzen.

Die Höhen des Paregebirges, wie der gewaltige Urwaldgürtel am Kilimandscharo und Meruberge, die geschlossenen Waldungen in den Uugurubergen, in dem unvergleichlich schönen Livingstonegebirge, sowie die ausgedehnten Waldflächen im Westen des Viktoria-Nyanza bieten außerdem für die Zukunft Reservefonds von unschätzbarem Werte, und es gilt nur, rechtzeitig dafür zu sorgen, daß diese Schätze nicht durch unverständige Ein-

geborenenkulturen verloren gehen und dadurch gleichzeitig der klimatische Charakter jener Landstriche ungünstig beeinflusst wird.

Daß das nicht alles Zukunftsmusik ist, darauf habe ich oben bei Schilderung meiner Ausflüge an den Rufiji, in den Schumewald und nach West-Ufambara bereits mehrfach aufmerksam gemacht und die Etats der Forstverwaltung werden, nachdem feste Kontrakte über die Nutzung der Zedernbestände des Schumewaldes geschlossen sind usw., in den nächsten Jahren schnell steigende Einnahmeposten aufweisen.

Daß auch die privaten Waldbesitzer im Ufambaralande immer mehr an die Nutzung ihrer Waldbestände herantreten, habe ich gleichfalls schon hervorgehoben. Die Sigi-Exportgesellschaft, die mit ihrer Kleinbahn bis an den Fuß der Versuchsplantage von Umani direkt in die besten Waldgebiete jenes Gebirgslandes eindringt, dürfte in allernächster Zeit betriebsfähig sein und dann mit dem Export der Erzeugnisse ihrer Schneidemühlen und Holzbearbeitungsanstalten beginnen.

Anderer Plantagen folgen diesem Beispiel, so daß für die nächsten Jahre Holz in den Ausfuhrlisten der Kolonie mit Sicherheit einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Aber die Tätigkeit der Kaiserlichen Forstverwaltung ist natürlich nicht abgeschlossen mit dem einfachen Okkupieren dessen, was noch von einer ausgedehnten Urwaldvegetation mehr oder weniger unversehrt vorhanden ist; sie macht es sich vielmehr hauptsächlich zur Pflicht, zu einer verständigen Waldkultur die Anregung zu geben und den Waldbestand des Landes, namentlich da zu

mehren, wo ein Mangel desselben auch aus klimatischen Gründen nachteilig wirkt.

Der „Sachsenwald“, der, etwa 10 km von der Hauptstadt Dar es Salam entfernt, jetzt von der neu errichteten Bahn nach Morogoro durchschnitten wird, bildet ein unvergleichliches Versuchsobjekt, um zu erforschen, ob aus dem kümmerlichen Busch- und Steppenwald, der jetzt nur als Hindernis der Kultur betrachtet und mit Art und Feuer vernichtet wird, durch Pflege und Kultur nicht bald ein nutzbringender Forst geschaffen werden kann. Das Charakteristische des in den sogenannten Steppen Ostafrikas weit verbreiteten, lichten Dornbuschwaldes ist ja, daß er jährlich mindestens einmal von den Wildfeuern durchlaufen wird, welche die Eingeborenen in der grasreichen Steppe anlegen, um das oft mehrere Meter hoch gewachsene, im Stadium der Reife schließlich verdorrte Gras zu vernichten und dann in dem schnell aufsprießenden, jungen Grün reichliche Nahrung für ihre weidenden Viehherden zu finden oder Ackerland freizubekommen, das, von der Asche gedüngt, von Unkraut und tierischen Feinden durch die Glut möglichst gereinigt, eine vorübergehende Verwertung des Bodens zur Ackerkultur ermöglicht.

Diese Präriebrände, die am Schluß der Trockenzeit überall ihre gewaltigen Feuer- und Rauchsäulen zum Himmel emporsenden, machen natürlich nicht Halt vor dem dichter werdenden Dornbusch, sondern durchlaufen, wo der Wald nicht allzu dicht und allzu üppig wächst, auch diesen lichten Buschwald, alle jungen Keime vernichtend und nur die harten knorrigen Dornbüsche verschonend, die mit ihrem dürftigen Blattwuchs dem Feuer Widerstand leisten. So findet man in dieser, dünn mit

Bäumen mancherlei Art besetzten Buschsteppe selten große, schöne, schlankte Bäume in dichterem Bestande, wenn auch manches wertvolle, kernige Nuzholz zwischen den kurzen, gekrümmten Stämmen vorhanden ist und gute Brennholzer und Bauholzer für die Hütten der Eingeborenen in ausreichender Menge zu finden sind.

Hier galt es zu erforschen, ob es möglich wäre, durch Fernhalten der Waldbrände die krüppelhaften Dornbäume zu schlankerem Wuchs zu veranlassen und dichtes Unterholz mit edleren Holzarten zu schaffen durch einfachen Schutz des Waldes. Soweit die erst wenige Jahre alten Versuche erkennen lassen, scheinen sie einen vollen Erfolg darzustellen. Jener Sachsenwald, der durch breite Schonstreifen gegen das Feuer geschützt ist, hat sich in den wenigen Jahren dieses Schutzes bereits völlig umgestaltet, hat dichtes Unterholz gewonnen, und mancher wertvolle Stamm schießt bereits aus dem Gewirr des minderwertigen Buschwerkes empor. Sache der Forstmänner ist es, hier durch Aussaaten und Stecklinge nachzuhelfen, um dadurch eine weitere Veredelung der Holzbestände herbeizuführen.

Wahrlich ein weites, aber lohnendes Feld der Tätigkeit, das für die Zukunft aus wertlosen Steppengegenden wertvollste Waldbestände in verhältnismäßig kurzer Zeit schaffen kann und dadurch sicherlich auch mildernd auf die klimatischen Gegensätze in den waldärmeren Gebieten der Kolonie einwirken wird.

Endlich hat aber die Forstverwaltung es sich auch zur Aufgabe gestellt, fremde Holzarten, die einen hohen Handelswert besitzen, auf afrikanischen Boden zu verpflanzen und hier zu kultivieren. Die edlen Teakholzer, deren harzreicher Kern bekanntlich zur Be-

plankung unserer Seeschiffe kaum zu entbehren ist und deswegen immer teurer bezahlt wird, sind nach Ostafrika eingeführt. In der Nähe von Mohoro hat die Forstverwaltung unter der Leitung des dortigen, aus der höheren Forstkarriere hervorgegangenen Bezirksamtmanns bereits größere Flächen mit Teakhölzern bepflanzt, die nach wenigen Jahren bereits eine stattliche Höhe erreicht hatten und reichlichen Samen trugen, der nunmehr ein schnelleres Tempo in der weiteren Kultur dieses Edelholzes gestattet. Auf der Friedrich Hoffmann-Plantage waren kilometerweis Allees von Teakholzbäumen angelegt, die, 5—6 Jahre alt, bereits mächtige, schattenspendende Bäume repräsentierten und gleichfalls reiches Saatmaterial den Pflanzern der Kolonie zur Verfügung stellen. Im Bezirk Tanga sind gleichfalls in der Nähe von Steinbruch große fiskalische Teakholzpflanzungen angelegt, die anfangs mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, jetzt aber, nachdem man die rechte Pflanzzeit dem Wechsel des Klimas entsprechend gefunden hat, vortrefflich gedeihen. Auf mehreren Privatplantagen sah ich die wertvollen Bäume in kleinen Wäldern, sowie als Alleebäume an den Wegen in üppigem Wuchse gedeihen. Auch auf der Forststation Pugu, hinter dem Sachsenwald, waren bereits Flächen von etwa 100 Morgen mit jungen Teakholzpflänzchen besetzt, die, in ziemlich weiten Reihen gepflanzt, der Baumwollzwischenkultur Raum ließen, deren Erträge mehr als ausreichend sein sollen, um die Kosten der Rodung und Kultur zu decken. Dadurch wird der große Vorteil geschaffen, daß die eigentliche Anlage des Waldes keine Unkosten verursacht, und aller Holzzuwachs künftig als reiner Gewinn betrachtet werden kann, weil, sobald die jungen Bäume nach Jahresfrist eine Höhe

von mehreren Metern erreicht haben, sie mit ihren breiten Blättern reichen Schatten spenden und jedes Unkraut unterdrücken, jede weitere Bearbeitung also unnötig machen.

Neben diesen wertvollsten, aber trotz ihrer Schnellwüchsigkeit doch erst nach etwa 60 Jahren schlagreife Hölzer liefernden Kulturen sucht die Forstverwaltung eine Menge anderer, schneller rentabler Waldbäume in der Kolonie zu vermehren.

Cassia florida, das bekannte indische Eisenholz, das in unglaublich kurzer Zeit emporschießt und nach wenigen Jahrzehnten bereits größere Mengen des wertvollen, eisenfesten Kernholzes liefert, wurde überall in der Kolonie auch von den privaten Besitzern angepflanzt, um schnell Schatten auf den Feldwegen der Plantage zu gewinnen, und ganze Haine sah ich auf Lewa und der Friedrich Hoffmann-Plantage, die wenige Jahre alt, einen dichten Bestand von etwa 10—12 m hohen, schlanken Stämmen darstellten, die sicherlich gutes Holz in naher Zukunft liefern werden.

Die verschiedenen Eucalyptusarten wurden außer auf den Versuchsfeldern der Domäne Kwai namentlich in den kühleren Lagen der Forstreviere von Wilhelmsthal angepflanzt, um Samen der besten Arten zu gewinnen und für private und fiskalische Neuanspflanzungen zur Verfügung zu halten. Es ist eine wahre Freude, die schlanken Bäume zu sehen, die an den Berghängen sich heraufziehen und nach wenigen Jahren bereits den Eindruck schöner, stattlicher Tannenwaldungen machen und Höhen- und Stammdurchmesser erreichen, die unsere Forstleute und Waldbesitzer geradezu neidisch machen könnten, wenn sie vergleichen, wie mühsam und langsam dagegen

unjere Kiefern und Fichten sich in den ersten Lebensjahren empor quälen und fast ebenso viele Jahrzehnte gebrauchen, als dort Jahre erforderlich sind, um Höhen von 15—20 m und, in Brusthöhe, Durchmesser von 30 bis 40 cm erreichen.

Es würde ermüden, wollte ich all die Baumarten aufführen, deren Pflege und forstmännische Kultur man begonnen hat. Die schlanken, ungewöhnlich schnell wüchsigten Kasuarinen sind nicht bloß an der Küste, sondern auch im Innern mit Erfolg angepflanzt, Mahagonibäume und die eichenartigen Grevillas, sowie zahlreiche Akazienarten werden kultiviert und die Versuche sind aus dem Stadium des unsicheren Herumtastens bereits heraus und versprechen großen Erfolg, wenn man tatkräftig auf der beschrittenen Bahn fortschreitet.

Die Forstverwaltung beschränkt aber ihre Tätigkeit nicht auf die Anzucht und Vermehrung eigentlicher Waldbäume, sondern hat sich in dankenswerter Weise auch die Aufgabe gestellt, Holzarten zu ziehen, die in erster Linie gewerblichen Zwecken dienen sollen. So wird in den Revieren von Wilhelmsthal jetzt in größerem Umfange der Versuch gemacht, Kampfer zu züchten, um dieses für die Zwecke der Heeresverwaltung zur Bereitung der modernen Schießpulver unentbehrliche Rohmaterial möglichst auch in der eigenen Kolonie zu gewinnen und nicht von ausländischen Märkten, speziell dem japanischen, dauernd abhängig zu sein. Man hofft, daß es gelingt, nicht bloß aus dem Stamm der Bäume, sondern bereits aus den Blättern der jungen Sträucher den Kampfer zu produzieren und hat deswegen in größerem Umfange die Kultur aufgenommen. Viele Tausende von kleinen Sämlingen sah ich in den beschatteten Pflanzbeeten

bei Wilhelmsthal, und ebenso waren in Umani ausgedehnte Saatbeete mit den wertvollen Pflänzchen bestanden. Weite Flächen hatte man in Wilhelmsthal bereits gerodet und von den Urwaldresten gereinigt, um hier die Pflanzen aussetzen zu können. Vor kurzem erhielt ich die Nachricht, daß die Bäumchen tadellos gedeihen und bereits eine Höhe von mehr als $\frac{1}{2}$ m erreicht haben.

Um aber der neuen Kultur nicht die volle Last der Reinigung und Umarbeitung des Bodens aufs Konto setzen zu müssen, hat man auch hier durch Zwischenkulturen die Kosten zu mindern versucht, und der während meiner Anwesenheit eben ausgepflanzte Mais hat tatsächlich nach den mir gewordenen Nachrichten ganz vortrefflich gelohnt.

Nach den Mitteilungen des Herrn Forstassessors Gieseler hat der doch nur ziemlich primitiv mit der Negerhacke in frischen Boden gepflanzte Mais pro Hektar in erster Ernte über 100 Ztr. Korn geliefert, wobei allerdings der angewandte italienische Mais etwa das Doppelte von dem an Ertrag gegeben hat, was der einheimische bunte Mais lieferte, den bisher die Neger auf ihren Feldern kultivierten.

Es ist dieser Ertrag nebenher ein erfreulicher Beweis, daß man auch in jenen Höhenlagen von etwa 1500 m mit dem Anbau dieses wertvollen Getreides reiche Ernten machen und gute Erträge erzielen kann und daß Ansiedler, die dort auf eigener Scholle sich eine Heimat gründen wollen, in dieser schnell wachsenden Getreideart eine sichere Kultur haben würden, aus der sie bald pekuniären Nutzen ziehen könnten. Nach dem Bericht des Herrn Forstassessors ist ihm für seine gesamte Maisernte ein Preis von 4 Rp., also 5,33 Mk., franko Wilhelmsthal pro

Zentner geboten. Da man jährlich zwei Ernten nehmen kann und der hier gewonnene Ertrag von 100 Ztr. nicht als außergewöhnlich zu betrachten ist, weil er durch vielfachen Schaden, den die Wildschweine verursacht hatten, stark vermindert war, so kann, selbst wenn die jetzigen hohen Preise nicht anhalten, der Ansiedler aus solchen Kulturen doch recht bald einen angemessenen Nutzen seiner Arbeit ziehen.

Neben dem Kampfer sucht man auch Rautschuf und Gerbstoffe liefernde Bäume zu züchten und Anpflanzungen von Gerberakazien (*Acacia decurrens*) sind in größerem Umfange geplant, ebenso wie Versuche mit *Eucalyptus occidentalis*, welche die berühmte wertvolle Malettorinde liefert, in Angriff genommen sind. Doch über Gummi- und Gerbstoffe wird an anderer Stelle ausführlicher berichtet.

Einen ganz anderen Charakter als in den Steppen und Gebirgslagen der Kolonie haben die Waldkulturen, die in dem sumpfigen Mündungsdelta des Rufiji sowie in anderen Küstengebieten von der Forstverwaltung unternommen worden sind. Hier in den von der steigenden Meeresflut regelmäßig überspülten, alluvialen Böden haben sich ausgedehnte Mangrovenwäldungen gebildet, die bereits jetzt unter verständiger forstmännischer Pflege dem Reichsfiskus eine erhebliche Einnahmequelle bieten.

Herr Regierungsrat Graf hat die in seinem Bezirk Mohoro vorhandenen Mangrovenwäldungen vom forstmännischen Standpunkte aus durchforscht und wertvolle Anhaltspunkte geschaffen, nach denen die Kultivierung dieser Wälder für die Zukunft erfolgt. Nicht alle Mangroven, die den auf den Flüssen und Wasserarmen vordringenden Reisenden ihres hohen Wuchses und ihres

schönen Laubes wegen auffallen, sind wirklich als nutzbare Hölzer zu betrachten. Gerade diejenigen, viel Licht beanspruchenden Mangrovenarten, die hauptsächlich die ersten Pioniere auf sich bildendem Neuland darstellen und tägliche Überschwemmung durch Seewasser als Lebensbedingung voraussetzen und deswegen am meisten die Meeresufer umsäumen, sind als Nutz- und Brennholz fast wertlos. Aber von den drei in einem Bericht*) des Herrn Regierungsrats Graf genannten Varietäten dieser Art ist wenigstens eine, die „Rhizophora“, als Bauholz gut zu verwenden, und auch ihre Rinde findet als Gerbmateriale nutzbringende Verwertung. Ebenso hat die „Ceriops“ als Rohbauholz in jeder Weise Verwendung gefunden und galt als Brennholz lange als die einzige verkaufsfähige Ware, weil es von sämtlichen Mangrovenarten die größte Brennkraft besitzen soll. Da gerade diese Holzarten sich besonders leicht ansamen, sucht man naturgemäß sie an die Stelle der minderwertigen anzusiedeln, wo in dem jungen Schlick sich die geeigneten Pflanzstätten für sie finden.

Von den übrigen Mangrovenarten, die, auch unter Schatten wachsend, den Boden dann einzunehmen pflegen, wenn die lichtliebenden Varietäten allmählich durch ihre Luftwurzeln den Boden befestigt haben und Land geschaffen worden ist, das nur ausnahmsweise zu Zeiten der Springflut vom Seewasser überspült ist, wird die „Brugiera“ als der stattlichste, bestgeformte Vertreter aller Hölzer der Mangrovenregionen gerühmt, weil sie Höhen bis zu 24 m und Stammesdurchmesser von 60 cm

*) In den Berichten für Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika Band II, S. 165 ff.

erreicht, schönen, geraden, vollholzigen Schaft hat und deswegen besonders wertvoll ist, wenn auch durch den gedrehten Wuchs der meisten Bäume die technische Verwendung als gute Schnittware zweifelhaft erscheint. Aber sie liefert sonst gutes, dauerhaftes Nutzholz für alle stärkeren Dimensionen, und die Rinde enthält bis zu 45 % Gerbstoff und wird deshalb zu Gerbzwecken sehr gesucht. Auch das Holz der „Heritiera“ wird als Schiffsbauholz gern gekauft. Die krumm gewachsenen Äste und schwächeren Stämme sind als Kniehölzer gesucht.

Der Plan der Forstverwaltung, unter Vermeidung von Kahlschlägen im Plenterbetriebe die ausgedehnten, vorhandenen Mangrovenwälder zu verwerten und sie durch Zwischenpflanzen für zukünftige Nutzung wertvoller zu machen, geht deswegen dahin, namentlich die Brugiera und Heritiera durch Aussaat zu vermehren, um nicht nur dem regen Begehr entsprechend, gutes Brennholz und starke Nutzholzsortimente, sondern vor allen Dingen auch gute Gerbrinden liefern zu können.

Daß man auch sonst durch Gewinnung von Reiserstangen beim Durchforsten für die eingeborene Bevölkerung brauchbare Nutzhölzer für ihre Bauten schafft, ist jedenfalls zweckmäßig. Wenn in dieser Weise überall die ausgedehnten Mangrovenbestände an den Küsten Deutsch-Ostafrikas verjüngt und veredelt werden, wird die Arbeit der Forstverwaltung für nicht zu ferne Zukunft von hervorragendem Werte sein. Daß jetzt schon große Massen von Holz aus dem Mündungsdelta des Rufijis in die holzarmen Gegenden am indischen Ozean versandt werden, darauf habe ich bereits oben mehrfach hingewiesen.

Außer den forstmäßig gepflegten Waldbäumen kann die Kolonie aber auch aus anderen Bäumen noch erheb-

lichen Nutzen ziehen, und man scheint in neuester Zeit gerade auf diesem Gebiete schnell Fortschritte machen zu wollen.

Der gewaltige Affenbrotbaum mit seinem plumpen, oft viele Meter dicken, unförmlichen Stamme, dessen wir öfter bei Schilderung der Landschaften Erwähnung getan haben, galt bisher als absolut wertlos, weil seine gurkenartigen Früchte nicht zu genießen, höchstens zum Fangen von Ungeziefer in den Baumwollfeldern zu benutzen sind, sein Holz, weich und schwammig, zu nichts zu gebrauchen ist. Neuerdings hat man aber gefunden, daß die mächtige Rindenschicht, die den gewaltigen Stamm umgibt, ein vortreffliches Rohmaterial für ein außerordentlich haltbares, faseriges Papier liefert und es sind Verhandlungen eingeleitet seitens der Vertreter deutscher Papierfabrikanten, diese Rinde zum Zweck des Exportes zu gewinnen. Soviel ich weiß, haben diese Verhandlungen noch zu keinem endgültigen Abschluß geführt, weil die Betreffenden allzu ausgedehnte Konzessionen wünschten, die ihnen das Gouvernement vorläufig nicht glauben zu sollen. Aber gewisse Vorrechte für weite Distrikte wird man denjenigen, die Kapitalien in diese neue Industrie hineinstecken wollen, wohl zugestehen müssen, denn der Affenbrotbaum wächst nicht in geschlossenen Beständen, sondern ragt nur hier und da vereinzelt aus der Steppe empor und ist selten in größerer Anzahl beisammen zu finden.

Das Schälen der Rinde ist freilich nicht schwierig, aber das Trocknen und Heranschaffen an die Verkehrswege ist für ein solches, immerhin wenig wertvolles, voluminöses Produkt mit großen Schwierigkeiten verbunden. Deswegen wird die Kaiserliche Regierung

weitere Gebiete dem Unternehmer zur Verfügung stellen müssen, damit er in der Lage ist, die ihm für den Transport günstigen Stellen herauszufinden, um dort mit der Rindengewinnung den Anfang zu machen.

Ein leidlich großer Baum soll bis zu 1 Tonne getrockneter Rinde liefern können, für die ein Preis von etwa 150—170 Mk. gezahlt werden soll. Da nun auffallender Weise der Lebensfähigkeit des Baumes durch das teilweise Schälen der Rinde kein Abbruch geschieht, sondern bereits nach einer kurzen Frist von 5—6 Jahren, wie die Erfahrungen gelehrt haben, die Rinde wieder soweit nachgewachsen ist, daß ein neues Abschälen möglich ist, so würden tatsächlich die heute als wertlos stehenden gebliebenen Baumriesen für den Landbesitzer eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle darstellen können, wenn, wie es sicher zu sein scheint, die Versuche mit der Verarbeitung der Rinde Erfolg haben. Da auch die Anpflanzung des Baumes, respektive seine Vermehrung durch Stecklinge, nicht sonderlich schwierig ist, so wäre selbst an eine Art von Kultur durch Züchten der Bäume, zerstreut auf vorhandenen Weideflächen, zu denken, wenn günstige Transportgelegenheiten eine vorteilhafte Gewinnung der Rinde gestatten.

In allerneuester Zeit wendet sich der Blick der unternehmungslustigen Industriellen auch jenen Rindensstoffen zu, die von den Eingeborenen in Uganda aus der Rinde einer Ficusart und im deutschen Gebiet von einer Brachystegiaart, die die Eingeborenen Myombo nennen, hergestellt werden. Einem Deutsch-Amerikaner ist es gelungen, diese Stoffe, die namentlich, wenn sie über Kreuz zusammengelegt werden, haltbar und dehnbar sind, zu bleichen, zu färben und zu allen möglichen Zwecken

nußbringend zu verwerten, vor allem zur Herstellung von Hüten und Mützen, da der Stoff ähnlich wie Filz über Formen gepreßt werden kann. Der Baum, der diese Rinde liefert, soll im Innern unserer Kolonie ziemlich häufig vorkommen, und schon gegenwärtig kommen nicht unbeträchtliche Quantitäten des Rindenstoffes über Mombasa aus Uganda und dem deutschen Seengebiet zur Ausfuhr, meistens nach Amerika, neuerdings auch nach Deutschland.

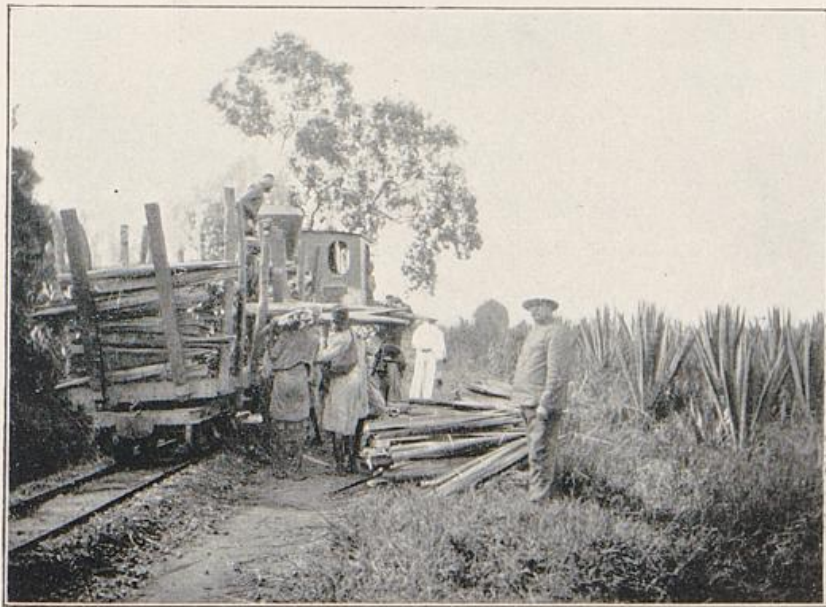
Wenn die Versuche gelingen, und die industrielle Verwertung des Stoffes sich als lohnend erweist, so wird damit ein neuer Exportartikel aus den reichen Naturschätzen der Kolonie gewonnen werden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat, wie mir berichtet, die Absicht, versuchsweise diesen Industriezweig aufzunehmen.

Man wird nach allem, was wir hier ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit über die Aussichten der Holzverwertung und Waldkulturen in Deutsch-Ostafrika gesagt haben, zu dem Schluß berechtigt sein, daß auch diese Schätze unserer Kolonie wirtschaftlich und finanziell von allergrößter Bedeutung sind.

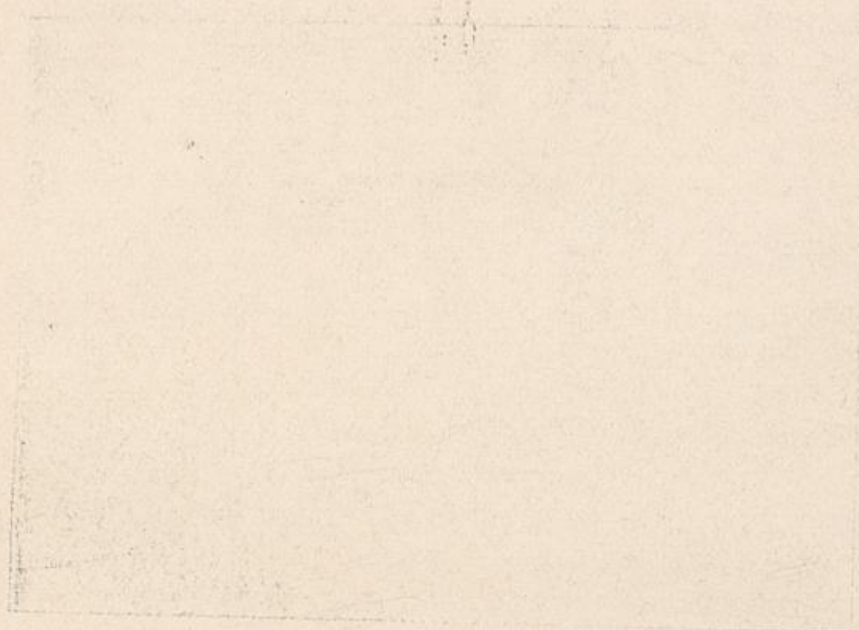
Wie in der deutschen Heimat die Pflege und Sicherheit des Waldes in immer schnellerem Tempo den Händen des Staates anvertraut wird, so sollte man erst recht die günstige Gelegenheit benutzen, um auf die herrenlosen Waldbestände der Kolonie die schützende und pflegende Hand des Staates in weitem Umfange zu legen. Reiche Gewinne für die Gesamtheit und hocheureuliche Einnahmen für die öffentlichen Kassen der Kolonie können dadurch für die Zukunft gesichert werden, abgesehen von dem ästhetischen und naturwissenschaftlichen



Abladen der Agavenblätter an der Fabrik. — Rechts Hanf zum Trocknen aufgehängt.



Verladen der geschnittenen Agavenblätter.



Faint, illegible text or markings located between the two rectangular outlines.



Faint, illegible text or markings located below the lower rectangular outline.

Interesse, daß in den weiten, staatlichen Waldrevieren auch die sonst einem schnellen Untergang geweihten, wertvollen Wildarten am sichersten geschützt werden können.

Den privaten Ansiedlern sollte und könnte man im eigenen und öffentlichen Interesse zur Pflicht machen, nicht unnütz den Wald mit Urt und Feuer zu vernichten und junge Bestände schnellwüchsiger Holzarten da zu schaffen, wo es an guten Hölzern fehlt und deshalb große Flächen von Buschwald für unentbehrlich gelten, um den nötigen Holzbedarf der Ansiedler zu decken.

Einige Sektaren Landes in den trockneren Bergländereien mit Eukalyptus, Grevilla oder Gerberakazien*) bepflanzt, würden nach 5—6 Jahren ausreichend Brenn- und Nutzholz für eine gute Bauernwirtschaft liefern und bei Gerberakazien in sechsjährigem Umtrieb als Schälwald sichere Nebeneinnahmen von nicht unbeträchtlicher Höhe bringen. In den heißen Ebenen könnten *cassia florida*, Teakhölzer usw. gleichfalls zur Kultur anempfohlen werden, wo nicht geschlossener Urwald vorhanden ist, den in gewissen Grenzen zu erhalten, resp. vor Kahlhieb zu schützen, den Erwerbem von Kronland zur Pflicht gemacht werden könnte.

Hier, wo die Eigentumsverhältnisse sich erst entwickeln

*) Wie schnellwüchsig beispielsweise die Gerberakazien (*A. decurrens*) sind, bestätigt der Jahresbericht des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts zu Umani für 1904, in dem es heißt: „Dieselben gedeihen auch auf sicher sehr armem Boden sehr gut und haben 1³/₄ Jahr nach dem Anpflanzen bereits eine Höhe von 9 m erreicht.“ In Mvera maß ich eine noch nicht 7 Jahre alte *Grevilla robusta*, sie hatte in Brusthöhe 40 cm Durchmesser und war mindestens 12 m hoch.

und man glücklicherweise nicht, wie in Südwestafrika und Kamerun, ganze Königreiche an Kolonialgesellschaften verschenkt hat, könnte eine verständige, vorsorgende Forstpolitik leicht durchgeführt werden, wenn man bei Veräußerung von Kronland den Erwerbern die entsprechenden Bedingungen unter zweckmäßiger Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse vorschreibt.

Ob man, wie es durch eine Gouvernementsverfügung vom 17. April 1906 für Togo geschehen ist, Prämien für Anpflanzung von Frucht- und Nutzholzbäumen geben soll, erscheint zweifelhaft. Jedenfalls dürfte es sich kaum empfehlen, sie nur, wie dort in Togo, den Missionen für die Anpflanzungen ihrer Schulen und Gemeinden in Aussicht zu stellen. Man müßte sie, wenn man durchgreifenden Erfolg für eine Wiederaufforstung walddloser Flächen haben will, auch den politischen Gemeinden resp. den Tumben und Akiden in Aussicht stellen. Prämienätze von 10—40 Pfg. pro Baum würden wohl auch bei den Eingeborenen den nötigen Anreiz zu größeren Anpflanzungen bieten, namentlich, wenn von der Regierung Pflanzmaterial zur Verfügung gestellt wird. Aber ob die Kontrollen, die damit unvermeidlich verbunden sein werden, nicht wieder zur Unzufriedenheit und zu politischen Unruhen, wie seinerzeit die vielfach mißverstandenen Waldverordnungen, führen werden, muß im einzelnen Falle ernsthaft geprüft werden. Jedenfalls wird man eine solche Maßregel nicht allgemein, sondern nur nach genauer Erkundigung seitens der örtlichen Verwaltungsbehörde in Vorschlag bringen können.

Gerbstoffproduktion.

Zu den Rohstoffen, die Deutschland in steigendem Maße vom Auslande beziehen muß, um den Bedarf seiner Industrien zu decken, gehören vor allem auch die Gerbstoffe. Unsere hochentwickelte heimische Lederindustrie vermag nicht mehr annähernd ihren Bedarf an Gerbstoffen im eigenen Lande zu decken. Man rechnet, daß nur noch $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{5}$ des Verbrauchs durch deutsche Gerbrinden (Eichen und Fichte) befriedigt wird, während der Rest vom Auslande bezogen werden muß. Daß man auf deutschem Boden die Schälwäldungen kaum vermehren wird, scheint nach der neuesten Entwicklung sicher zu sein, und der Umschwung in den Gerbmethode, die immer mehr auf ein schnelles Bearbeiten der Häute hindrängen, erfordert im steigenden Maße Stoffe mit hohem Gerbstoffgehalt, wie sie nur das Ausland liefern kann. So werden in neuester Zeit in wachsendem Maße hochprozentige Produkte aus überseeischen Ländern bezogen neben großen Mengen von Gerberlohe, die noch immer aus dem benachbarten Osterreich-Ungarn zu uns eingeführt wird. Die folgende kleine Tabelle zeigt die gewaltigen Mengen, die in letzter Zeit nach Deutschland gebracht, und die steigenden Summen, die für den Gerbstoffbedarf an das Ausland gezahlt werden:

Gerbstoffe	1895		1900	
	Tonnen	Wert in 1000 <i>M</i>	Tonnen	Wert in 1000 <i>M</i>
Holzborke, Gerber- lohe	108502	10438	101099	8907
Quebrachoholz, zer- kleinert und un- zerkleinert	87605	4380	126440	6479
Dividivi, Galläpfel, Katechu, Myroba- lanen, Sumach usw.	47680	16632	53231	15990
Gerbstoffauszüge .	12474	3742	27224	6806
Summa	256261	35192	307994	38182

Danach hat sich in 10 Jahren die Menge der eingeführten Gerbstoffe um nicht weniger als 100 000 Tonnen, ihr Wert um fast 20 Millionen vermehrt. Es ist deswegen ein berechtigter Wunsch aller Kolonialfreunde, diese Summen möglichst dem Lande zu erhalten, indem man versucht, die begehrten Stoffe in deutschen Kolonien zu produzieren und damit zugleich unseren kolonialen Handelsunternehmungen, Eisenbahnen und Dampferlinien lohnende Handelsartikel zuzuführen. Das Bestreben scheint keineswegs aussichtslos und D. O. A. besonders geeignet zu sein, wenigstens einen großen Teil des Bedarfes zu decken.

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß nicht bloß die Mangrovenbestände an den Küsten unserer Kolonie in einzelnen Abarten ungewöhnlich reiche Mengen von Gerbstoff enthalten, sondern, daß auch die

1903		1904		1905	
Tonnen	Wert in 1000 <i>M</i>	Tonnen	Wert in 1000 <i>M</i>	Tonnen	Wert in 1000 <i>M</i>
103757	9297	105445	9749	114030	10536
115915	8786	130270	11913	128842	11787
63747	20892	66230	20493	66119	20146
31230	7353	39553	9647	46645	11473
314649	46328	341498	51802	355636	53942

bereits begonnenen Versuche, Gerberakazien anzubauen, um dadurch die bisher von Australien und Natal bezogenen Mimosen oder Black Watlerinde zu ersetzen, sehr aussichtsreich sind.

Die Mangrovenrinde wird seit einigen Jahren durch die Gebrüder Denhardt in umfangreichem Maße zur Ausfuhr gebracht. Sie haben wohl zuerst praktische Versuche mit der Einführung dieser Rinde zur Lederfabrikation gemacht und dadurch in dankenswerter Weise die Aufmerksamkeit der Industrie auf dieses wertvolle Gerbmateriale gelenkt.

Der hohe Taningehalt der Rinde war längst bekannt, aber die damit hergestellten Leder erhielten leider eine intensiv dunkelrote Farbe, die namentlich in Deutschland nicht beliebt ist, weil man dort helle Ledersorten vorzieht. Es gelang den angestellten Versuchen aber bald durch

geeignete Mitverwendung von Fichtenrinde und anderen Gerbstoffen, diese Rotfärbung zu beseitigen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat dann in anerkennenswerter Weise am 15. Juli 1905 ein Preisauschreiben erlassen für Angabe geeigneter Mittel zur Entfärbung des Mangrovengerbstoffes, um dadurch die Verwendung der Rinde zu Gerbzwecken zu steigern. Nach den Angaben von Clemens Denhardt scheinen die Versuche bereits zum Ziele geführt zu haben und gutes, helles Leder ohne Rotfärbung in einer deutschen Lederfabrik mit Mangroven hergestellt zu sein. Wenn, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, diese Versuche weiter zu einem praktischen Ergebnis führen, so dürften allerdings die Mangrovenbestände D.O.A. von ganz hervorragendem Werte für die Kolonie und das Mutterland sein.

Die Rinde der besten Mangrovenart, der „*Brugiera gymnorrhiza*“ enthält bis zu 45% Gerbstoff, die „*Rhizophora mucronata*“ nicht viel weniger, und da diese beiden Arten, namentlich die erstere, gleichzeitig ein vortreffliches Holz liefern, so würde die von der Kaiserlichen Forstverwaltung tatkräftig betriebene Veredelung der Mangrovenwäldungen durch Zwischenpflanzen dieser wertvollen Arten doppelten Nutzen bieten. Clemens Denhardt schätzt die in D.O.A. und Kamerun vorhandenen Mangrovenwäldungen auf mindestens 120 000 ha und glaubt nach den heutigen Preisen darin allein eine Gerbstoffmenge von mindestens 850 Millionen Mark voraussetzen zu können.

Solche Schätzungen sind gewiß nicht frei von Optimismus und gehen wohl über das Ziel hinaus, weil nicht alle Mangroven als wertvolle Rindenträger zu betrachten sind, sondern nur ein bisher kaum genügend zu

übersehender Bruchteil zur Schälkultur geeignet ist. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Mangrovenrinde sich wirklich immer mehr einbürgert, die bisher wenig beachteten Küstenwäldungen einen hervorragenden Wert für die koloniale und heimische Volkswirtschaft gewinnen.

Die Erfolge der Gebrüder Denhardt scheinen darauf hinzudeuten, daß diese Voraussetzung sehr wohl erfüllt werden kann; denn nachdem sie zuerst im Jahre 1898 aus ihren Wäldungen in Witu Gerberrinde mehr versuchsweise nach Deutschland gesandt hatten, haben sie im Jahre 1904 bereits 6000 t verfrachtet, zum größten Teil aus D.O.A., dessen Wäldungen im Vergleich zu anderen tropischen Ländern die umfangreichsten und besten Bestände aufweisen. Da die Firma von der deutschen Regierung gegen Abgabe von 2½ Rp. pro Tonne getrockneter Rinde die Mangrovenwäldungen bei Tanga, Pangani, Kilwa und Lindi, sowie in Kamerun gepachtet hat und ihren Betrieb wesentlich auszudehnen beabsichtigt, darf man wohl darauf schließen, daß der Export lohnend ist.

Außer D.O.A. scheint nur noch ein Teil von Britisch- und Portugiesisch-Ostafrika gute Mangrovenrinden zu besitzen, es könnte deshalb die Deutsche Kolonie die Führung auf dem Markte für diesen Artikel übernehmen, weil hier die Bestände am ausgedehntesten sind und in der portugiesischen Kolonie ein rücksichtsloser Raubbau die Vorräte bereits wesentlich dezimiert hat.

Die westafrikanischen Mangroven sollen durchschnittlich geringwertiger sein, als die aus den ostafrikanischen Besitzungen, nur 27—30 gegen 40—45 % Gerbstoff enthalten.

Die Tatsache, daß seit kurzem amerikanische Kapital-

kräftige Gesellschaften die Quebrachowaldungen Argentiniens zu monopolisieren suchen und den Preis für dieses in Deutschland viel gebrauchte, gerbstoffhaltige Holz in die Höhe zu treiben beginnen, würde es doppelt wertvoll erscheinen lassen, wenn es gelingen sollte, das argentinische Produkt durch das hochwertigere deutsch-ostafrikanische zu ersetzen, das nach den Angaben von Denhardt auch wesentlich billiger ist und namentlich in der leichten Löslichkeit des Gerbstoffes noch besondere Vorzüge vor dem Quebrachoholz besitzt.

Der letztere Umstand, daß man bei kalter Lösung aus dem vorhandenen Gehalt etwa 85 % hellfarbigen, und 15 % rötlichen Gerbstoff aus der Rinde ohne große Unkosten ausziehen kann, legt auch den Gedanken nahe, zur Verminderung der Transportkosten an Ort und Stelle die Herstellung von Gerbstoffauszügen vorzunehmen, da jetzt die Versendung der getrockneten Rinde in Säcken viel Raum in Anspruch nimmt und ziemlich bedeutende Frachtkosten verursacht. Man rechnet, daß 10 t Rinde 4 t Extrakt ergeben, die wegen des hohen spezifischen Gewichtes nur 1 cbm Raum einnehmen, während 1 t Rinde fast 2 cbm beansprucht. Deswegen würden 4 t Extrakt zu 25 Mk. nur 100 Mk. Fracht verursachen, während 10 t Rinde zu 32 Mk. etwa 320 Mk. Frachtkosten und wesentlich höhere Verschiffungsspesen bedingen. Es ließen sich also mindestens 220 Mk. auf 10 t Rinde an Fracht ersparen.

Man beabsichtigt deshalb, namentlich die weniger reichhaltigen Rinden auszulaugen und die wertvollsten mit einem Gehalt von etwa 40 % in getrocknetem Zustande zur Ausfuhr zu bringen. Bisher beschäftigte die Firma nicht weniger als 1600 Mann zum Schlagen und

Entrinden der Hölzer und vor allem zum Trocknen und Zerkleinern derselben. Ein Teil der Arbeitskräfte würde bei der Extraktion des Gerbstoffes gespart werden können, da dann das Trocknen und Zerkleinern der Rinde in Wegfall käme.

Mit Ausnahme der Regierungswaldungen am Rufiyi, in denen die Rindengewinnung von der Forstverwaltung bisher wenig betrieben wurde, schätzten die Gebrüder Denhardt den vorhandenen Bestand an brauchbaren Mangrovenwaldungen an der ostafrikanischen Küste nach ziemlich genauen Ermittlungen auf 50000 ha, so daß bei forstmäßigem Betriebe und regelmäßiger Nachpflanzung im 50 jährigen Umtrieb 1000 ha jährlich zum Abtrieb kommen könnten, die erfahrungsgemäß etwa 100 t Rinde pro ha liefern sollen. Ob diese Ziffern zuverlässig sind, vermag ich nicht zu beurteilen, will aber hoffen, daß die Erwartungen, die man von beteiligter Seite an die Entwicklung der Mangrovenrindenproduktion knüpft, sich bald in vollem Umfange erfüllen.

Außer diesem Gerbstofflieferanten vermag die Kolonie natürlich noch eine Fülle anderer gerbstoffhaltiger Produkte zu erzeugen. Denn es ist bekannt, daß viele tropische Akazien- und Eukalyptusarten in ihren Rinden einen hohen Tanningehalt besitzen und es wird darauf ankommen, die richtigen Unterarten, die sich für eine Kultur auf S.O.A. Boden eignen, herauszufinden.

Die sogenannte Gerberakazie (*Acacia decurrens* var. *mollissima*) auch Black-Wattle genannt, scheint am meisten berufen zu sein, in unserer Kolonie Eingang zu finden. Wie ich oben bereits bei Besprechung der Verhältnisse Westusambaras betont habe, gedeiht diese

Alkazienart in den höheren Gebirgslagen ganz vortrefflich und bringt bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit reichliche Gerbstoffmengen hervor.*) Auch in den tieferen Lagen bei Almani und selbst in dem Waldreservat Pugu bei Dar es Salam in einer Höhe von nur 200 m scheinen die Lebensbedingungen für diese Alkazienart besonders günstig zu sein und Herr Dr. W. Holz, der durch seine Tätigkeit in der Forstabteilung zu Dar es Salam die Verhältnisse in unserer Kolonie genau kennen gelernt hat, äußert sich in einem Artikel über „Black-Wattlewirtschaft in Natal“ im „Tropenpflanzer“ vom Juli 1906 Nr. 7 außerordentlich günstig über die bisher angestellten Versuche. Er fügt hinzu, daß die für die Kultur besonders geeigneten Böden (sandiger Lehm, Roterde usw.) „in enormer Ausdehnung zur Verfügung stehen“, so daß bei Vorhandensein ausreichender Transportmittel der Kultur der Alkazien die besten Aussichten prophezeit werden können.

Größere technische Schwierigkeiten stellen sich der Kultur nicht entgegen, wie die Versuche in den Waldreservaten zu Pugu dargetan haben und gerade im Bereiche der jetzt erbauten Eisenbahn nach Morogoro dürfte nach Meinung des Dr. Holz sehr viel für den Anbau der Gerberakazie geeignetes Land zu finden sein; ebenso an der Usambarabahn und später im Ulugurugebirge. Aus seinem Bericht über die Art der Kultur in Natal ergibt sich, daß dabei eine hohe Verzinsung des Anlagekapitals mit ziemlicher Sicherheit erwartet werden kann,

*) Rinde von 5—6 jährigen Bäumen lieferte nach Untersuchungen zu Almani 35,07 % gerbende, lösliche Substanz bei 100 % getrocknetem Material.

denn dort, wo die Bodenpreise bereits stark gestiegen und die Arbeitslöhne ebenfalls höhere sind, als in D.O.A., sind die Gewinne, die selbst bei den gesunkenen Preisen jetzt gemacht werden, noch außerordentlich hohe. Er berechnet bei einem 7 jährigen Umtriebe, der sich in dem wärmeren D.O.A. wahrscheinlich auf einen 5—6 jährigen reduzieren ließe, die Kosten der Anlage auf ca. 760 Mk. pro ha, inkl. eines Bodenpreises von etwa 120 ha und der Zinsen für 7 Jahre, während die Einnahme allein aus der getrockneten Rinde am Produktionsorte 1050 bis 1300 Mk. ergibt. Dabei ist der Holzwert nicht in Anrechnung gebracht, der namentlich dann nicht außer acht zu lassen wäre, wenn sich die Kleinbesitzer dem Anbau der Gerberakazie widmen wollten. Gerade für sie dürfte diese einfache, aber lohnende Kultur von besonderer Bedeutung sein, da sie ohne großen Kostenaufwand durchzuführen ist und ihnen nebenher bei einem jährlichen Abtrieb von 1 bis 2 ha mehr als genügend Brenn- und Nutzholz für die eigene Wirtschaft liefern würde.

Die Anpflanzung ist eine leichte: Man sät den Samen in Reihen von 2 m Entfernung, in Abständen von 1 m. Um das Unkraut zu unterdrücken, werden im ersten Jahre zweckmäßig eine oder zwei Maisernten in Zwischenkultur dem Boden entnommen und dadurch wahrscheinlich die Unkosten der Rodung und Bodenbereitung gedeckt. Man hat dann im zweiten Jahre die Bestände zu durchforsten und kann im 5. und 6. Jahre, ohne daß weitere Kulturarbeiten erforderlich gewesen wären, mit dem Abtrieb beginnen. Das Schälen und Trocknen der Rinde ist gleichfalls eine leicht zu erlernende Arbeit, nur würden dazu zweckmäßigerweise einfache, offene Schuppen erbaut werden müssen, weil die im Schatten ohne Regen getrockneten Rinden

einen höheren Wert repräsentieren, als die in der Sonne schnell getrockneten, aber durch Regen und Tau zum Teil ausgelaugten Produkte. Die Mühlen zum Zerkleinern der Rinde könnten auf genossenschaftlichem Wege beschafft, eventuell nach dem Rate des Herrn Dr. Holz mit den Baumwollginstationen vereinigt werden. Das Beispiel Natal's, in dem diese Mimosenart von Australien vor längerer Zeit eingeführt wurde, sollte für die Kultur ermutigend sein. Deutschland allein bezog von dort her im Jahre 1904 66744 dz Mimosenrinde, während Australien gleichzeitig 24821 dz lieferte.

Auch die neuerdings aus Australien in großen Mengen ausgeführte Malletrinde von der *Eucalyptus occidentalis* dürfte in Ostafrika mit Vorteil zu kultivieren sein. Die Forststation Wilhelmstal hat bereits Kulturversuche mit diesem wertvollen Baum begonnen und man zweifelt dort nicht an dem Gelingen derselben.

Deutsche Kleinsiedelungen und die Bodenfrage.

Die Besiedelung weiter Teile unseres ostafrikanischen Schutzgebietes mit deutschen Kleinbauern ist naturgemäß eine der für die Zukunft der Kolonie wichtigsten Fragen der Gegenwart. Denn alle Plantagenkulturen, wie wir sie bisher besprochen haben, werden, wenn sie noch so lohnend sind, doch nur einem verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung zugute kommen und haben ihre volkswirtschaftliche Bedeutung hauptsächlich darin, daß das Mutterland imstande ist, unabhängig vom Auslande seinen Bedarf an tropischen Produkten immer mehr auf eigenem Boden zu erzeugen und daß die in den Plantagen beschäftigte eingeborene Bevölkerung zahlungs- und aufnahmefähiger für heimische Industrieprodukte wird. Aber erst wenn Tausende, oder gar Hunderttausende von deutschen Familien ihren dauernden Wohnsitz in jenen Gebieten nehmen könnten, wird Deutsch-Ostafrika ein Stück Neu-Deutschland werden, dem sich dann sicherlich die Sympathien der heimischen Bevölkerung in wachsendem Maße zuwenden würden.

Das Vorurteil, das lange Zeit bestanden hat, als ob in tropischen Gegenden der deutsche Bauer nicht selbstwirtschaftend tätig sein und sich und seiner Familie dauernd günstige Lebensbedingungen schaffen könne, ist

längst im Schwinden begriffen. Je mehr das Land durchforcht wird, um so mehr sieht man ein, daß in dem großen Ländergebiete ausgedehnte Flächen vorhanden sind, die ihres gesunden Klimas und ihrer natürlichen Vorzüge wegen vortrefflich zur Kleinsiedelung geeignet wären, sobald die wirtschaftlichen Vorbedingungen für das Gedeihen der Ansiedeler erfüllt sind.

Nach dem Zeugnis des Geheimrats Koch ist Deutsch-Ostafrika durchaus nicht als ein ungesundes Land zu bezeichnen und Stabsarzt Dr. Arning hat erst vor kurzem in der Verhandlung des Deutschen Kolonialkongresses 1905, in seinem Referat über die Besiedlungsfähigkeit der deutschen Kolonien, unter Heranziehung eines umfassenden Vergleichsmaterials den Beweis geliefert, daß in den Höhengebieten des Kilimandscharo und der Njassagebirge, in den Bergen von Usambara, Uhehe und Ruanda in klimatischer Beziehung für die Ansiedeler und ihre Familien keine Bedenken bestehen. Er hebt nicht mit Unrecht hervor, daß alle Privatleute, Offiziere, Beamte und Missionare, die dort gelebt, den Ruhm der klimatischen Verhältnisse jener Gegenden verkünden, daß auch die Kinder der dort Wohnenden vortrefflich gedeihen, so daß deutsche Kleinbauern und Landwirte in jenen Distrikten sich unbedenklich sesshaft machen können, um durch eigene Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben.

In Deutsch-Ostafrika ist mir kein einziger Kenner der Verhältnisse des Landes begegnet, der nicht in derselben Weise jene ausgedehnten Hochländer als zukünftige Besiedlungsgebiete empfohlen hätte und in West-Usambara habe ich mich, wie an anderer Stelle schon angedeutet, selbst überzeugt, daß auch die wirtschaftlichen

Bedingungen für ein Gedeihen solcher Siedlungen durchaus günstig sind.

Hauptmann Schlobach, der Führer der großen deutschen Vermessungsexpedition, welche soeben die Grenze zwischen Deutsch- und Britischostafrika vom Victoria-Njana bis zum Kilimandscharo festgestellt hat, gibt sein Urteil über die Besiedlungsfähigkeit des von ihm bereisten, weiten Geländestreifens dahin ab, daß „die plateauförmigen Grasländer westlich vom Marasfluß in der Nähe des Sees für Viehzucht vortrefflich geeignet und auch europäische Besiedlungen durch das dort herrschende gute, milde Klima gestattet seien“.

„Die Grashochsteppen der Massai, der Ngorongorokessel, sind infolge des aus der bedeutenden Höhenlage resultierenden kühlen Klimas für europäische Ansiedlungen in großem Maßstabe gegebene Gebiete“, von denen er freilich meint, daß sie bis zum Ausbau der Eisenbahn zunächst von Buren oder Deutschrussen zu besiedeln wären, die den Kampf mit der Einsamkeit der Steppe aufnehmen. An sie könnten sich dann später die deutschen Ansiedler ankrystallisieren.

Östlich vom Natronsee, dem er für kaufmännische Spekulation einen bedeutenden Wert beilegt, hält er die Höhenzüge der Longidoberge, die fließendes Wasser enthalten und reichen Urwaldbestand besitzen, zur Besiedelung durch Europäer und für Viehzucht geeignet.

Die Expedition traf dort bereits Buren, die das Land besichtigten. Als sie den Kilimandscharo verließ, waren am Meruberge bereits 200 Burenschamben zur Vermessung angemeldet und zahlreiche Familien wurden noch erwartet. Dem Kilimandscharogebiet spricht er eine große wirtschaftliche Bedeutung zu. Sein

Begleiter, Herr Oberleutnant Weiß, hat sich in öffentlichen Vorträgen noch günstiger ausgesprochen.

Ich will zunächst nur über die von mir selbst gesehenen Gebiete meine Ansicht hier kurz zusammenfassen. Trotz gegenteiliger Bemerkungen, wie sie hier und da von Reisenden ausgesprochen sind, bin ich der Überzeugung, daß in den schönen Bergen West-Ussambaras für eine große Zahl von Ansiedlern Platz ist und sie dort eine auskömmliche wirtschaftliche Existenz finden und bei Fleiß und Sparsamkeit sehr viel leichter und schneller vorwärts kommen werden, als bei uns in der überfüllten Heimat. Kleinsiedler, die heute schon dort ansässig sind, liefern den Beweis dafür, daß mit Fleiß und Ausdauer in verhältnismäßig kurzer Zeit gute Resultate zu erzielen sind. Es wird nur darauf ankommen, die Form der Besiedelung zweckentsprechend zu wählen und die rechten Leute auszusuchen, die als Pioniere der Kultur vorangehen.

Meines Erachtens handelt es sich dabei nicht darum, Ansiedler dort hinzubringen, die, mit einem angemessenen Kapital ausgerüstet, glauben den Herrn spielen zu können und den Schwarzen für sich arbeiten lassen wollen, sondern vielmehr darum, solche Leute festhaft zu machen, die, wozu das Klima durchaus geeignet ist, zuerst mit eigenen Händen, am besten mit Hilfe von Frau und Kind ihre Scholle bestellen und sich und den ihrigen eine dauernde Heimstätte schaffen wollen. Für solche Kleinsiedler wird die Hilfe der Schwarzen, die sie ihrer geringen Allgemeinbildung wegen selten richtig behandeln würden, anfangs kaum erforderlich sein und wenn sie dorfsweise angesiedelt werden, so daß sie sich für größere Kulturarbeiten gegenseitig unterstützen und gemeinsame Anlagen

zur Verwertung ihrer Produkte leicht beschaffen können, so bin ich der aufrichtigen Überzeugung, daß deutsche volkreiche Dörfer in vielen Tälern West-Ufambaras entstehen können, die dann die beste Stütze für die deutsche Kolonialwirtschaft sein würden und große Opfer, wie man sie jetzt zur Sicherung und Verteidigung des Landes bringen muß, vielfach entbehrlich machen würden.

Wenn ich aber die Frage der Besiedlungsfähigkeit jener Landstriche für die nächste Zeit unbedingt glaube bejahen zu sollen, so möchte ich doch nicht nach dem Rezept verfahren, welches das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika in seinen gedruckten Auskünften für Ansiedler in West-Ufambara und im Bezirk Moschi noch im August 1905 hat bearbeiten lassen.

Einer der Ansiedler in West-Ufambara, der sich sehr wohl dort fühlte, und seine Angehörigen und Verwandten recht bald nachkommen lassen wollte, sagte mir unter Hinweis auf diese Auskunft nicht mit Unrecht, es scheine, als ob das Gouvernement alles tut, um die Ansiedler aus hiesiger Gegend fernzuhalten, „er sei trotz jener Abschreckung herausgekommen und habe es nicht zu bereuen gehabt“.

Ich will nicht in eine ausführliche Kritik jener Auskunft eingehen, sie enthält mancherlei für den Ansiedler wichtige praktische Ratschläge, aber für die Leute, auf die sie berechnet ist, scheint sie mir wenig geeignet zu sein. Schon die ersten „allgemeinen Erfordernisse“ werden für den Kleinbauern wenig verlockend klingen:

„Der Ansiedler muß über eine kräftige Konstitution verfügen und sich auch ohne Genußmittel, namentlich ohne alkoholische Getränke wohl fühlen können. Er muß sich gegenwärtig halten, daß er ein

unaufgeschlossenes, neues Land auf eigene Verantwortung betritt, und daß ihm in den ersten Jahren viele Enttäuschungen nicht erspart bleiben werden. Auf romantische Abwechselungen, Jagd und Kriegsabenteuer, hat er nicht zu rechnen. Er hat nur Aussicht, vorwärts zu kommen, wenn er allein in dem Ringen mit einer fremden, aber für Geduld und Arbeit nicht undankbaren Natur schon ein befriedigendes Lebensziel sieht."

Das ist eine Sprache, die vielleicht für einen begeisterten Kolonialfreund, der dort seine Haut zu Markte tragen will, verständlich ist, aber sicherlich nicht für einen einfach ländlichen Arbeiter oder Handwerker, der im Gefühle seiner eigenen Kraft von dem Streben beseelt ist, sich aus den engen Verhältnissen der Heimat heraus auf deutsch-kolonialen Boden eine neue bessere Heimat zu erarbeiten.

Auch die Forderung, daß pro Familie nach Bestreitung der Reise und ersten Ausrüstung noch mindestens 9000 Mk. als Betriebskapital disponibel sein sollten, geht sicherlich zu weit und wenn dann gar verlangt wird, daß der Betrag für eine Rückfahrkarte III. Klasse, also 350 Mk. pro Person beim Bezirksamt in Tanga deponiert wird, „falls die Dampferlinie dies nicht schon vorher ihrerseits verlangt haben sollte und hierüber nicht eine Bescheinigung vorgewiesen werden kann“, so muß das sicherlich fleißige Leute, die neben ihrer Arbeitskraft nur über geringe Mittel verfügen, gründlich abschrecken.

So sehr es berechtigt ist, daß die Kolonie sich dagegen sträubt, die Ablagerungsstätte für mittelloses, arbeitsscheues Gesindel zu sein, so wenig scheint es mir berechtigt, Leuten, die mit der Absicht, sich anzusiedeln, mit guten

Zeugnissen ihrer Heimatbehörden hinauskommen, nur deswegen die Einwanderung nicht zu gestatten, weil sie nicht über den am grünen Tisch ausgeklügelten Kapitalbetrag verfügen und nicht gleich eine Rückfahrkarte gelöst haben.

Ich fürchte im Gegenteil, daß Leute, denen ein Kapital von etwa 10 000 Mk. zur Verfügung steht, sich schwer entschließen werden, den harten Kampf ums Dasein unter fremden Verhältnissen aufzunehmen. Sie würden viel eher, wenn sie zur Auswanderung schreiten, der Meinung sein, mit ihrem Kapital in den neuen Verhältnissen ein Herrenleben führen, Jagd- und Kriegsabenteuer erleben zu können, als fleißig selbst zu arbeiten. Für einen Plantagenbetrieb ist ihr Kapital zu klein, für Kleinsiedlung unnötig groß.

Man überlasse auch das Risiko und die Selbstverantwortlichkeit den Auswanderungslustigen statt sie auf bureaukratischen Rat zu vertrösten und erspare es den Behörden, den Geldbeutel jedes Schiffspassagiers allzu genau zu revidieren. Man ist doch Buren und Deutschrussen gegenüber nicht so ängstlich. Selbst wenn einmal der eine oder andere hilfsbedürftig und den Behörden und Ansässigen lästig wird, so dürfte das viel weniger in die Wagschale fallen, als wenn man dafür auf Hunderte oder selbst nur Duzende von arbeitswilligen, strebsamen Leuten verzichten sollte.

Ich habe seit meiner Rückkehr aus Ostafrika viele Briefe von Leuten erhalten, die mir ihre Absicht, sich dort anzusiedeln, mitteilten, die mit einigen Mitteln ausgestattet, daheim als Gärtner, kleine Landwirte, ländliche Tagelöhner und Handwerker an harte Arbeit gewöhnt, hier nicht nach Wunsch vorwärts kommen können. Sie

erklärten fast alle, sie wollten gerne arbeiten, aber selbständig sein und sich eine freiere, unabhängige Stellung erarbeiten. Das sind die Leute, die wir brauchen und für sie ist meiner Meinung nach Platz genug vorhanden und die Bedingungen für ihr wirtschaftliches Vorwärtkommen bessern sich mit fortschreitender Besserung der Transportverhältnisse.

Wenn man diesen Leuten in der Nähe von Wilhelmsthal Land anweisen wollte, so daß mindestens ein Duzend Familien sich zusammen ansiedeln, die am liebsten aus derselben Gegend stammen, sich kennen und sich gegenseitig unterstützen würden, so scheint mir dort die Ansiedelung Erfolg versprechend. Ich denke natürlich nicht daran, daß sie, was Dr. Neubauer in seinem dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee eingereichten Gutachten über „die Besiedlungsfähigkeit von Westusambara“ im Jahre 1902 immer voraussetzte, als deutsche Landwirte nach deutscher Art Acker- und Gartenbau und Viehzucht treiben und nichts anderes tun sollten, als Getreide, Gemüse und Kartoffeln bauen, Kälber mästen und Milch und Butter verkaufen. Dazu, das gebe ich ihm ohne weiteres zu, sind die Verhältnisse noch nicht geeignet. Es fehlt bei einiger Ausdehnung der Siedelung an den Absatzgelegenheiten, an billigen Transportmitteln wenn auch längst nicht mehr in dem Maße, wie 1902. Seitdem ist die Eisenbahn bis Mombo verlängert, die Frachten sind vermindert, die Zahl der Züge ist vermehrt. Von Mombo aus führt eine brauchbare Straße nach Wilhelmsthal, eine neue, bessere ist im Bau begriffen. Im Gebirge selber wird an der Erweiterung des Wegenezes fleißig gearbeitet, und die Regierung könnte nichts Besseres tun, als im Anschluß an solche Siedlungen, deren Lage

sie ja zu bestimmen hat, baldigst den Ausbau der Kunststraßen zu fördern. Sie könnte vielleicht auch beim Bau den Ansiedlern Gelegenheit bieten, sich durch Führen oder durch Übernahme und Leitung bestimmter Arbeiten gute Nebenverdienste zu schaffen.

Aber Dr. Arning, mit dem ich mich freue in bezug auf die soziale Schicht, aus der die Ansiedler stammen sollten, ganz einer Meinung zu sein, führt in seinem Vortrage auf dem Kolonialkongreß 1905 nicht mit Unrecht aus, daß man vorerst nicht allzuviel Gewicht auf die Absatzmöglichkeit legen sollte; denn für die erste Zeit wird der Ansiedler wenig zu verkaufen haben und das Wenige wird er bei verständiger Wahl der Besiedelungspunkte wohl ohne Schwierigkeit an die Regierungsstationen oder an Plantagen — selbst an Eingeborene absetzen können.

Darum gebe man dem Bauern, der sich festhaft machen will, eine nicht zu große Landfläche. Ich glaube in Westusambara würden 20—30 ha je nach Lage vollauf genügen. Die Erbauung des Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude wird bei dem ewigen Frühling wenig Mühe und Ankosten verursachen. Aus Stangen erbaut, mit Lehm bekleidet, mit Strohdach gegen Regen geschützt, kann es, wenn sauber gehalten ganz behaglich sein, oftmals besser als die dumpfen, niederen Zimmer der ärmeren deutschen Landbevölkerung vieler Gegenden. Ein Garten von 1 bis 2 Morgen Größe ist dann verhältnismäßig schnell gerodet und umgegraben und kann nach wenigen Monaten schon Ertrag geben. Kartoffeln würden nach 4 bis 5 Monaten, Bohnen, Erbsen, Karotten usw. schon in der Hälfte der Zeit Unterhaltsmittel bieten. Der Mais reift gleichfalls in 4 bis 5 Monaten und da man

an die Jahreszeiten nicht so wie in der Heimat gebunden ist, sondern fast ständig gesät werden kann, namentlich wenn man berieselungsfähiges Land hat, so braucht der Bauer eigentlich nur für das erste Halbjahr für seinen Unterhalt sorgen. Hat er die erste Kartoffel- und Mais- oder Getreideernte selbst von kleiner Fläche, von wenigen Morgen eingeheimst und sich dadurch den Unterhalt für die nächsten Monate gesichert, so mag er die Erweiterung des Landbesitzes energischer betreiben, auch einen Viehstand schaffen und vermehren. Hühner und einige Ziegen und Schafe könnte er von Anfang an auf seiner unkultivierten Scholle ernähren. Zur Anschaffung einer größeren Zahl von Rindern würde ich nicht gleich raten. Denn was nützen ihm 10 bis 12 Kühe dortiger Rassen, die ihm keinen Ertrag geben? Die Hausfrau würde kaum imstande sein, eine solche Herde von Buckelrindern zu melken und das tägliche Milchquantum von 1 bis 2 Litern pro Kuh wäre minimal. Darum habe ich schon bei Besprechung der Domäne Kwai darauf hingewiesen, daß die Regierung die Bemühungen des dortigen Pächters, wie der Missionen und großen Plantagen, größere Mengen von milchergiebigem Kreuzungstieren zu züchten, möglichst unterstützen sollte. Von diesen brauchbaren Tieren könnte man dem Ansiedler, der sich seine Scholle durch fleißige Arbeit hergerichtet hat, ohne Bedenken 1 bis 2 Stück Vorschußweise zur Verfügung stellen. Von ihnen, die im luftigen Stall oder großer Koppel gehalten, mit grünem Mais oder mit Klee gras reichlich ernährt würden, könnte die Hausfrau viel mehr Milch erhalten, als von einem Duzend Schenzikühen, denen große Weideflächen zur Verfügung stehen müssen. Können dann Zugtiere beschafft werden

— die billig für 50 bis 60 Mk. zu haben sind —, so würde die Erweiterung der Ackerfläche in rascherem Tempo vor sich gehen können. Aber nur soweit für Kartoffeln, Getreide und Mais Absatz vorhanden ist, würde ich raten, über den eigenen Bedarf und den des wachsenden Viehstandes hinaus von diesen Produkten zu kultivieren, sonst aber alle Kraft auf „tropische“ Kulturen legen, d. h. in Westusambara Kaffee pflanzen und Gerberakazien ansäen, die nachher die baren Erträge liefern sollen, zur Rückzahlung etwaiger Vorschüsse und zur Schaffung eines eigenen Vermögens.

Übrigens möchte ich die Absatzmöglichkeit für Kartoffeln, Getreide und tierische Produkte doch nicht so gering anschlagen als Herr Dr. Neubauer es noch vor vier Jahren tat. Wenn man von der Hauptstadt des britischen Ostafrika von Nairobi große Mengen von Kartoffeln auf eine Entfernung von ca. 525 km Eisenbahn über Mombasa vorteilhaft nach den südlichen Häfen der ostafrikanischen Küste verfrachten kann, so dürfte das doch wohl auch auf eine Entfernung von 125 Eisenbahnkilometern aus West-Ufambara möglich sein, sobald die jetzt im Bau begriffenen Zufuhrstraßen für Fuhrwerk passierbar sind. Hat doch das Bezirksamt Wilhelmsthal nach Ausweis seines Jahresberichtes 1901 von seinen Versuchsfeldern 400 Zentner Kartoffeln loco Wilhelmsthal zu 4 Rp. pro Last von 60 Pfund, also zu etwa 9 Mk. pro Zentner verkauft und daraus für eine Ernte einen Reinertrag von 320 Mk. pro Morgen erzielt.

Daß der Mais, den die Forstverwaltung Wilhelmsthal als Zwischenkultur in verhältnismäßig großer Menge im letzten Jahre produziert hatte, zu hohem Preise an Ort und Stelle verkauft wurde, spricht gleichfalls für die

Möglichkeit, solche Produkte der Ansiedler abzusetzen. Endlich hat das bisherige Ergebnis von Kwai gezeigt, daß es auch sehr wohl möglich ist, frische gute Butter, geräucherte Fleischwaren, Schmalz usw. in größerem Umfange mit Vorteil zu verwerten.

Aber ich meine, darauf wird man, solange größere Verkehrszentren mit kaufkräftiger Bevölkerung im Innern fehlen, oder bis die genossenschaftliche Verwertung der tierischen Produkte gesichert ist, die Ansiedler nicht in erster Linie verweisen. Der Kaffee gedeiht in diesen Höhenlagen gut. Wird er, wie das bei Kleinkultur möglich und wahrscheinlich ist, gut gepflegt und gedüngt, so wird er nachhaltig gute Erträge geben. Werden allmählich 5 ha mit Kaffee bepflanzt, so sind Ernten von 40 bis 50 dz sehr wohl möglich und selbst bei niedrigen Preisen von etwa 50 Pfg. pro Pfund würden sie Bar-einnahmen bringen von 4—5000 Mk., die diese Ansiedler daheim auf kleiner Scholle kaum je erwarten könnten. Werden daneben dann etwa 6 ha mit *accacia decurrens* bepflanzt, von denen in sechsjährigem Umtriebe jährlich 1 ha abgeerntet würde, so wäre die Wirtschaft mit Holz reichlich versehen und Jahreseinnahmen von etwa 1000 bis 1200 Mk. würden mit dazu beitragen den Wohlstand der Farmer zu begründen.

Doch ich will das Zukunftsbild nicht zu rosig ausmalen und deshalb darauf verzichten, weitere Möglichkeiten gewinnbringender Nebenkulturen zu schildern. Ich wollte nur zeigen, daß der Ansiedler, der auch daheim recht häufig kaum mehr als sein täglich Brot von seinem Kleinbesitz erarbeitet und dabei den Kampf gegen ein rauhes unsicheres Klima ebenso wie hier gegen Dürre und Trockenheit zu führen hat, unter den Tropen in den ge-

funden Verglagen sehr wohl ohne große Mittel viel leichter vorwärts kommen kann und wird.

Man wird ihm, wegen der hohen sozialen Bedeutung, die solcher Kolonistenstand für die dauernde Germanisierung unseres Besitzes haben muß, von seiten der Regierung möglichst entgegenkommen müssen und sollte tüchtige, strebsame Ansiedler nicht abschrecken, aber ortskundige, wirtschaftlich geschulte Beamte mit der Leitung dieser Kulturaufgabe betrauen.

Auch bare Geldmittel könnte der Reichstag zur Förderung der Ansiedelung bewilligen; denn wahrscheinlich würde dadurch mit weniger Geld, als eine Kompanie weißer Soldaten erfordern würde, nebenher eine zahlreiche Landwehr geschaffen werden können, die ihr Gebiet gegen aufrührerische Eingeborene am besten dauernd sichern würde.

Darum meine ich, man sollte bald ans Werk gehen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat die Förderung der Ansiedelung energisch in die Hand genommen, Reichsregierung und Reichstag sollten folgen. Dabei sollte man dem ausgesprochenen Wunsche des letzteren Folge leisten, nicht gleich überall, wo die klimatischen und sonstigen Bedingungen günstig sind, die Arbeit beginnen wollen, sondern sich zunächst auf die Landesteile konzentrieren, die bereits durch Eisenbahnen und Verkehrswege erschlossen, die günstigsten Vorbedingungen bieten. Sind hier, wie ich nicht zweifle, Erfolge erzielt, so ist die weitere Besiedelung leicht und Schienenwege und Kunststraßen würden recht bald den Ansiedlern folgen.

Noch einige Bemerkungen zur „Landfrage“! In Südwestafrika wie in Kamerun macht sie mit Recht den Kolonialfreunden und dem Reichstage große Schwierig-

keiten. Weite Ländergebiete, kleinen Königreichen gleich, sind in übereilter Weise an große Gesellschaften vergeben worden, denen die Mittel oder die Neigung fehlen, sie einer schnellen Besiedelung zugänglich zu machen.

In dem großen Ostafrika ist davon glücklicherweise nichts zu spüren. Zwar ist die ursprüngliche Beherrscherin der Kolonie, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im Besitz ausgedehnter Ländereien, und ebenso sind vor Jahren größere Flächen an einzelne Privatleute und Gesellschaften verkauft worden, aber die vergebenen Flächen sind verschwindend klein im Vergleich zu dem verbleibenden Rest, über den die Regierung sich durch die Verordnung vom 26. November 1895 — über Schaffung, Besitzergreifung und Veräußerung von Kronland — das Bestimmungsrecht vorbehalten hat. Von einer Vergewaltigung oder Beraubung der Eingeborenen kann danach keine Rede sein, vielmehr wird in sorgfältigster Weise den Bedürfnissen der jetzigen und der wachsenden Negerbevölkerung Rechnung getragen.

In der Vergabung an weiße Pflanzler oder Ansiedler geht man fast zu ängstlich vor, um nur ja jede Bodenspekulation zu hindern, die der baldigen Kultivierung des Landes hinderlich sein sollte. Eigentlich verkauft das Gouvernement grundsätzlich kein Land ohne strenge Garantien für seine schnelle Bebauung. Sie gibt seit kurzem nur ausnahmsweise größere Flächen als 1000 ha an einen einzelnen Erwerber und schließt die Verträge fast ausnahmslos als Pachtverträge ab, mit dem Recht späteren Ankaufes zu vorher vereinbarten billigen Preisen.

In der Regel wird das Land auf 25 Jahre verpachtet zu einem den Zinsen des geringen Kaufpreises von 2—4 Rupien pro ha entsprechenden Pachtzins. Bei

Vergebung von 1000 ha Landes zum Plantagenbetrieb wird dabei beispielsweise die Bedingung gestellt, daß in jedem Jahre 50 ha „zu kultivieren oder in anderweitige dauernde Nutzung zu bringen und darin zu unterhalten sind, bis ein Viertel des Landes bebaut oder in anderweite dauernde Nutzung genommen ist“. Die Bebauung soll, soweit die Bodenbeschaffenheit es gestattet, „in zusammenhängenden Flächen und in fortgesetzter Folge stattfinden“. „Der Bebauungsverpflichtung wird auch durch Errichtung von Wohnhäusern nach europäischer Art und von Wirtschafts- und Fabrikgebäuden genügt, mit der Maßgabe, daß für je 50 Rupien aufgewendeter Baukosten ein Hektar als bebaut gilt, daß aber, sobald die Baukosten 15 000 Rupien erreicht haben, eine Anrechnung nicht mehr stattfindet.“ Der Pächter ist dann berechtigt, „das kultivierte oder anderweit in dauernde Nutzung genommene Land jederzeit in gleichem Umfange während der Vertragsdauer zu einem festen Preise (meist 2—4 Rupien pro ha) zu kaufen,“ jedoch mindestens 50 ha in rechtwinkliger Form. Sobald die Hälfte kultiviert ist, kann er das Ganze kaufen.

Man wird zugeben müssen, daß durch diese Bestimmungen der Bodenspekulation ein kräftiger Riegel vorgeschoben ist, und daß auf der anderen Seite Leuten, die ernste Absichten haben, den Boden zu nutzen, die Erwerbung so billig wie möglich gemacht wird. Aber in der Verwaltungspraxis wird man doch bei der Bebauungspflicht die Zügel nicht zu scharf anziehen dürfen. Denn noch sind die Verhältnisse nicht überall genügend geklärt, um in so raschem Tempo die Kulturen fördern zu können. Wer im ersten Jahre 50 ha — immerhin eine stattliche Fläche — vom Busch- oder Urwald gesäubert und das

Land zur Aufnahme der Saat und des Pflanzmaterials vorbereitet hat, auch für notdürftige Unterbringung seiner eigenen Person, seiner Arbeiter, Nutztiere und Geräte gesorgt hat, wird es oft recht lästig empfinden, im zweiten Jahre wieder 200 Morgen in Kultur bringen zu müssen und im dritten und vierten Jahre das gleiche zu tun, obwohl er noch kein Urteil darüber haben kann, ob seine Kaffee- oder Gummibäume wirklich Ertrag bringen, ob sie überhaupt nachhaltig gedeihen werden. Ruhiges Abwarten ist dabei oft empfehlenswert und entspricht den Mitteln der Pflanzer, während man es ihnen nicht verdenken kann, wenn sie sich gleich bei Anlegung ihrer Plantage eine größere Fläche zur Unterhaltung ihrer Arbeiter und zu baldiger Erweiterung nutzbringender Kulturen sichern. Auch die wichtige Frage der Einführung eines zweckmäßigen Grundkredites wird durch die erschwerte Erwerbung grundbuchamtlich zu verpfändenden Grundbesitzes nicht leicht gelöst werden können.

Immerhin wird man zugeben müssen, daß in Ostafrika eine verständige Regelung der Landfrage gesucht und, soweit möglich, gefunden ist.

Schluß.

Wer wirtschaftliche Studien über ein großes Kolonialgebiet der Öffentlichkeit übergibt, hat zwar nicht formell die Pflicht möglichster Vollständigkeit, aber der Leser hat doch eigentlich ein Recht darauf, zu verlangen, daß man ihn tunlichst über alle wichtigen Fragen unterrichtet. Deshalb war auch mein Ziel ursprünglich wesentlich weiter gesteckt. Ich wollte über Arbeiterverhältnisse, über Verkehrspolitik und Verkehrswege, über Zoll- und Finanzwesen, über Schwächen und Vorzüge unserer kolonialen Verwaltungspraxis, über Kredit- und Geldwesen meine Anschauungen in besonderen Abschnitten zusammenfassen. Wenn es vorläufig unterbleibt, so geschieht es, weil der Umfang dieses Buches schon weit über das verabredete Maß hinausgewachsen ist, und weil ich den Wunsch des Herrn Verlegers nach beschleunigtem Abschluß der Arbeit als berechtigt anerkennen muß.

Übermäßige Inanspruchnahme meiner Zeit durch parlamentarische und Berufspflichten, leider auch zeitweise schwere Erkrankung haben mich an schnellerer Arbeit verhindert. Ich muß mir deshalb manches, was nur verstreut und andeutungsweise in anderen Kapiteln erwähnt wurde, für spätere Bearbeitung vorbehalten, hoffe aber doch, daß das Gebotene genügen wird, um das Urteil zu rechtfertigen, das ich mehrfach in öffentlichen Vorträgen ausgesprochen habe, daß Deutsch-Ostafrika ein wirtschaftlich

überaus wertvoller Besitz ist, der oft unterschätzt, eine Fülle von Entwicklungsmöglichkeiten bietet, die zu ernster, opferfreudiger Arbeit anregen.

Was bereits geleistet ist, verdient bei der kurzen Spanne Zeit, bei dem Mangel an jeder Erfahrung und den geringen Mitteln, die zur Verfügung standen, die höchste Anerkennung. Über die Jahre vorsichtigen Tastens und langsamen Vorschreitens sind wir hinaus, die Zeit der Ernte rückt näher, und Regierung und Volksvertretung sollten nicht zögern, zu verständiger, planmäßiger Erschließung des Landes größere Mittel aufzuwenden. Unser deutsches Volk aber sollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den heißen, aber ertragversprechenden Boden unseres schönen Kolonialbesitzes durch Kapital und eigene Arbeit intensiver zu befruchten, als bisher geschehen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.



Hervorragende Erscheinungen

aus dem Verlage von
C. U. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35.

September 1906 erschien:

Dr. Carl Peters:

Die Gründung von Deutsch-Ostafrika

Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen.

Mit zahlreichen Porträts und einem Facsimile; ca. 260 S.

Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt: Vorwort — Vorbereitung — An die Arbeit — Der erste Wurf — Im Kampf um ein ostafrikanisches Kolonialreich — Die Erwerbung der Küste — Der Küstenaufstand und der Griff nach dem oberen Nil.

Ein neues Buch von Dr. Carl Peters ist in unserem Verlage erschienen. Es behandelt die Gründung von Deutsch-Ostafrika und stellt persönliche Erinnerungen und Betrachtungen des Verfassers dar. Es ist durchweg im leichten und anmutigen Plauderton geschrieben und faßt scharf und klar die Tatsachen und Ereignisse zusammen, welche zur Gründung unserer größten deutschen Kolonie geführt haben. Diese Gründung tritt dadurch in eine wesentlich neue Beleuchtung, da nicht nur die Handlungen mitgeteilt werden, welche zur Besitzergreifung Deutsch-Ostafrikas führten, sondern auch die vielen Strömungen und Unterströmungen, welche in der Heimat und im internationalen Wettbewerb zu bekämpfen waren. Deutliche Schlaglichter fallen auf die Kolonialpolitik des Fürsten Bismarck, und hierdurch gewinnt das Werk eine hohe geschichtliche Bedeutung. Der Verfasser tritt durchweg handelnd in den Mittelpunkt der Erzählung und diese darf gegenüber den vielen gehässigen Angriffen, denen Dr. Carl Peters bis auf den heutigen Tag ausgesetzt geblieben ist, als die sachliche und gelungenste Selbstverteidigung unseres kühnen Kolonialpioniers gelten. Das Werk ist durchaus aktuell, und niemand, der sich für die deutsche Geschichte am Ausgang des vorigen Jahrhunderts interessiert, wird es außer acht lassen können. Der Leser wird zu gleicher Zeit belehrt und unterhalten, und zahlreiche Porträts der vornehmlichsten, mithandelnden Persönlichkeiten bringen die Darstellung der Anschauung näher.

1905 erschien:

Das neue Südafrika

von Prof. Dr. Paul Samassa.

Geheftet 5,50 Mk., gebunden 6,50 Mk.

Inhalt: Südafrikanische Probleme — Das Afrikanertum der Kapkolonie — Englands Herrschaft — Randmagnaten und Goldindustrie — Burenrenaissance — Allerlei Rassefragen — Wirtschaftliche Zukunftsaussichten — Auf dem Wege zu den Vereinigten Staaten von Südafrika — Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika. —

Was bisher über die politische und wirtschaftliche Entwicklung seit dem Kriege aus Südafrika verlautete, stammte meist aus englischen Quellen und war wenig aufklärend. Da ist es sehr dankenswert, in dem vorliegenden Buche eine getreue Schilderung der jetzigen Verhältnisse zu finden, von der man anerkennen muß, daß sie sich großer Objektivität befleißigt und bei Engländern und Buren Fehler und Vorzüge in die richtige Beleuchtung rückt; der Verfasser bringt durch langjährige Beschäftigung mit der Eigenart nationaler Kämpfe, die er sich in Oesterreich erworben hat, einen sicheren Blick dafür mit, und ein gut ausgenützter längerer Aufenthalt in Südafrika selbst, bei dem er über gute Einführungen bei vielen maßgebenden Persönlichkeiten des südafrikanischen Lebens verfügte, gaben die tatsächlichen Unterlagen für seine Schilderungen.

Verlag von E. U. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35.

September 1906 erschien:

Mit Lord Ritchener gegen den Mahdi

Erinnerungen eines preussischen Generalstabs-
offiziers an den englischen Sudanfeldzug

von U. v. Tiedemann.

Mit 5 Porträten und 2 Karten. — Preis 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Inhalt: Einleitung — An Bord der Gera — Nilaufwärts — Die Schlacht — Kairo im Sommer — Schluß — Anhang.

In letzter Zeit sind auf dem Büchermarkt in rascher Folge eine Reihe von Veröffentlichungen aufgetaucht, durch die das Interesse des deutschen Lesers immer wieder auf das Wüstenvolk jenseits des Kanals hingelenkt wurde, und von denen sich einige namentlich mit dessen kriegerischen Machtfaktoren, seinem Heer und seiner Flotte beschäftigten und deren Chancen für einen Zukunftskrieg darzulegen versuchten.

Das vorliegende Buch führt uns nun auch in das britische Lager; aber die Szenen, die es vor unserem Auge entrollt, sind nicht mehr oder minder phantastische Konjunkturen, sondern wirkliche Ereignisse von einem Augenzeugen in fesselnder, lebendiger Weise geschildert.

Major a. D. v. T. wurde von seiten des preussischen Generalstabes behufs militärischer Berichterstattung dem Hauptquartier Lord Ritcheners als Attaché überwiesen, er gibt uns in Briefen an seine Gattin und in Auszügen aus seinen Berichten ein Bild eines der merkwürdigsten und interessantesten Feldzüge, von denen die Kriegsgeschichte weiß. Wir begleiten ihn auf der mit liebenswürdigem Humor geschilderten Fahrt von Premierhaven nach dem unter der Glut des afrikanischen Sommers schmachtenden Kairo, das, sonst um diese Jahreszeit tot und still, summt wie ein Bienenschwarm von neu eintreffenden und nach dem Sudan weitergehenden englischen Truppen; wir ziehen mit ihm nilaufwärts durch Sandstürme und in infernalischer Temperatur — bis auf 52°C im Schatten weist das Thermometer —, lagern mit ihm in der stillen, toten Wüste unter dem südlichen Kreuz, vor unserem Auge erscheinen in greifbarer Gestalt der finstere, schweigsame Sirdar, Slatin Pascha, Oberst Wingate u. a. — bis schließlich der Morgen des 2. September 1898 und mit ihm die Schlacht von Dunderman anbricht, in der der fanatische Todesmut der wie toll angreifenden Derwische an dem vernichtenden Feuer der modernen Schnellfeuerwaffen zerstückelt. Der Abend der Schlacht bringt dem seit langen Jahren im Kerker schmachtenden Deutschen Neufeld Erlösung, dessen Persönlichkeit nach der vorliegenden Darstellung in einem für viele neuen und eigenartigen Licht erscheint.

Herr v. T., der außer an dem geschilderten Feldzug auch an der deutschen Emin-Pascha-Expedition, dem China-Feldzug teilgenommen und sich längere Zeit in Nord-Amerika, Westindien und Mexiko aufgehalten hat, verfügt über eine ziemlich umfassende Kenntnis des Erdballs und, unterstützt durch völlige Beherrschung der englischen Sprache, namentlich alles Englischen. Seine Schilderungen der englischen Kriegsführung, der englischen Offiziere und Soldaten bieten gerade in jetziger Zeit eine Fülle von Interessantem und Wissenswerten.

Sobald erschienen:

In der Pampa

Argentinische Skizzen

von Erwin von Hase.

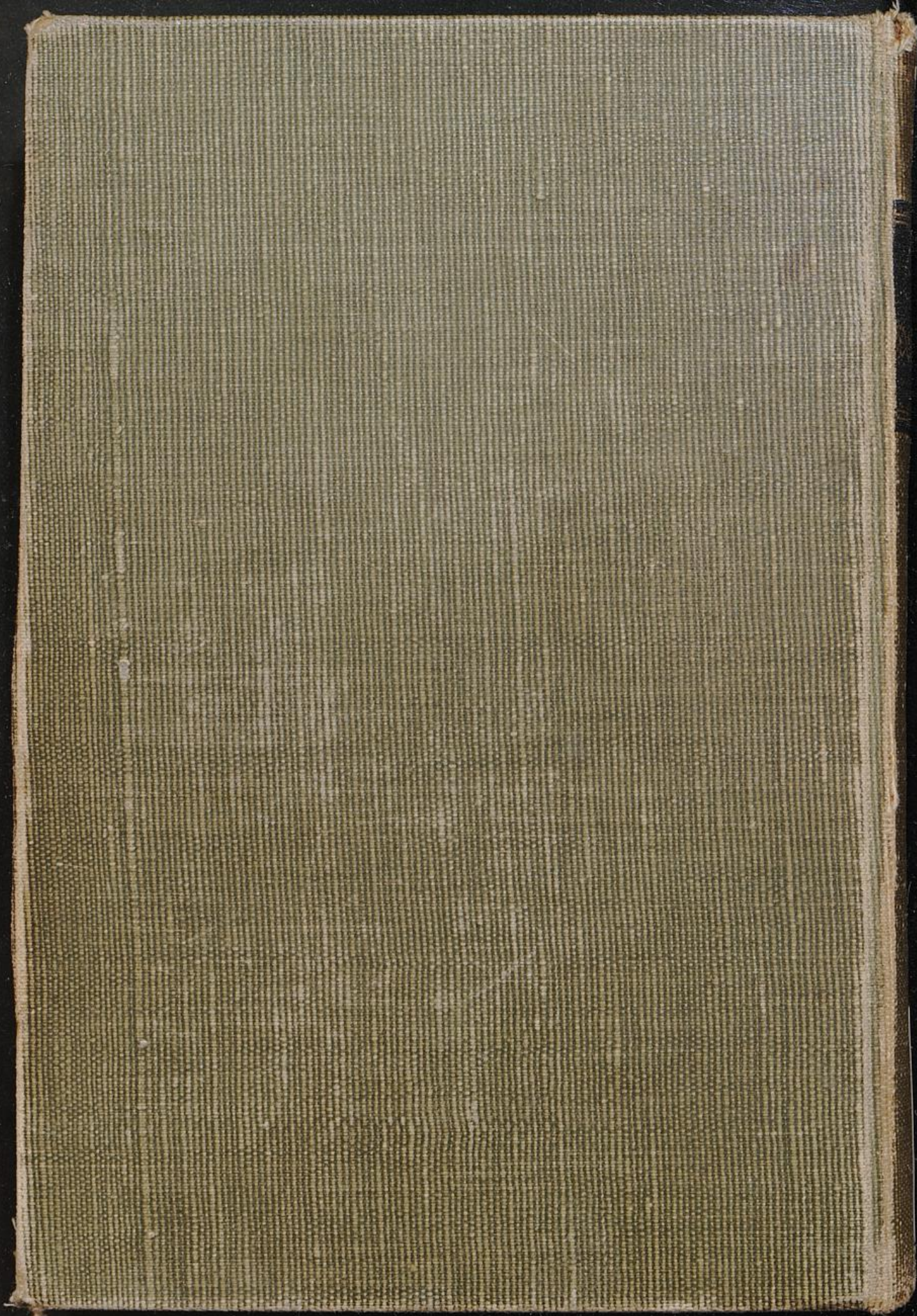
Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

In anschaulicher Weise, die auch den Humor zu seinem Recht kommen läßt, schildern die Skizzen das Leben und Arbeiten der Gauchos und Einwanderer, die Jagd mit Voleadora und Lasso, Ackerbau und Viehzucht in großen und kleinen Verhältnissen auf den weiten Weidengründen der argentinischen Republik, dem Ziel vieler Tausende, die jährlich, angezogen durch die stets steigende Bedeutung der La-Plata-Länder als zukünftiger Kornkammer Europas, sich dort eine neue Heimat gründen wollen. Der Verfasser hat selbst unter und mit den Gauchos wie einer der ihrigen gelebt und kennt sie daher weit besser als der Reisende der „im Fluge durch die Welt“ fährt und wohl vieles aber nicht viel sieht. — Gerade die vom Verfasser am ausführlichsten behandelten Verhältnisse dürften anderswo kaum andeutungsweise beachtet sein, trotzdem gerade sie das größte Interesse verdienen.

5.

i

t.
o
y
a
t
t
r.
r.
r.



12.c.3605

H. Baasche
Deutsch-Ostafrika

V
2
C
3605